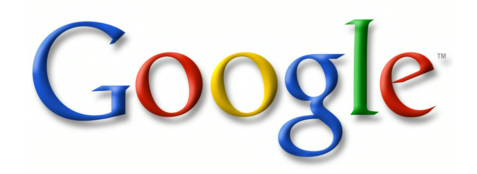
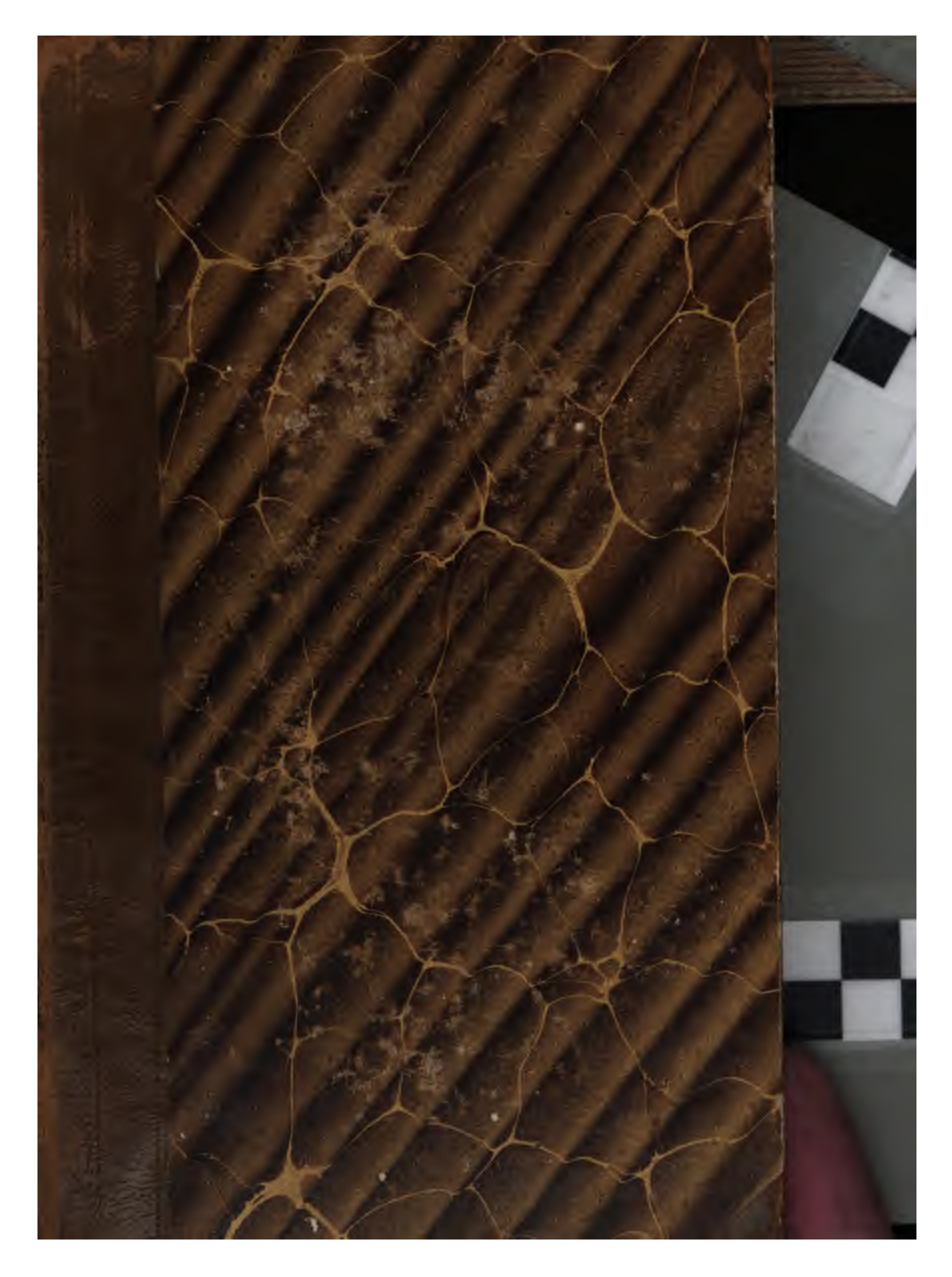
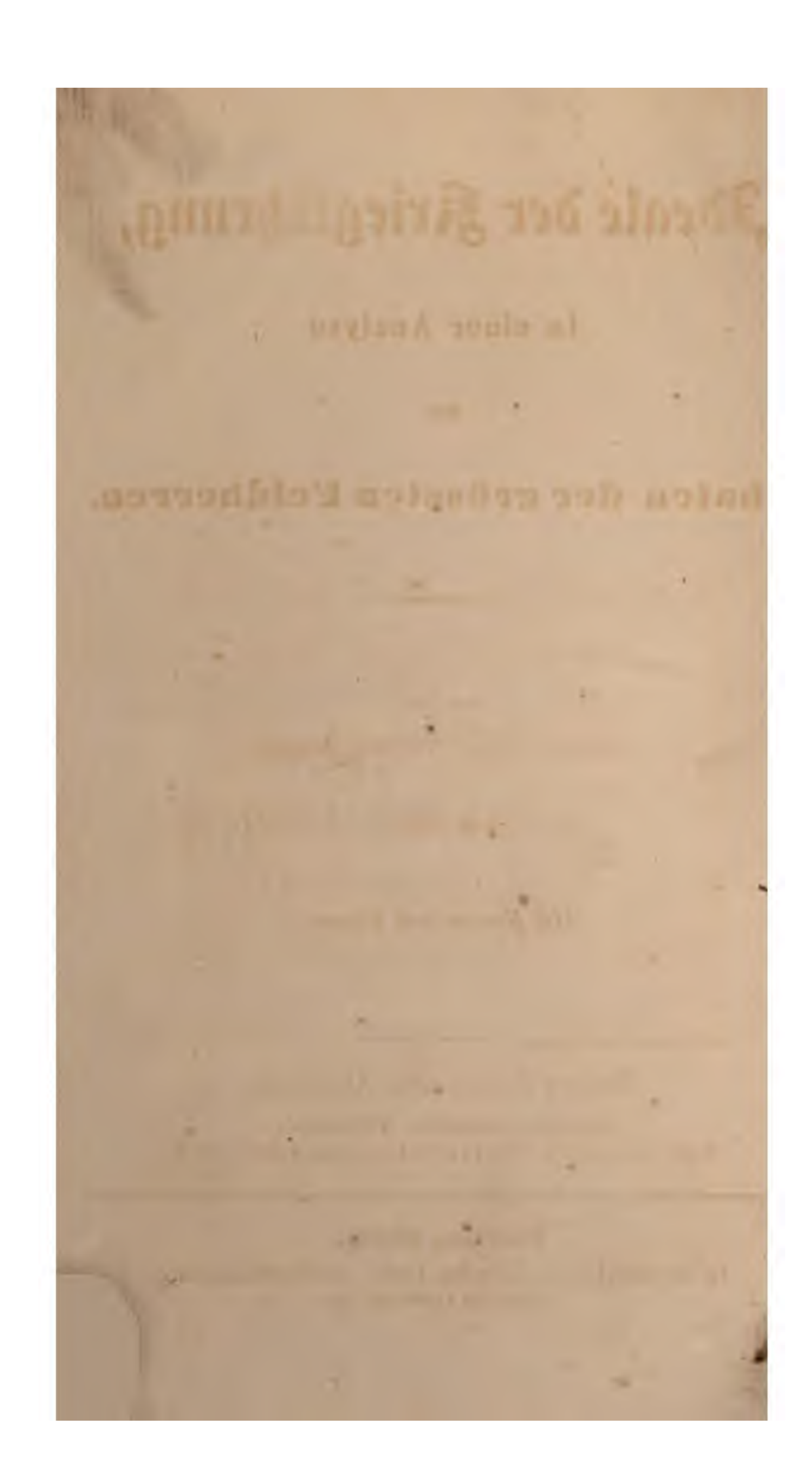






Ideale der Kriegführung,

in einer Analyse

der

Thaten der grössten Feldherren.

Von dem

General-Lieutenant von Lossau.

Mit Karten und Plänen.

Zweiten Bandes erste Abtheilung.

Gustav Adolph. Türenne.

Vom ersten bis zehnten Feldzug einschliesslich.

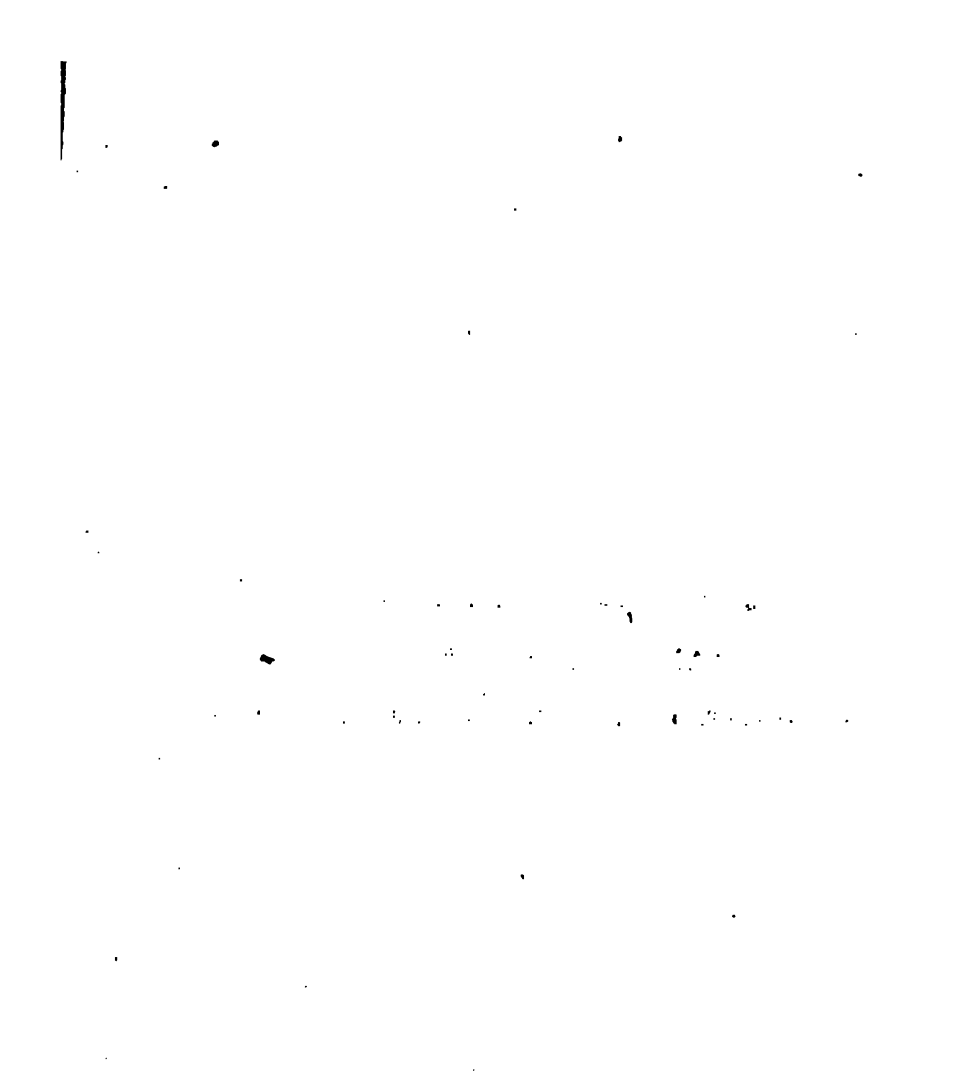
Berlin, 1836.

In der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung.

(Unter den Linden No. 34.)

Gustav Adolph,
König von Schweden,

geboren den 9. December 1594, gestorben den 6. November 1632.



Gustav Adolph.

Es ist ein schwieriges Unternehmen, die Eigenthümlichkeiten dieses Königs darzustellen, ohne das Ansehn zu gewinnen, von den ihm gespendeten Lobeserhebungen seiner Zeitgenossen und der Nachwelt im Voraus eingenommen worden zu sein. Seine Politik und Kriegführung, seine Personalität als Feldherr und als Souverain eines ihm wirklich anhangenden Volks, sein Edelmuth und seine Seelenstärke, gestützt auf eine ihn ganz erfüllende Religiosität: alle diese unverkennbaren Grundbestandtheile seines Characters sind mit einander dermassen verflochten, dass es unmöglich ist, seine Handlungen anders, denn als die Resultate der vereinigten Wirkung aller dieser Eigenschaften zu betrachten. Selbst da, wo Gustav Adolph irren konnte, irrte er gewiss weder aus Leidenschaft, noch aus Inconsequenz, und es dürfte ein schwer zu lösendes Problem bleiben, ob er, bei längerm Leben und weiterer Verfolgung seiner Absichten, jemals eine solche Haltung verleugnet haben würde.

Der geehrte Leser wolle sich der Lage erinnern, in welcher das schwedische Reich sich zur Zeit der Geburt Gustav Adolph's befand. Sein Vater, Carl IX., hatte durch die Wahl der Reichsstände den Thron be-

stiegen, nachdem dessen älteren Bruders Sohn, Sigismund, welcher zugleich König von Polen war, seiner Neigung für die katholische Religion wegen, der Krone für verlustig erklärt worden war. Unerachtet nun dieser Regierungswechsel, nur nach Jahre anhaltenden Streitigkeiten und selbst durch den Krieg, von Seiten der Reichsstände einstimmig beschlossen worden war, so betrachtete dessen ungeachtet Sigismund seinen Nachfolger und dessen Erben als Usurpatoren, und suchte ihnen auf alle nur ersinnliche Art zu schaden.

Gustav Adolph war zehn Jahr alt, als sein Vater, ein Sohn Gustav Wasa's, zum König erwählt wurde, und hatte eine ausserordentliche Erziehung genossen. In seinem 12ten Jahre konnte er sich in fünf Sprachen ausser seiner Muttersprache ausdrücken, und besass ausserdem viele andere wissenschaftliche Kenntnisse. Diese glücklichen Anlagen wurden durch einen starken Körper unterstützt, dessen Ausbildung bei seiner Erziehung besonders berücksichtigt worden zu sein scheint. Carl's des Neunten unverkennbare und auch manifestirte Absicht war, seinem Reiche einst einen Erben zu hinterlassen, der das selbe gegen dessen viele Feinde, zu welchen hauptsächlich Polen und Dänemark, auch Russland gehörten, mit kraftvollem Arm aufrecht erhalten könnte, und seine Wünsche schienen durch die höchst ausgezeichneten Talente seines Thronfolgers erfüllt werden zu sollen. Wie gross die Erwartungen des Königs gewesen sein mögen, erhellt daraus, dass er öfter, wenn von grossen Plänen die Rede war, äusserte: „Ich schmeichle mir nicht, damit zu Stande

zu kommen, allein dieser wird es thun." Es ist erklärbar, dass hierdurch die Erwartungen, die man von dem Thronerben hatte, sehr gesteigert werden und ihm die Achtung der Nation erwerben mussten, und es lässt sich behaupten, dass Gustav Adolph sie erfüllt hat.

Als derselbe 17 Jahre alt war, erklärte ihn der König, sein Vater, für majorenn, und gab ihm bei dem ausgebrochenen Kriege mit Dänemark ein Corps zu kommandiren. Der Krieg nahm zwar eine unvortheilhafte Wendung für Schweden, indem die Dänen Calmar eroberten. Indess schiffte Gustav Adolph mit einem kleinen Corps nach der Insel Oeland, und eroberte dieselbe nebst dem Schloss Borgholm. Auf seinem Rückweg fiel ihm ein Brief des dänischen Commandanten von Christianopel in die Hände, worin dieser den König von Dänemark um eine Verstärkung von 500 Reitern bat. Dies benutzte Gustav Adolph unverzüglich, liess 500 Reiter in dänische Uniform kleiden und führte sie in Person nach der Stadt. Er langte des Nachts an, wurde eingelassen, und eroberte den Ort. Dieser erste Versuch zeigt bereits seinen Unternehmungsgeist und die Aufgelegtheit, eine sich darbietende Gelegenheit entschlossen zu benutzen.

Kurz darauf starb Carl IX. und soll noch auf seinem Sterbebette bei einer eingetroffenen wichtigen Nachricht mit einem Blick auf seinen Nachfolger geäussert haben: „Die weltlichen Angelegenheiten gehen mich nichts mehr an, ich lasse sie in bessern Händen."

Merkwürdig und ein Beweis von einer weit getriebenen Vorsichtigkeit Carl's des IX. ist es, dass er trotz der vortheilhaften Meinung, die er von seinem Erben hatte, dennoch eine Regentschaft anordnete, weil nach den Grundgesetzen des schwedischen Reichs ein König nicht vor dem 24sten Jahre zur Alleinherrschaft gelangen sollte. Allein die Reichsstände beschlossen, wenige Wochen nach dem Tode Carls, ihrem Könige Gustav Adolph die Regierung uneingeschränkt zu übertragen, und von einem Gesetz abzuweichen, das auf den vorliegenden Fall nicht passte. Sie thaten dies aus freiem Antrieb einmüthig, und gaben eben dadurch einen neuen Beweis, wie gross das Zutrauen war, welches ihr neuer Beherrscher sich bereits erworben hatte. Sogar ein Bruder des Königs Sigismund, (der aber dessen Gesinnungen nicht theilte, und in Schweden ruhig geblieben war) that öffentlich und freiwillig auf alle Ansprüche auf den Thron Verzicht. Alles huldigte dem Genius, der jetzt den Thron bestiegen hatte, und es bleibt eben so bemerkenswerth, dass diese Gesinnungen und ein solcher Enthusiasmus sich während der ein und zwanzigjährigen Regierung Gustav Adolph's niemals geändert haben.

Es ist für uns nicht allein nothwendig, sondern es ist auch an sich von höchlichem Interesse, den jungen genialen König auf dem Thron einigermassen zu beobachten, da sich seine praktischen Anlagen bald entwickeln mussten.

Einer seiner ersten Schritte war die Wiederbesetzung erledigter wichtiger Stellen in den verschiedenen

Verwaltungs-Zweigen des Reichs. Gleich bei dieser ersten und wichtigen Gelegenheit, ernannte Gustav Adolph den nachher so berühmt gewordenen Oxenstierna zum Kanzler und zum Chef aller inneren und auswärtigen Angelegenheiten, und der Erfolg rechtfertigte diese mit königlichem Scharfsinn getroffene Wahl. Oxenstiern war einer der ausgezeichnetsten Officiere der Armee, welcher alle Talente besass, um Truppen zu führen, und davon in der Folge die eclatantesten Beweise gegeben hat, auch schon in früherer Zeit die Bildung des Königs leitete.

Es will in der That sehr viel sagen, wenn ein siebzehnjähriger Selbstherrscher die richtige Voreempfindung von der Brauchbarkeit der Menschen mit auf den Thron bringt, und wenn derselbe, wie alle grossen Könige gethan haben, seine erhabene Stellung nicht nur als einen grossen Vorzug vor den übrigen Sterblichen, sondern als ein ordentliches Amt betrachtet, welches ihm Pflichten auferlegt, die um so gewissenhafter erfüllt werden sollen, als er keinen höhern Richter auf der Welt, und nur die höchste unsichtbare Potenz über sich hat. Gustav Adolph war von dieser Ansicht durchdrungen, und äusserte mit frommen Gesinnungen seine Ueberzeugung von dem Gewicht einer Krone. Dann verfolgte er seine Laufbahn mit angeborener Festigkeit, mit Dreistigkeit und Gewandtheit sein Lebelang.

Erster Feldzug, 1612.

Der Krieg mit Dänemark war nicht beendigt, die Festung Calmar noch in den Händen des Feindes, welcher deren Werke sehr erweitert und vervollkommnet hatte. Eine Belagerung dieses Orts hätte sich in die Länge ziehen müssen, und würde ohne Zweifel durch die Unternehmungen des Feindes gestört worden sein. Dies und die Aussicht, jenen Platz auf eine wohlfeilere Art wieder zurück erhalten zu können, vermochten den König Gustav Adolph wahrscheinlich, den Feldzug mit einer Diversion in das feindliche Land zu eröffnen. Er marschirte daher nach Schonen, wo Christian IV. ein Corps unter dem Herzog Georg von Lüneburg zurückgelassen hatte. Der Herzog von Ostgothland sollte Elfsborg gegen die dänischen Flotten decken.

Gustav Adolph unternahm in Folge dieses, von gewöhnlichen Ansichten schon genialisch abweichenden Operationsplans die Belagerung von Helsingborg, war aber nicht glücklich dabei, sondern wurde durch einen Ueberfall der Dänen, bei welchem er in grosse Gefahr kam, zum Rückzug gezwungen. Ein solcher Nachtheil und zwar bei dem ersten Debüt führt oft zur Entmuthigung, und scheint dem grossen Haufen eine üble Vorbedeutung zu sein, während das wahre Talent, welches sich selten sanguinischen Hoffnungen überlässt, nicht in dem allein, was man Glück nennt, sondern in die Zweckmässigkeit seiner Maasregeln sein Vertrauen setzt, und sich auf solche Art unab-

hängig von dem Zufall, wenn gleich unterstützungswürdig durch das Geschick, zu verhalten sucht. Gustav Adolph folgte vielleicht einer solchen Ansicht, indem er eine abermalige Diversion nach Norwegen unternahm. Allein auch diese schlug fehl, hatte jedoch nicht im mindesten auf die Entschliessungen des Königs Einfluss, welche bald auf die Probe gesetzt werden sollten.

Die Dänen unter dem Oberbefehl des Königs Christian IV. beabsichtigten nämlich, Elfsnaben und Jönkiöping, damals eine Grenzfestung, wegzunehmen, wodurch sie ungehindert weiter in Schweden vordringen konnten. Gustav Adolph stand jetzt bei Jönkiöping, um diesen wichtigen Platz zu schützen, war aber sowohl zu Lande, als besonders zur See viel zu schwach, um den bedeutenden dänischen Streitmitteln gewachsen zu sein.

Elfsborg ging verloren, und Christian IV. glaubte sich die Abwesenheit des Königs von Schweden zu Nutze machen zu können, um Stockholm zu überrumpeln, zu welchem Ende er bis Waxholm zwei Meilen von der Hauptstadt vorrückte. Gustav Adolph marschirte unverzüglich mit einem kleinen Corps nach Stockholm, bewaffnete dort alle waffenfähige Mannschaft, und ging damit bis Waxholm den Dänen entgegen. Durch diese schnelle Thätigkeit wurde der Sitz der Regierung gerettet, und der Feind, welcher den König weit entfernt glaubte, zum Rückzug genöthigt. Missvergnügt über einen solchen Ausgang des Krieges, neigte sich Christian IV. zum Frieden,

und gab Elfsburg nebst Calmar gegen eine Entschädigung wieder heraus. Gustav Adolph, der die überlegenen Kräfte Dänemarks, mit welchen der König Christian IV. seine eifersüchtigen Anschläge gegen das Haus Wasa ausführen konnte, scheuen musste, suchte sich mit diesem Nachbar so gut als möglich zu vergleichen, und alle Veranlassung zum Streite zu vermeiden (1613), sich aber auf einer andern Seite schadlos zu halten, wozu die Ansprüche, welche Schweden an Russland zu machen hatte, die Veranlassung gaben.

Carl IX. hatte für geleistete Hülfe bekanntlich Carelien erworben und diese Acquisition mit den Waffen in der Hand behauptet. Als die Russen hierauf durch die Polen sich ganz zu Boden geworfen sahen, wählten sie den jüngeren Bruder Gustav Adolph's, den Prinzen Carl Philipp, zu ihrem Beherrscher, welche Wahl jedoch von Carl IX. nicht ausdrücklich genehmigt worden war. Nach dem Tode des letzteren, und als der junge König mit den Dänen Frieden geschlossen hatte, suchte derselbe die Ansprüche seines Bruders geltend zu machen und beschloss, denselben mit einer Armee in Russland einzuführen. Allein dies Vorhaben wurde auf eine bedeutende Zeit durch eine Angelegenheit verschoben, welche Gustav Adolph's Thätigkeit zwar vorübergehend lähmen konnte, aber ihm nur dazu diente, seinen Willen beherrschen zu lernen. Es hatte sich seiner eine Leidenschaft bemeistert, welche weniger starken Geistern mit einer äussersten Gefahr in den frühern Jahren des Lebens zu drohen

, und von welcher die Geschichte ein Mehreres
*). Gustav Adolph wusste die Neigung sei-
rzens zu überwinden, und gab sich seinem ho-
ruf endlich wieder, indem er i. J. 1614 den
uss von neuem fasste, in Person Russland an-
en.

er jedoch zur Ausführung dieses Vorhabens
ordnete er die inneren Angelegenheiten Schwe-
nd manche wichtige Veranstaltungen für die
ligung, für die Schifffarth und den Handel, für
echtigkeitspflege seines Landes an, die ihm
inen Platz unter den weisesten Regenten ver-
schaffen könnten, wenn er auch sonst wenig mehr ge-
than hätte.

In Russland hatte man unterdessen einen Selbst-
herrscher aus der Familie Romanow erwählt, gegen
welche Wahl indess der in den eroberten Provinzen
commandirende schwedische General de la Gardie
protestirte. Gustav Adolph schickte den Prinzen Carl
Philipp mit einigen Truppen nach Wiburg in Finn-
land, und die Feindseligkeiten brachen zwischen dem
General de la Gardie und den ihm entgegen geschick-
ten Russen aus. Schweden schloss nach einer sehr
richtigen Politik mit Polen einen von beiden Seiten
gewünschten Waffenstillstand auf zwei Jahre.

*) S. Gesch. G. A. aus den Arkenholzischen Handschriften u. s. w. 1r. Bd. p. 81. Die junge Gräfin Brahe scheint sogar die Achtung der Königin Mutter verdient zu haben, ohne deren sehr gemässigte Dazwischenkunft sie vielleicht auf den Thron erhoben worden wäre.

Zweiter Feldzug, 1615.

Der König drang nun mehr von Finnland nach Ingermannland vor, eroberte Angdom mit Sturm und setzte sich in den Besitz der Provinz. Dann belagerte er die damals starke Festung Pleskow, und bot den Russen unter der Vermittelung von Grossbritannien den Frieden an, welcher jedoch zurückgewiesen wurde. Pleskow ergab sich.

Seine bedeutenden Waffenthaten verbreiteten einen grossen Ruf. Viele Gelehrte erboten sich, seine Historiographen werden zu wollen; allein der 21 jährige König lehnte es ab. Der General Jacob de la Gardie war dem König in diesem Feldzuge von grossem Nutzen, und konnte gewissermaassen als dessen Lehrmeister angesehn werden. Bald aber durchschaute Gustav Adolph das Wesentliche bei seinen kriegerischen Unternehmungen und wurde in jener Zeit der Schöpfer der Disciplin, wodurch sich seine Armeen späterhin so sehr ausgezeichnet haben, und von deren Rückwirkung man ihre Successe und ihre enthusiastische Hingebung ableiten muss. Nach beendigtem Feldzuge kehrte der König nach seinen Staaten zurück.

Um diese Zeit erhielt er einen Abgeordneten der Universität Heidelberg, welcher den Auftrag hatte, ihn um seine Vermittelung in den Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und den Calvinisten zu bitten. Diese beiden protestantischen Religionsparteien feindeten sich zu jener Zeit auf eine unglaubliche Art

an, und ihr Zwist konnte für beide von den verderblichsten Folgen werden.

So gross jedoch das Vertrauen war, welches die Universität Heidelberg hierdurch an den Tag legte, so lehnte dennoch der König jene Bitte ab, da voraus zu sehen war, dass eine solche Vermittelung in jenen Zeiten wenigstens, nicht zu Stande kommen würde. Dieser Antrag giebt uns eine Vorstellung, wie gross die Meinung war, die sich in entfernten Gegenden von der Weisheit dieses jungen nordischen Königs bereits verbreitet hatte. Er lehnte sogar eine andere Einladung des Landgrafen Moritz von Hessen ab, einem Bündniss der Protestanten zu ihrer Vertheidigung beizutreten, so gern er ohne Zweifel für seine Religionsverwandten thätig gewesen wäre. Allein seine eigenen Angelegenheiten hinderten ihn für jetzt (i. J. 1615) daran, und diese mussten vor allen Dingen geordnet werden. Ungeachtet Gustav Adolph keinen Blick in die Zukunft werfen konnte, so giebt dies dennoch eine Probe von seinem politischen Scharfblick, der ihn vermochte Alles, was er that, zu rechter Zeit und am rechten Orte zu thun. Es wird sich in der Folge zeigen, dass er seine Unternehmung nach Deutschland, zum zweiten Male aufschob, und bei ungeeigneten Verhältnissen vorzog, deren Entwicklung abzuwarten. Er begnügte sich daher, dem Landgrafen Moritz, die Einigkeit unter den Protestanten auf das Dringendste anzuempfehlen.

Sigismund von Polen, der ihn für einen Thronräuber hielt, war Gustav Adolph's Hauptfeind, und da

jener im Auslande und mitten in Schweden Alles aufbot, ihm zu schaden und Feinde gegen ihn aufzuregen: so musste er dazu thun, einen solchen gefährlichen Gegner wo möglich unschädlich zu machen. Zuerst aber und vor allen Dingen musste mit Russland Frieden geschlossen werden, ehe der Waffenstillstand mit Polen zu Ende ging, und die friedlichen Verhältnisse mit Dänemark mussten sicher gestellt sein, ehe Schweden zur Ausführung der Pläne seines Königs schreiten konnte. Diese schwierige Aufgabe wurde folgender Gestalt gelöst.

Schon früher waren von den Reichsständen die kräftigsten Maassregeln gegen die Machinationen Sigismund's genommen worden, und Gustav Adolph hatte die Ueberzeugung gewonnen, von ihrer Seite in allen seinen Schritten auf das Nachdrücklichste unterstützt zu werden. An den König Christian IV. schickte er einen sehr gewandten Botschafter, den Reichsrath Skytte ab, der ihm die feierlichsten Freundschafts-Versicherungen zurückbrachte, indem er eine günstige Gelegenheit bei einem Feste benutzt hatte, und nach einer alten nordischen Gewohnheit den König von Dänemark in lateinischer Sprache anredete, um ihm im Namen seines Herrn die Brüderschaft mit vollem Glase anzubieten, welche Christian auch annahm und lateinisch antwortete. Es mag sein, dass einem entfernten spätern Zeitalter eine solche Sitte der Vorzeit anwidert. Zu jener Zeit hatte ein solcher Act jedoch die wichtigsten Folgen, da es für eine Uebelthat gegolten haben würde, wenn man eine Brüderschaft annehmen und

dessen ungeachtet seinen Bruder hätte hassen wollen. Der Zweck war daher erreicht, und Gustav Adolph vor den Dänen gesichert.

Dieser Monarch begab sich nun nach Finnland, um den Unterhandlungen mit den Russen durch seine Ankunft bei der Armee einen desto grössern Nachdruck zu geben, beschäftigte sich aber, da ein Waffenstillstand zu Stande gekommen war, mit dem Innern der Provinz, in welcher noch viele Anhänger Sigismund's vorhanden waren. Er berief hierauf die Stände jenes Landes, und eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in welcher er ihnen die Lage des Staats, seine Abneigung gegen den Krieg, aber auch die Unvermeidlichkeit des Krieges mit Polen unverholen auseinander setzte. So selten nun auch solche Reden, welche gewöhnlich als Opfer der Convenienz betrachtet werden können, von eigentlichem historischen Werth sind, so scheint doch diese des grossen Gustav Adolph's eine Ausnahme zu machen. Er geht darin alle Ereignisse von der Entthronung Sigismund's an, durch, und entwickelt mit einer wahrlich seltenen Freimüthigkeit alle tiefer liegenden Ursachen, welche ihn in die Nothwendigkeit versetzten, die Verhältnisse mit Polen auf eine für das schwedische Reich vortheilhafte Weise festzustellen. Wenigstens zeigt die edle Einfalt, mit welcher Gustav Adolph selbst die delicatern Staatsangelegenheiten und den üblen Willen seines Feindes mit der richtigen Benennung bezeichnet, die Beziehungen an, in welchen er mit seinen getreuen Ständen stand, und man kann den Wunsch

nicht unterdrücken, dass in Ländern, in welchen ei constitutionelle Scheidewand zwischen dem Souvera und den Staatsbewohnern gezogen worden ist, ei gleichartige offene Mittheilung stattfinden möchte, oh dass Schnellschreiber sich die Mühe geben wollten sie nachzuschreiben, und moderne Staatskünstler, jede Wort auf die Goldwaage zu legen. Gustav Adolpl scheint seinen Endzweck erreicht, und seine Zuhörer überzeugt zu haben. Mit wahrhaft patriotischer Hingebung, voll Vertrauen zu dem König, der eben einfach und ungekünstelt zu ihnen gesprochen hatte, bewilligten sie ihm Alles was er verlangte. Die Lage der Finnländer war nichts weniger als befriedigend, weil sie schwere Kriegslasten, und zwar lange hinter einander getragen hatten. Allein es war ein Zutrauen vorhanden, und die Lasten wurden getragen, weil jene Stände den Willen besassen, ihre Nothwendigkeit zu begreifen und einzusehn, dass ein weiser Monarch niemals das Interesse seines Volks von dem seinigen trennen wird. Gegenseitige rührende Beweise von Anhänglichkeit erfolgten, und der König entliess mit Dank die Versammlung und beschäftigte sich einen Theil des Jahrs 1616 hindurch mit dem Wohl von Finnland. Russland, in der Presse zwischen Polen und Schweden, schloss endlich den Frieden ab, zahlte eine Entschädigung und überliess an Gustav Adolph einen Theil der Herrschaft Nowgorod. Sigismund, hierüber höchlich aufgebracht, setzte aufs Neue seine Machinationen in Bewegung, wobei lediglich der Umstand bemerkenswerth ist, dass sein grösserer Gegner fast gar nichts darauf erwiederte,

und die niedrigen Ansinnungen Sigismund's bei allen Schweden abprallen mussten.

Der Sitte seines Zeitalters und seines Reichs gemäss, liess Gustav Adolph sich 1617 krönen, und erhielt neue Merkmale der Zuneigung seines Volks und der Reichsstände. Aus dem Standpunkt des Throns zwar, müssen die mehrsten Aeusserungen der Anhänglichkeit verdächtig zu sein scheinen, weil die wahre Liebe eines Volks sich erst in der Erinnerung offenbart, und die gewöhnlichen Erscheinungen von keinem besondern Werth sind. Für Gustav Adolph sprachen jedoch die Thatsachen und der Genuss der Güter, die er seinem Volke schon in seiner noch kurzen Regierung verschafft hatte. Die Ausbrüche der Treue und Liebe zu ihrem Beherrscher, waren daher unverdächtiger als bei dem grossen Haufen der Monarchen, deren Namen nur in den Geschlechtsregistern leben. Gustav Adolph, der dies früh empfand, wusste daher auch den wahren Werth der Huldigungen zu erkennen, die man ihm darbrachte, und verstand, durch Erwiederung der Zuneigung seine Diener zu lohnen.

Der König versuchte nun, im Wege der Güte durch Unterhandlungen, sich mit Sigismund zu vergleichen, zugleich aber seine Armee und seine Flotte zu vermehren und sie in schlagfertigen Stand zu setzen. Allein seine Bemühungen, einen förmlichen Frieden unter haltbaren Bedingungen, oder einen langen Waffenstillstand zu schliessen, blieben fruchtlos. Gustav Adolph berücksichtigte nicht nur seine gerechte

Sache gegen einen unversöhnlichen Feind, sondern auf seine übrigen politischen Verhältnisse. Er wollte die ihm nachtheiligen Vorstellungen, als ob er aus Eroberungssucht einen neuen Krieg suche, von sich ab wenden, und durch ein offenes Verfahren das Unrecht in welchem Sigismund sich befand, aller Welt unbezweifelbar darlegen. Gustav Adolph's Politik, der den Krieg nicht scheute und darauf vorbereitet war, vereinigte also schon zu dieser Zeit alle Elemente, welche ihn späterhin dahin brachten, der Retter Deutschlands zu werden, und seinen Namen vor den Namen aller Souveraine seines Zeitalters in die Annalen der Welt eingetragen zu sehn.

Ein glücklicher Umstand schien dieses Monarchen Unternehmen besonders zu begünstigen, indem der Fürst Bethlem Gabor von Siebenbürgen dafür, dass Sigismund dem Kaiser Hülfsvölker gegen ihn gegeben hatte, mit einer Armee von 40,000 Mann in den, damals Polen gehörenden Theil der Moldau einfiel. Sigismund bemühete sich nun selbst um die früher verweigerte Verlängerung des Waffenstillstands und wurde darin von dem König von Dänemark unterstützt. Um nun einen Zwist mit diesem letztern, der ihm während eines auswärtigen Kriegs sehr gefährlich werden konnte, zu vermeiden, und sich demselben verbindlich zu machen, ging Gustav Adolph in die polnischen Vorschläge ein, und verschob auf's Neue die Ausführung seiner Entwürfe bis auf eine dazu geeignetere Zeit. Zugleich aber benutzte er die vorhandenen Verhältnisse, trug die noch an Christian zu

zahlenden Rückstände gänzlich ab, schloss eine Waffenstillstandsverlängerung mit Polen auf zwei Jahre ab, und versuchte den König von Dänemark gründlich von jedem Misstrauen zu heilen, und ihn auf dauerhafte freundschaftliche Gesinnungen zu bringen. Dies gelang ihm durch eine veranstaltete persönliche Zusammenkunft mit Christian IV., bei welcher Gustav Adolph Gelegenheit gefunden haben muss, ihm seine Stellung gegen Sigismund und seine wahren Gesinnungen auseinanderzusetzen, und ihn zur Neutralität bei einem künftigen Kriege mit Polen zu vermögen, so wie überhaupt seine Zuneigung zu gewinnen. Nun setzte er seine Rüstungen auf die ausgedehnteste Art fort. Selbst seine im Jahre 1619 und 1620 unternommenen Reisen in das Ausland, und seine Vermählung mit der Schwester des Churfürsten von Brandenburg, (aus welcher Ehe die berühmte nachherige Königin Christine i. J. 1626 gebohren wurde,) unterbrachen auf keine Art die Ausführung seiner Entwürfe.

Der Waffenstillstand mit Polen ging im Jahr 1621 zu Ende, und Alles war in Schweden vorbereitet, den Krieg mit Nachdruck anzufangen, als Gustav Adolph sich noch einmal entschloss, dem König Sigismund eine Verlängerung des Waffenstillstands, oder einen Frieden anzubieten. Er verband hiermit die Zusammenberufung der Stände des Reichs, um sie von der Gerechtigkeit seiner Unternehmung zu überzeugen und ihren Enthusiasmus für dieselbe aufs Neue anzuregen. Dies gelang ihm in hohem Grade, und der

König konnte sich auf seine getreuen Schweden das Festeste verlassen.

Dritter Feldzug, 1621.

Die Unterhandlungen mit dem König Sigism waren fruchtlos geblieben, und Gustav Adolph sc zur Ausführung seiner Pläne, indem er eine Armee 24,000 Mann, grösstentheils Infanterie, einschiffen der Mündung der Düna, nachdem sie dort einen gro Sturm überstanden hatte, landen liess. Die Er rung Lieflands war der Gegenstand seiner Untern mung, da bekanntlich Schweden, seit dem König E Sohn Gustav Wasa's, Ansprüche auf dies Land habt und deshalb öftere Kriege geführt hatte.

Zuerst griff Gustav Adolph die Dünamü Schanze an, welche einen geringen Widerstand l tete. Schwieriger war die Belagerung von R welche Festung sich in gutem Zustande befand, von einer tüchtigen und zahlreichen Besatzung vert digt wurde, auch Einwohner hatte, welche ihrem nige treu waren, obgleich die Stadt in Betreff i Religion, in ihren Freiheiten beschränkt worden und jetzt von einem protestantischen Fürsten bela wurde. Unglücklicher Weise konnte Sigismund bedrohten Orte nicht zeitig genug zu Hülfe kom da 300,000 Türken in Polen eingefallen waren.

Gustav Adolph kam diese Diversion sehr zu rechter Zeit.

Der König umgab die Stadt mit einer Contrevallations-Linie, hinter welcher seine Armee in vier Corps von ungleicher Stärke campirte. Er war in hohem Grade thätig, wie sich dies vermuthen lässt, und munterte seine Truppen durch sein Beispiel auf, hielt aber auch streng auf die pünktliche Handhabung des Dienstes und auf alles Dasjenige, wodurch eine Armee ein tüchtiges Werkzeug in der Hand eines tüchtigen Generals bleiben kann. Sehr dreist exponirte sich dieser Monarch der Gefahr, vielleicht mehr, als nöthig gewesen wäre.

Vergeblich liess er die Festung drei verschiedene Male auffordern, und erhielt die gewöhnliche, zuletzt aber gar keine Antwort. Ein Bombardement war seine Erwiederung. Ein sich zeigendes feindliches Corps von 10,000 Mann unter dem Prinzen Christoph Radziwill wurde zurückgewiesen, dagegen ein detachirtes Werk, und bald darauf ein halber Mond erobert, der Mineur angesetzt, und eine Galerie, von des Königs eigener Erfindung, erbaut, um vermittelst derselben den nassen Graben zu überschreiten und einen Sturm versuchen zu können, welcher jedoch missglückte. Ein anderer Sturm auf einen halben Mond glückte eben so wenig und wurde mit grösster Bravour abgeschlagen, die schwer verwundeten Generale Horn und Banner erhielten von Gustav Adolph den schwedischen Ritterorden, eine Auszeichnung, die

damals, wegen ihrer Seltenheit, einen hohen W
hatte.

Vier Wochen hatte die Belagerung gedauert,
man endlich mit den Minen und der Ausfüllung d
Grabens so weit gekommen war, um einen allgem
nen Sturm unternehmen zu können. Der König
verdriesslich über den langen Widerstand, und
schloss, alle Minen zugleich springen zu lassen,
dann die Stadt mit stürmender Hand wegzunehm
und sie der Plünderung zu überlassen. Hierge
that man ihm Vorstellungen, und bat ihn, der St
wenigstens ihr bevorstehendes Schicksal anzuzeig
und ihr nur 6 Stunden Bedenkzeit zu verstat
Hierauf ergab sich der Platz, da alle Aussicht
Entsatz fehlte, und die Besatzung, so wie die Festun
werke schon bedeutend gelitten hatten. Es wu
eine den Belagerten vortheilhafte Capitulation
schlossen, und den 16. Septbr. die Uebergabe voll
gen. Gustav Adolph behandelte bei seiner persön
chen Ankunft die Einwohner mit vieler Grossmu
liess ihnen alle Freiheiten und empfing einige T
später ihren Eid der Treue. Nur die Jesuiten mu
ten 8 Tage darauf die Stadt verlassen, da sie
auf eine völlig unangemessene Art früher und
Zeit der Belagerung gegen den König benom
hatten.

Von Riga ging Gustav Adolph nach Mitau,
liess diesen Ort mit 2000 Mann besetzen. Der H
zog von Curland war ihm jedoch schon seit lan
Zeit ergeben, und daher die Besitznahme sei

Landes keine feindliche, sondern eine von der Nothwendigkeit dictirte Maasregel.

Die Absicht des königlichen Feldherrn war, nach Polen zu marschiren und dort seinen Feind zum Frieden zu zwingen. Aber auch jetzt versuchte er zuerst den Weg der Unterhandlung, und bot Sigismund den Frieden an. Er hatte in diesen so oft gegen seinen erbitterten Gegner gezeigten friedfertigen Gesinnungen eine Aehnlichkeit mit Cäsar gegen den Pompejus, welchem Sigismund an Feindschaft, wiewohl nicht an Kräften und Unabhängigkeit von andern Feinden, verglichen werden konnte. Auch war er weit entfernt, in die Vorschläge Gustav Adolph's sogleich einzugehn, und suchte also wenigstens den Abschluss eines Friedens zu vermeiden, wenn gleich ein Waffenstillstand wegen des Anfalls der Türken und Tataren ihm annehmlich schien. Dieser wurde daher bis zum Ende des folgenden Jahres 1622 abgeschlossen, und Schweden in dem Besitz von dem besetzten Theil von Liefland gelassen, wogegen Gustav Adolph Curland räumte. Nachdem das Nöthige hierbei angeordnet und vollzogen war, kehrte der König nach Stockholm zurück.

Bald hierauf starb sein Bruder Carl Philipp, dessen Tod um so betrübender war, als Gustav Adolph keinen Erben hatte, und hierdurch Sigismund's Hoffnungen auf den schwedischen Thron aufs Neue angeregt wurden.

Sigismund hatte weit gehende Pläne, in denen er vom Kaiser Ferdinand II., seinem nahen Verwandten,

unterstützt wurde. Vor Allem dachte er unaufhörlich an die Wiedererlangung des schwedischen Throns und an die Mittel, den Krieg in Schweden selbst zu führen. Hierzu gehörte aber eine Flotte, die er nicht hatte. Und um eine solche zusammen zu bringen, ging er nach Danzig, einer Stadt, die wegen ihres Reichthums und Handels und wegen ihrer Verbindung mit den Hansestädten, dem König von Polen das Fehlende verschaffen konnte. Eine solche Reise während des Waffenstillstandes, würde einem minder aufmerksamen Monarchen unbedeutend geschienen haben. Gustav Adolph aber, der ausserdem von den Absichten Sigismund's unterrichtet sein mochte, sah sie ganz und gar nicht mit Gleichgültigkeit an, sondern begab sich unverzüglich auf seine Flotte, und segelte mit derselben (Ende Juni's) nach der Rhede von Danzig.

Als er daselbst vor Anker lag, verlangte er von dem Rath der Stadt eine peremptorische Erklärung ob sie bei vorkommender Gelegenheit für, oder wider ihn Partei nehmen würde. Nach angestellter Berathung schickte der Stadtrath einen Abgeordneten an den König Gustav Adolph, und bat, der Stadt die Neutralität zuzugestehen, welcher gemäss sie ihr Betragen einrichten und während des Waffenstillstands kein Schiff in feindlichen Absichten auslaufen lassen wollte. Sigismund hatte seine Einwilligung hierzu gegeben. Gustav Adolph war mit dieser Erklärung noch nicht zufrieden, sondern er verlangte, dass die Stadt Danzig nicht nur während des Waffenstillstan-

des, sondern zu jeder Zeit, im Frieden und im Kriege, neutral bleiben solle. Zugleich liess er den König von Polen und die Königin durch denselben Deputirten becomplimentiren. Die Stadt hielt für das Rathsamste, nachzugeben, und der Abgeordnete kehrte mit einer Erklärung, wie sie verlangt worden war, so wie auch mit den Erwiederungen des Königs und der Königin von Polen zurück, wobei Sigismund auf eine Verlängerung des Waffenstillstands antrug, die ihm auch zugestanden wurde. Gustav Adolph trat hierauf den Rückweg an, da er seinen Zweck erreicht hatte.

Die grosse Spaltung, welche zu jener Zeit in Religionssachen Statt fand, mischte sich in alle Schritte der Politik, da die Parteien jeden Schritt ihrer Gegner mit Misstrauen beobachteten, und Verhältnisse, die in Zeiten, in welchen nicht von Gewissensangelegenheiten die Rede gewesen wäre, von beschränktem Einfluss hätten sein müssen, trennten die Gemüther in den Cabinetten, unter den Nationen und in den engsten menschlichen Verbindungen. Dies war denn auch in dem polnischen Reich der Fall, dessen Verfassung ohnehin dazu gemacht schien, eine jede Art von Uneinigkeit zu begünstigen, in welche die Aristokratie mit dem Thron gerathen konnte. Gustav Adolph hatte als protestantischer Fürst viele Anhänger in Polen, und diese arbeiteten den Anträgen Sigismund's auf dem Reichstage mit desto grösserem Erfolg entgegen, als wirklich einige reelle Beschwerden über die von ihm getroffenen Maasregeln vorhanden waren,

wie er denn z. B. durch den dem Kaiser geleisteten Beistand den Krieg in das Land gezogen hatte. Diese Unterstützung hing jedoch mit den ihm, als einem katholischen Fürsten gemachten Versprechungen von Seiten Oesterreichs und Spaniens zusammen, welche ihn, noch dazu ihren Verwandten, weit lieber als Gustav Adolph, auf dem schwedischen Thron gesehn hätten, und ihm deshalb ihrerseits auf eine kräftige Unterstützung Hoffnung machten, auch ihn von Abschliessung eines Friedens abriethen. Sie thaten dies, weil sie Gustav Adolph, den für die neue Religion eifrigen Fürsten, für einen Usurpator hielten, dem man deshalb den Königs-Titel versagte, und von dem man befürchten musste, dass wenn er nicht mehr für seinen eigenen Thron besorgt zu sein brauche, er sich den Deutschen Protestanten anschliessen und für sie den Degen ziehn würde. Diese aber im Zaum zu halten, und sie an einer grösseren Unabhängigkeit von der Kaiserlichen Macht zu hindern, musste die Grundlage der damaligen österreichischen Politik sein, an welche sich, nach ihrer Convenienz, die anderen katholischen Fürsten anschlossen. So wie nun Gustav Adolph's Macht sich befestigte, und mit ihr der Ruf seiner Grösse sich mehr und mehr verbreitete, musste die Besorgniss seiner derzeitigen und seiner ihm bereits aus politischen Ursachen abgeneigten künftigen Gegner wachsen, und dies scheint die Ursache zu sein, weshalb der Krieg mit Sigismund nie endigen konnte, bis einer der streitenden Theile entweder ganz unterliegen, oder ermattet abtreten würde.

An einen Frieden von Dauer, konnte in allen Beziehungen niemals zwischen Sigismund und Gustav Adolph gedacht werden.

Der Letztere und seine Reichsstände waren einig; der erste und die Polen, durchaus nicht. Hieraus entstand ein grosser Vortheil für Gustav Adolph, dessen überlegenes Genie den Ausschlag gab. Auf eine vielseitige Weise breitete sich seine Wirksamkeit aus, und die Zeit, die ihm der Krieg nicht wegnahm, wandte er für das Wohl des durch seine Herrschaft beglückten Landes an. Wie viel er für Künste und Wissenschaften, für die Gesetzgebung, für den innern Flor seines Staats gethan hat, zeigt die Geschichte seiner Regierung. Kein Schwede kann anders, als sich dankbar daran erinnern. Als ein Freund des Selbstdenkens stand er zu hoch, um blos aus Ehrgeiz kriegerische Pläne in das Leben rufen zu wollen; allein er wurde durch die Eigenthümlichkeit seiner Stellung fortgerissen, und würde seiner Vorsorge für sein Vaterland haben Gewalt anthun, und seine Würde, seinen höheren Beruf aus den Augen verlieren müssen, wenn er einseitig der Ruhe ein so grosses Opfer hätte bringen, und den Frieden für höhere Güter erkaufen wollen. Rei dem Rückhalt den Sigismund an dem kaiserlichen Hofe hatte, bei der Gewissenlosigkeit, welcher man den König von Polen und seine Rathgeber, nicht mit Unrecht, beschuldigte, und bei seinen persönlichen Verhältnissen gegen ihn, war auf keine dauerhafte Ruhe zu rechnen, und diese verwickelten Umstände brachten Gustav Adolph dahin,

von ihnen zu seinen getreuen Ständen zu reden, welche er deshalb, und um durch ihre Kenntniss der Lage des Staats die Einigkeit zu befördern, zusammenrief.

Nicht immer ist es den Regenten geglückt, ihre Ansichten und Grundbegriffe über die Natur ihrer Staaten ihren Unterthanen einzuimpfen, und eine Gleichheit der Ueberzeugungen unter ihnen hervorzubringen. Gustav Adolph hingegen muss es sehr weit in diesen Beziehungen gebracht haben, wenn gleich die gemeinschaftliche Gefahr ihn auf das Kräftigste unterstützte. Durch eine solche glückliche Uebereinstimmung fand er sich in den Stand gesetzt, das unmöglich Scheinende in der kriegerischen Organisation seines Reichs auszuführen, und Schweden zu einem Rang zu erheben, den dasselbe unter den Staaten von Europa noch niemals erreicht hatte. In diesem Sinn schlug er den Reichsständen im J. 1625 mehrere Einrichtungen vor, nach welchen die stehende Armee achtzigtausend Mann stark, und ausser derselben eine Reserve von gleicher Stärke vorhanden sein, welche jene, sobald sie ausserhalb Landes gebraucht werden müsse, ersetzen solle. Konnte dieser Entwurf auch nicht sogleich in allen Theilen ausgeführt werden, so wurde er solches dessenungeachtet in der Folge, und blieb selbst nach Gustav Adolph's Tode, ein Denkmal seines Genies und des unumschränkten Vertrauens, mit welchem seine Entwürfe aufgenommen worden waren. Die eigentliche und specielle Einrichtung dieser Organisation, welche vollständig zu erörtern hier nicht zulässig ist, beruhete auf einer Art von Militair-

Colonisation, welche gleich der neuern Landwehr ansässig blieb, deshalb aber nicht die mindesten Nachtheile mit sich führte, und eben so wenig, als die letztere, durch sogenanntes Einbürgern ihrer Brauchbarkeit schadete.

Nächst dieser Fundamental-Anordnung, war Gustav Adolph der Schöpfer des neuern Kriegswesens. Er schaffte zuerst die schweren Rüstungen der Reiterei ab, setzte die Eskadrons auf 150 Pferde, theilte die Infanterie-Regimenter in Bataillons von 700 bis 800 Mann, und suchte die Taktik der Alten mit den Feuerwaffen in Verbindung zu bringen. Die Regimenter und Bataillons bekamen Intervallen, die Schlachtordnung wurde geändert, und statt dass solche ehedem aus einer einzigen Linie bestanden hatte, bei welcher die Kavallerie in die Mitte gestellt wurde, ordnete er zwei Linien nebst einer Reserve an, welche 300 Schritt von einander entfernt bleiben sollten, und bei welchen die Kavallerie auf die Flügel gestellt wurde. Er schaffte die Musketiere zu Pferde ab, und wies hierdurch schon die Reiterei auf die blanke Waffe vorzugsweise an, welche oft Infanterie in ihren Intervallen als Stützpunkte aufnehmen musste, eine Methode, welche die grössere Vervollkommnung derselben entbehrlich gemacht hat. Noch viele Verbesserungen führte dieser Monarch bei seiner Armee ein, um dadurch zu einer grössern Fertigkeit in Handhabung der Waffen und Ausführung der Bewegungen, hierdurch aber zu einer vollkommneren Manövrirfähigkeit zu gelangen, durch welche seine

Truppen bald ihren Gegnern überlegen waren. *) Aus diesen Einrichtungen ist unsere heutige Stellungs- und Bewegungskunst nach und nach hervorgegangen.

Fortwährend verwandte Gustav Adolph die grösste Aufmerksamkeit auf die innere Ordnung und Disciplin, wie auch auf die Subordination. Auf jeden Frevel, besonders auf Raub, Mordbrennnrei und Sittenlosigkeit, welche in den damaligen Heeren so sehr überhand genommen hatten, wurden schwere Strafen gesetzt. Die militairische Hierarchie, oder die Wirksamkeit der verschiedenen Stufen der Befehlshaber, erhielt eine bisher unbekannte Ausdehnung, und legte den Grund zu dem Geist, wodurch die schwedische Armee belebt wurde. Der Gottesdienst wurde regelmässig eingerichtet, und des Königs Beispiel beförderte den Sinn für einen frommen Eifer in Ausübung der Pflicht. Die schwedischen Armeen bekamen hierdurch eine ernsthafte, strenge Haltung, in welcher sie ihre Zeitgenossen überragten, und in den Garnisonen, wie in den Lagern, herrschte eine pünktliche Ordnung, ein stilles, geräuschloses Verhalten der Menge, und eine Unterdrückung zügelloser Ausgelassenheit.

Der König Gustav Adolph errichtete ein Tribunal, welches in Streitsachen der Officiere unter einander entscheiden sollte, und war ein Feind der Duelle,

*) Wer sich vollständiger von dem damaligen Zustande der schwedischen und kaiserlichen Armee unterrichten will, den verweisen wir u. A. auf das in der *Histoire militaire des dernieres campagnes de Gustave Adolphe, traduit de l'Italien par Franchesille*, befindliche *Tableau militaire* etc. *par un Officier Prussien*, dessen Verfasser der ehemalige Preussische und nachherige Holländische Oberste von Stammfort sein soll.

welche er bei Lebensstrafe verbot. Er glaubte, dadurch eine verwerfliche Gewohnheit ausrotten zu können, und würde vielleicht verhindert haben, dass ihre Spur sich bis in unsere Tage erhalten hätte, wenn dies, wie die Erfahrung seit jener Zeit gelehrt hat, auf diesem Wege möglich gewesen wäre. Die Ursachen, weshalb dies nicht gelingen konnte, liegen zu weit ausser unserm Wege, könnten aber vielleicht entdeckt werden, wenn man die Fälle näher untersuchen wollte, in welchen dieser grosse Monarch und Heerführer, wiewohl unter grossen Verpönungen, eine Ausnahme von der Regel gestattete, welches uns jedoch zu weit führen würde.

Vierter Feldzug, 1625.

Als endlich der König seine sämmtlichen neuen Einrichtungen vollendet hatte, und alle Aussichten auf friedliche Unterhandlungen verschwunden waren, bestieg er das Admiralschiff, und segelte mit einer Flotte von 76 Schiffen, auf welchen sich eine Armee von 20,000 Mann befand, nach der Mündung der Düna. Er kam daselbst zu Anfang des Monats Juli 1625 an, und schritt sofort zum Angriff von Kokenhussen, nach dessen Wegnahme alle noch übrigen besetzten Orte ein gleiches Schicksal erfuhren, und hierdurch die Eroberung von Liefland vollendet war.

Ein polnischer Oberster, welcher in Riga Anhänger hatte, wollte zwar diese Festung überrumpeln,

allein der König erhielt hiervon Nachricht, und nal seine Maasregeln so, dass jener Officier nebst 20(Mann abgeschnitten und niedergehauen wurde. Nic glücklicher war der litthauische Marschall Stanisla Sapieha, welcher sich mit einem Corps von 200 Reitern und 1000 Mann Infanterie Riga näherte und sein Geschütz verlor. Man entdeckte Diejenigen welche ihm Nachrichten gegeben hatten, und zog si zur Strafe.

Gustav Adolph hatte seine Armee bei Riga endlich concentrirt, drang in Curland ein, und besetzte Mitau und Bausk. Leo Sapieha, der Vater des vorigen, hatte Bausk zu Hülfe kommen wollen, und war mit einem Corps von 2600 Pferden und 1300 Mann Infanterie in der dasigen Gegend erschienen. Gustav Adolph rückte ihm entgegen, und beschloss ihn zu einem grossen Gefecht zu vermögen, da wie sein Geschichtsschreiber Arkenholz sagt, er noch keine Schlacht gesehn hatte, wonach er verlangte. Sapieha stützte sich, wie man glaubt, auf seine überlegene Reiterei, und hoffte durch sie die schwedische Armee aufreiben zu können. Gustav Adolph hingegen verliess sich auf seine geübte Infanterie, und zwar mit Recht, da er den grossen Einfluss dieser Waffe richtig beurtheilte, und eben dadurch der Erste gewesen ist, der ihr die gebührende Stelle, als Grundbestandtheil der Armeen anwiess. Denn da er grosse Schwierigkeiten fand, seine Kavallerie durch die kleine schwedische Pferderace zweckmässig zu remontiren, und die Beschaffung der Remonte aus dem Auslande mit

grossen Kosten und Umständen verknüpft war, so verwandte er seine grösste Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung der Infanterie, bis ihm seine Kriege die Gelegenheit verschafften, für die Remontirung einer zahlreicheren Kavallerie Sorge tragen zu können.

Bei Wallhof in Semgallen traf der König den Feind den 7. Januar 1626, griff ihn an, und schlug ihn. Nähere Umstände sind von dieser ersten gewonnenen Schlacht Gustav Adolph's nicht bekannt, als dass die Polen 1600 Mann an Todten, viele Gefangene, ihre Artillerie, ihre Bagage und viele Standarten verloren, wogegen der Verlust auf schwedischer Seite nach Verhältniss sehr gering war. Sapieha floh nach Litthauen, verfolgt von seinem Gegner, und Gustav Adolph eroberte zwei der festesten feindlichen Plätze, worunter Birsen, welches mit Sturm weggenommen wurde.

Nach solchen Fortschritten glaubte der König von Schweden, einen neuen Versuch zum Frieden anstellen zu können, und verlangte für seine Minister Pässe nach Warschau. Allein diese Reise der Gesandten, unter denen sich Oxenstiern befand, war fruchtlos. Zwei von ihnen, Horn (der Bruder des Generals), und Salvius (der nachherige Hofkanzler der Königin Christine), wurden sogar gefangen genommen, doch bald wieder, auf Oxenstiern's Vorstellungen, freigelassen. Ein solches Benehmen setzte allen ähnlichen Versuchen Schranken, und Litthauen musste dasselbe durch starke Contributionen bezahlen. Die Schwe-

den behielten die Hauptorte besetzt, und der König kehrte nach Stockholm zurück.

Um diese Zeit fand die Vermählung des Fürsten von Siebenbürgen und erwählten Königs von Ungarn, Bethlem Gabor, mit der Prinzessin Catharina von Brandenburg, einer Schwester der Königin von Schweden, Statt. Dieses Ereigniss war für Gustav Adolph von weit aussehenden glücklichen Folgen, welche jedoch durch den im Jahre 1629 erfolgten Tod Bethlem Gabor's vereitelt wurden.

Fünfter Feldzug, 1626.

Im Frühjahr 1626 ging der schwedische Monarch mit einer Flotte von 150 Segeln, welche 26,000 Mann an Bord hatte, von Stockholm ab. Er richtete seine Fahrt nach den preussischen Küsten, und bemächtigte sich der Festung Pillau, wonächst er über das frische Haff, in das Bisthum Ermeland drang. Da der Churfürst von Brandenburg die Neutralität, wegen seines damaligen Verhältnisses zu Polen ablehnte, und Gustav Adolph durchaus festen Fuss in Preussen haben musste, so vermochte er die Landstände, dieselbe endlich nach einigem Sträuben anzunehmen. Es gab, der Form wegen, keinen andern Ausweg, und es bleibt zu wünschen, dass derselbe in der Folge bei ähnlichen Anlässen immer hätte eingeschlagen werden können.

Die Städte Braunsberg und Frauenburg ergaben sich hierauf bei weiterm Vorrücken den Schweden, und der König liess die dasigen Jesuiten, seine Erbfeinde, vertreiben. Diese Priester mischten sich, wie sie seit ihrer Existenz gethan haben, in Alles, und cabalirten und intrigirten gegen die sogenannten Ketzer, wo sie nur konnten. Es war einer gesunden Politik gemäss, sie aus allen besetzten Orten zur Auswanderung zu veranlassen.

Nach diesen Occupationen folgte die von Elbing, welches sich zwar anfänglich vertheidigen wollte, bald jedoch sich eines Bessern besann. Der König sagte in einem an den Rath der Stadt gerichteten Briefe, „er verlange weder ihr Geld, noch ihr Unglück, und „führe nur Krieg, um zum Frieden zu gelangen. Er „wolle lediglich das Besatzungsrecht und den Rücken „frei haben. Die Contribution, die er der Stadt auf- „legen könne, erlasse er ihr, aber sie müssten sich „in 24 Stunden entschliessen," welches denn auch geschah.

Hierauf ergaben sich Marienburg und sämmtliche Städte Westpreussens, ausser Dirschau, welches eine hinreichende Besatzung hatte, und Danzig. Die letztere Stadt weigerte sich bestimmt, die Neutralität anzunehmen, und Gustav Adolph befahl öffentlich, sie als feindlich gesinnt zu betrachten. Er recognoscirte in Person die Stadt und die Festung Weichselmünde und liess bei dieser Gelegenheit ein Commando von 282 Mann Stadtsoldaten bei Grebin aufheben.

Der König hatte sein Lager in der Niederung,

oder in dem sogenannten Werder genommen, und zog hier die in den eroberten Provinzen und in Deutschland angeworbenen Rekruten an sich. Alsdann ging er bei Lissau vermittelst einer Schiffbrücke über die Weichsel, und eroberte Dirschau und Mewe. Nunmehr traf der König Sigismund mit seiner gegen 30,000 Mann starken Armee bei Graudenz ein, und Gustav Adolph, dessen Absicht war, Danzig zu erobern, und sich dadurch einen Waffenplatz in dem jetzigen Westpreussen zu verschaffen, der ihm grosse Hülfsmittel gewähren konnte, und dessen Besitznahme dem polnischen Handel einen empfindlichen Streich versetzte, konnte jetzt dies Vorhaben nicht ausführen, ehe nicht die feindliche Armee fortgeschafft worden war. Mewe und Dirschau waren zu unbedeutend um dieselbe aufhalten zu können, obwohl diese Städte zu jener Zeit als haltbare Festungen betrachtet wurden. Es bedarf daher keiner Erinnerung, dass die schwedische Armee der polnischen entgegen gehen musste, sei es auch nur um Mewe zu behaupten. Allein, unerachtet der König, ausser der Ersatzmannschaft, ein beträchtliches Corps unter dem Grafen Thurn aus Deutschland zur Verstärkung erhalten hatte, war seine Armee, dennoch durch Krankheit und zurückgelassene Besatzungen um 1000 Mann schwächer als die seines Gegners, welcher selbst ein kriegserfahrener General war und unter dessen Oberbefehl der Prinz Wladislaus, sein Sohn, der den Krieg aus Ehrbegierde liebte, das Commando führte.

Die Polen rückten bis Marienburg vor, zogen sich

aber nach einigen unbedeutenden Gefechten wieder zurück, und passirten bei Neuenburg die Weichsel, um Mewe zu belagern. Dieser Ort hatte eine nur schwache Besatzung, und hätte sich bei einem kräftigen Anlauf kaum halten können. Dessen ungeachtet machte der Commandant alle Anstalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung und schlug die erste Aufforderung aus. Indess mochte Gustav Adolph wohl einsehen, dass die Garnison, ohne eine Verstärkung und ohne eine Zufuhr von Lebensmitteln und von Munition, noch grössere Gefahr laufe, und entschloss sich daher, trotz der Schwierigkeit, welche ihm die feindliche Stellung in den Weg legte, mit 3000 Mann Infanterie und 300 Pferden, einen grossen Transport in Person nach der Stadt zu führen.

Die Polen, welche den Marsch der Schweden ungeachtet aller ihrer Vorsichtsmaasregeln entdeckten, stellten sich ihnen bei Tagesanbruch mit leichten Truppen und einiger Artillerie entgegen. Diese zurückzuwerfen, oder gar die Armee in ihrer Stellung anzugreifen, war nicht rathsam. Der König scheint daher die Absicht gehabt zu haben, seiner Unternehmung das Ansehn einer grossen Recognoscirung zu geben, und unter Begünstigung dieses Kunstgriffes den Convoi und eine Verstärkung in die Stadt zu werfen. So schwierig dies war, und so sehr es einen Mangel an Aufmerksamkeit des Feindes und eine fehlerhafte Einschliessung des Platzes voraussetzte, so unternahm der König dennoch diesen Versuch. Der Graf Thurn musste nämlich mit einem Theil des

Corps den Feind zu beschäftigen suchen, während der König mit der Kavallerie den Transport deckte, um sich der Stadt nähern wollte. Das Letztere gelang auch wirklich und beweisst die Sorglosigkeit, oder die Fehler der Polen bei Berennung des Orts. Graf Thurn gerieth jedoch nach einem stundenlangen Gefecht in grosse Verlegenheit, und musste sich etwas zurück ziehn, um von dem Könige nicht gänzlich getrennt zu werden. Dies war der Augenblick, in welchem die Polen die fechtenden leichten Truppen mit grösserem Nachdruck hätten unterstützen sollen, wodurch das Gefecht zum Nachtheil der Schweden hätte entschieden werden müssen. Zeit zur Ueberlegung haben sie wenigstens genug gehabt. Allein der König Sigismund, oder seine Generale scheinen keine klare Uebersicht von der ganzen Unternehmung Gustav Adolph's gehabt, und sie für ganz etwas Anderes gehalten zu haben, als sie wirklich war. Auch müssen sie die Beobachtung der Festung ganz vergessen, und den Angriff vielleicht für einen Versuch angenommen haben, sie zu bewegen, ihre vortheilhafte Stellung zu verlassen. Genug, die Hauptarmee der Polen blieb ruhig stehen, die Schweden schlugen die Angriffe der feindlichen Kavallerie ab, und kein Versuch scheint von den Polen gemacht worden zu sein, eine von den Flanken ihrer Gegner zu umgehn. Unterdess war der Convoi in die Stadt gebracht worden, Graf Thurn musste sich zurückziehen, und der König deckte mit seiner Kavallerie den Rückzug, welcher in grosser Ordnung bis Dirschau stattfand.

Der Verlust der Schweden wird einstimmig sehr gering, der der Polen hingegen auf 500 Mann angegeben. Gustav Adolph hatte daher den Feind völlig getäuscht und seinen Zweck erreicht. Die Folge dieser Action war die Aufhebung der Belagerung oder eigentlich der Blockade von Mewe. Der König von Schweden, welcher bei dieser Gelegenheit sich jeder Gefahr ausgesetzt, und nicht nur oft im Handgemenge, sondern sogar zweimal gefangen gewesen sein soll, hatte als Feldherr nicht nur Gelegenheit, das brave Benehmen seiner Truppen und die Brauchbarkeit seiner Anführer zu beobachten, sondern auch vorzüglich seinen Feind kennen zu lernen, welcher, ungeachtet der Tapferkeit seiner Truppen, keinesweges den Grad von Beurtheilung und Besonnenheit zeigte, der geeignet gewesen wäre, grosse Besorgnisse zu erwecken. Denn, ein Gegner, der bei seiner Vertheidigung und bei solcher Ueberlegenheit, als die einer Armee von 30,000 Mann gegen ein so schwaches Detachement, das Hauptobject seiner augenblicklichen Operationen aus dem Gesicht verlieren, und dem Angriff, oder der Vertheidigung nichts als einen Frontal-Widerstand entgegen zu setzen weiss: der wird bei der grössten Bravour schwerlich die Oberhand behalten, und einem gewandteren Gegner alle die Chikanen entgegen setzen können, mit welchen der letztere seine Angriffe einzuleiten und seine Vertheidigung zu umgeben weiss. Dies erste Gefecht der Schweden mit den Polen, musste daher als eine Art von Probe betrachtet werden können, welche den König zu Hoffnungen

für die Zukunft berechtigte. Den folgenden Tag nahm er sein Quartier in Mewe.

Der Echec, welchen der König Sigismund erlitten hatte, schien ihn auf friedfertige Gesinnungen gebracht zu haben. Er that den Vorschlag zu Unterhandlungen, liess seinen Gesandten aber solche vom Stolz dictirte Vorschläge machen, dass das ganze Geschäft sich augenblicklich zerschlug. Der König Gustav Adolph verlegte hierauf seine Truppen in die Winterquartiere, und kehrte nach seinen Staaten zurück, woselbst die Forderungen Sigismund's die grösste Indignation erregt hatten. Die zusammengerufenen Reichsstände gingen daher in Alles ein, was ihr Monarch von ihnen verlangte, erklärten ausserdem einstimmig die Prinzessin Christine zur Thronerbin, und fassten Beschlüsse, nach welchen dem König Sigismund Bedingungen zu einem Frieden vorgelegt werden sollten, die indess seinen Ansprüchen nichts weniger als schmeichelhaft waren. Der Enthusiasmus für ihren Monarchen war so gross, dass sie gelobten ihm auf das Kräftigste beizustehn, und dass sie ihm selbst ihre persönlichen Dienste und ihr Leben anboten. Diese ausserordentliche Hingebung liess Niemanden an die Lasten des Krieges, in Schweden denken, und beweist die grosse Wirkung, welche Gustav Adolph auf sein Land in steigender Progression hervorgebracht hatte. Eine solche Einigkeit ist das beste Mittel, einer Nation einen Nationalcharakter aufzuprägen, welcher Jahrhunderte fortdauern und erstaunenswürdige Wirkungen hervorbringen kann, wo-

gegen Uneinigkeit und Mangel an Vertrauen zu dem Regenten nicht nur der Regierung nachtheilig sind, sondern auch die Regierten an den Abgrund des Verderbens führen können *).

Sechster Feldzug, 1627.

König Sigismund blieb die Antwort auf die ihm vorgelegten Präliminarien schuldig, und die Zeit des Wiederanfangs der Operationen im Jahre 1627 trat wieder ein. Da Danzig zu Lande von den Schweden blockirt war, so befahl jener Monarch dem Kron-Feldherren Koniezpolski, welcher das Obercommando der polnischen Armee erhalten hatte, der eingeschlossenen Stadt zu Hülfe zu kommen. Die befestigten Orte Pillau, Dirschau, Mewe und Putzig dienten der Einschliessung als Hauptstützpunkte, und Koniezpolski beschloss, den letztgenannten Ort als den schwächsten, wegzunehmen. Dies gelang ihm, indem die Besatzung aus Mangel an Lebensmitteln und an Munition zu capituliren gezwungen wurde, und gegen freien Abzug den Ort räumte. Hiermit war die

*) Die Einigkeit des revolutionairen Frankreichs kann nicht als Einwurf benutzt werden. Denn, wäre die Neigung des Revolutionsgeistes, von Anfang an, sogleich recht verstanden worden, und hätte eine erst späterhin und in neuester Zeit höher gestellte Politik die Einigkeit der Regierungen in unserm Welttheile hervorgerufen, so möchte die polizeiliche Maasregel der Jahre 1813, 14 u. 15 eher eingetreten sein.

Communication Danzig's mit Deutschland wieder hergestellt. Eine andere Unternehmung dieses Generals gegen eine Verstärkung von 8000 Mann, die der schwedischen Armee durch Pommerellen zugeführt werden sollte und bis Hammerstein gekommen war, wurde mit eben dem Glück ausgeführt. Dies Corps, welches aus neugeworbenen Soldaten bestand, wurde bei dem Antritt seines weiteren Marsches wieder nach Hammerstein zurückgeworfen, und capitulirte auf eine wenig ehrenvolle Weise den 15. April. Koniezpolski behielt nur die Anführer, Obersten Streif und Teufel nebst den Officieren als Gefangene, und liess die Mannschaft auseinandergehn, unter der Bedingung in einem Jahre nicht wider Polen zu fechten.

Gustav Adolph, welcher durch ungünstige Winde in Schweden zurück gehalten wurde, beurtheilte diese widrigen Ereignisse mit möglichem Gleichmuth, und suchte so viel als ausführbar war zu thun, um sie unschädlich zu machen. Er hoffte von der Zukunft das Beste. Diese Hoffnungen wurden auch zum Theil erfüllt, als er mit einer ansehnlichen Verstärkung endlich die Ostsee passiren und in Preussen ankommen konnte.

Er fand seine Armee bei Dirschau, verstärkt durch mehrere angeworbene Truppen, dergestalt, dass dieselbe sich jetzt auf 35 bis 36,000 Mann belief. Seine Absicht ging vor Allem zuerst auf Danzig, dessen weitläuftige Vertheidigungs-Anstalten der König in Person recognoscirte. Unter Anderm hatten die Danziger auch das sogenannte Danziger Haupt, oder

die Landspitze besetzt, welche sich an derjenigen Stelle befindet, die den nach der Gegend von Danzig fliessenden Weichselarm abermals in zwei Arme theilt, von welchen der rechter Hand befindliche sich in das frische Haff, der linker Hand hingegen, Danzig vorbei, bei Weichselmünde in die Ostsee sich ergiesst. Auf der erwähnten Landspitze befand sich eine Schanze zu Vertheidigung der Weichselarme, welche Gustav Adolph in Augenschein nehmen wollte, und zu dem Ende sich in ein Boot begeben hatte. Als er aber der Schanze näher kam, gab die Besatzung Feuer, und der König wurde durch eine kleine Kugel an der rechten Hüfte, jedoch ohne Verletzung eines Knochens, verwundet. Unerachtet nun diese Verletzung nicht gefährlich war, so entstand dennoch ein Stocken in den Anordnungen, und die Polen erhielten Zeit ihre Truppen zu versammeln, woran sie noch nicht gedacht hatten. Schon des Morgens an demselben Tage, den 11. August 1627, war der König in grosser Gefahr gewesen, beim Recognosciren-Reiten unvermuthet von zwei schnell auf ihn ansprengenden polnischen Reitern gefangen genommen zu werden, als er auf einen Hügel geritten war, wenn ihn seine Umgebungen nicht gerettet hätten. Dies Beides veranlasste seinen getreuen Oxenstiern, sich einige Vorstellungen zu erlauben, die der Monarch mit Güte aufnahm.

Gustav Adolph hasste die Schmeichler, und es war allen Augendienern nicht leicht, bis zu ihm hin sich zu drängen. Indess war er seinen treuen, erprobten

Dienern keineswegen unzugänglich, besonders nicht dem General und Kanzler, dem er sich bei seinen Unternehmungen mittheilte, und der in eben dem Verhältniss bei ihm gewesen zu sein scheint, wie Sully bei dem grossen Heinrich IV. Oxenstiern durfte selbst alsdann seine Meinung sagen, wenn voraus zu sehen war, dass sie dem König missfallen würde. Arkenholz erzählt, dass der König schon einige Wochen früher bei einem Kavallerie-Gefecht in der augenscheinlichsten Gefahr gewesen sei, von einem polnischen Reiter niedergehauen zu werden. Seine Verachtung der Gefahr und seine Gleichgültigkeit dagegen waren daher dem treuen Oxenstiern zu bedenklich, um seinem Herren nicht das Unglück schildern zu sollen, das durch zu weit getriebene Dreistigkeit über seine Armee und über sein Land kommen könne, wenn ihr König ihnen entrissen werden sollte. Gustav Adolph soll zu seiner Rechtfertigung die Beispiele Alexander's am Granicus und des nie verwundeten Cäsar's angeführt, und dabei bemerkt haben, dass, wenn er nichts scheue, „seine Soldaten vergässen, was Gefahr sei," ein Ausspruch, der zwar wahr ist, dennoch aber nur mit Ausnahmen von einem Feldherrn, insbesondere wenn derselbe ein Monarch ist, in Anwendung gebracht werden darf. Für Reservat-Fälle aber giebt es keine Regel. Ob der folgende Fall hierzu gerechnet werden darf, möge der geehrte Leser selbst entscheiden.

Koniezpolski war der bei Dirschau stehenden schwedischen Armee bis auf eine Entfernung von zwei Mei-

len näher gekommen, und unternahm den 18. August eine grosse Recognoscirung. Der König nahm hierauf einige Escradons, griff die Polen an, und brachte sie zum Weichen, worauf sie durch das mit Infanterie und Geschütz besetzte Dorf Rokitken flohen. Das Terrain um dieses Dorf, welches aus Höhen und Schluchten besteht, eignet sich ganz dazu, um einen Rückzug zu decken, und der polnische General hatte dasselbe deshalb sehr richtig zu einem Replis-Posten gewählt.

Der König befahl nun, den Feind mit Artillerie zu beschiessen, und ritt auf eine Anhöhe in der Nähe von Rokitken, um die feindlichen Anstalten näher durch ein Fernglas in Augenschein zu nehmen. Kaum hatte derselbe jedoch damit angefangen, als er durch eine Flintenkugel am rechten Oberarm in die Schulter, unweit des Halses, verwundet wurde. Die Verfolgung des Feindes, welcher wenigstens seine in dem Dorfe zurückgelassene Infanterie hätte einbüssen können, hörte hierauf auf, und beide Theile zogen sich nach ihren Lagern. Des Königs Verwundung machte einen tiefen und traurigen Eindruck auf seine Truppen.

Die Wunde Gustav Adolph's hatte ein gefährliches Ansehn, und der Leibarzt, welcher sie verband, konnte sich der Bemerkung nicht erwehren: „dass er ein solches Unglück vermuthet habe, weil Sr. Majestät sich „zu sehr exponirten,“ worauf ihn aber der König mit dem Spruch abfertigte: „Ne sutor ultra crepidam.“ Die Kugel musste in dem Körper sitzen bleiben, weil sie zu tief eingedrungen war. Uebrigens brachte der König drei Monate zu, ehe er das Zimmer wieder

verlassen konnte, ein Zeitverlust von der unangenehmsten Art, der jedoch ohne weitere, als die einmal unvermeidlichen Folgen eines solchen Unfalls blieb.

Anfangs hatte Gustav Adolph seine Wunde einen Augenblick selbst für tödtlich gehalten und geglaubt, dass die Gurgelader verletzt sei, da das Blut ihm heftig aus dem Munde und aus der Nase strömte, daher ernstlich an seinen Tod gedacht, und es ist leicht zu erachten wie gross die Besorgnisse aller Derer gewesen sein mögen, die den König in diesem Zustande umgaben, unter welchen Oxenstierna der erste Platz gebührt. Die Aeusserungen des Monarchen in jenen Augenblicken, zeigen jedoch eine so eigenthümliche Characterstärke, dass es zu entschuldigen sein wird, wenn wir ihrer mit wenigen Worten erwähnen, weil sie durch die nachherige Haltung seines noch übrigen Lebens bestätigt wurden.

So sehr Gustav Adolph von der Nothwendigkeit der Ausführung seiner Pläne überzeugt war, so hielt er doch sich selbst so gar, nicht für gänzlich unentbehrlich und unersetzbar, im Fall sein Leben jetzt aufzuhören bestimmt sein sollte. Zu dieser Ansicht führten ihn seine religieusen Ueberzeugungen, und er hielt sich lediglich an die Erfüllung seiner Pflicht, die er als das oberste Gesetz erkannte, unbekümmert was daraus für Folgen für ihn entstehen könnten. Er nahm daher zwar die ihm gemachten inständigen Vorstellungen, als Beweise von wahrer Zuneigung an, äusserte aber*):

*) Geschichte Gustav Adolph's aus den Arkenholzschen Handschriften 1r Band §. 244.

„Gott hat mir diese Würde übertragen, und es ist meine Pflicht, sie nicht durch Furcht, oder Faulheit zu vernachlässigen, und was würde mir Rühmlicheres begegnen können, als wenn ich in der Vertheidigung der Ehre Gottes und der Wohlfahrt meiner Unterthanen mein Leben verlöre?" — Ein Monarch, der so denkt, kann allerdings nur aus einem höheren Standpunkt beobachtet und beurtheilt werden. Es waren jene Worte solche, die aus dem Innersten des Gemüths dieses grossen Mannes hervorgingen, und der Nachwelt als ein heiliges Denkmal aufbewahrt worden sind, weil sie seinen Charakter schildern, und weil der Ausgang seines Lebens bewiesen hat, dass er solchen Gesinnungen treu geblieben ist. Sich selbst um höherer Zwecke willen vergessen zu können, war bei Gustav Adolph gewiss eine von den Eigenschaften, die ihn über gewöhnliche Sterbliche erhoben, und worin ihm zwar alle wirklich grossen Männer unter den Feldherren ähnlich sind, wenige aber nur mit einem so vollen Bewusstsein die Grundlagen ihrer Ueberzeugungen gekannt haben mögen, als Er.

Nachdem der König wieder hergestellt war, bemächtigte er sich auf's Neue der Stadt Putzig und schloss dadurch Danzig abermals von der Landseite völlig ein, und eine schwedische Escadre unter dem Vice-Admiral Nicolaus Stiernskiöld, blockirte den Hafen. Gegen die letztere rüsteten die Danziger ebenfalls eine Escadre aus, über welche sie einem dänischen See-Officier, Namens Arend Dikmann, das Commando gaben. Dieser ging den Schweden entgegen,

griff sie an und schlug sie in die Flucht. Stiernskiöld sah sich mit seinem Schiff umringt und sprengte sich in die Luft. Dikmann überlebte seinen Sieg jedoch ebenfalls nicht, sondern wurde im Gefecht erschossen. Dies Seetreffen, welches den 28. November 1627 einige Meilen von der Danziger Rhede vorfiel, wurde für die Stadt zu theuer erkauft, da sie 4 bis 500 ihrer besten Matrosen und ausserdem den Anführer der kleinen Marine verlor, aber weiter nichts als ein zusammengeschossenes schwedisches Schiff gewann, welches als die einzige Trophäe in den Hafen eingebracht wurde.

Den König verdross dieser Unfall; indess beschäftigten ihn nur die Maasregeln, seine Flotte auf einen formidableren Fuss zu setzen, vor der Hand aber zu Lande Danzig enger einzuschliessen, und dem Feinde die Stadt Wormdit wieder wegzunehmen. Er war noch nicht gänzlich wiederhergestellt; dessen ungeachtet führte er diese Unternehmung in Person aus, und eroberte den Ort mit Sturm. Zu gleicher Zeit ergab sich die Stadt Gutstadt dem Obersten Tott. Anfangs December ging Gustav Adolph nach Schweden zu völliger Wiederherstellung seiner Gesundheit und um seine Flotte zu verstärken.

Eigentlich war die vergangene Campagne als verfehlt zu betrachten, wovon theils die späte Eröffnung derselben, theils die zweimalige Verwundung des Königs als die Ursachen angesehen werden können. In Betreff des ersten Umstandes waren die widrigen Winde Schuld, welche die Ueberfahrt bis Ende Juni oder An-

fangs Juli aufgehalten hatten, vielleicht brachte auch der Entschluss Gustav Adolph's, die Belagerung Danzigs zuerst vorzunehmen, und hierauf die Polen zu expediren, einigen Zeitverlust herbei, da ein solches Unternehmen grosse Zurüstungen erfordert. Diese letzteren schien der Feind in Ruhe abwarten zu wollen, da er sich Ende Juli's noch nicht einmal zusammengezogen hatte. Einem solchen Gegner, den der König schon kannte, gegenüber, mochte die Ausführung einer grossen Belagerung als möglich erscheinen, obgleich König Sigismund die grösste Aufforderung hatte, eine so wichtige Stadt, als Danzig war, nicht vor seinen Augen erobern zu lassen. Ob unter solchen Umständen jene Belagerung wirklich ausführbar geworden wäre, scheint demnach problematisch zu sein, da der König von Schweden nicht stark genug war, zu gleicher Zeit eine so weitläuftige Einschliessung besetzt und die Garnison in Zaum zu halten, und nun auch noch die polnische Armee zurückzuschlagen, wenn der General Koniezpolski, wie man ihm zutrauen darf, endlich auf den Einfall gekommen wäre, gegen die Armee Gustav Adolph's, mitten in ihren Belagerungsarbeiten, vorzugehen. Zwar waren die Fortificationen des Bischofs- und Hagelsbergs bei Danzig erst seit einem Jahre angefangen worden, und noch in einem unvollkommnen Zustande, doch aber immer ein Sturm auf diese Werke misslich, abgerechnet, dass selbst der Verlust derselben nicht nothwendiger Weise die Uebergabe der Stadt bedingt, und die Danziger, welche für ihre Freiheit und für ihre Habe und Gut, welches sehr bedeutend war, fochten, um so mehr den

Ausgang abwarten konnten, als die damalige Beschaffenheit des Wurfgeschützes schwerlich die entlegeneren Stadttheile zu zerstören vermocht hätte, wohin sie sich hätten flüchten können. Ohne in ein weiteres Detail der Localität einzugehen, scheint daher die Belagerung Danzig's für eine Armee von 36,000 Mann, noch dazu, wenn sie sich theilen, und einen auswärtigen Feind abschlagen soll, ein schwieriges Unternehmen zu sein. Sicherer dürfte es gewesen sein, wenn der König von Schweden, wie nachher geschah, einstweilen Danzig, sei es auch nur einigermassen, blockirt gehalten, und sich gegen die polnische Armee gewendet hätte, welche vielleicht noch zu Anfang des Monats Juli unvorbereitet hätte angefallen werden können. Wenigstens standen die Schweden längst bei Dirschau versammelt, als nach allen auf uns gekommenen Nachrichten, die Polen noch ruhig in ihren Quartieren verweilten. Wäre eine solche Operation vom Glück unterstützt worden, und hätte die Stadt Danzig sich von aller nahen Hülfe isolirt gesehen, so würde darauf die Belagerung entweder mit Musse haben bis auf das Aeusserste fortgesetzt werden können, oder die reiche Stadt hätte sich, wie wahrscheinlich ist, zur Rettung ihrer Reichthümer und ihrer politischen Existenz ergeben, sei es auch auf eben so unvortheilhafte Bedingungen, als ihr hundert und sieben Jahre später der Feldmarschall Münnich vorschrieb.

Zur Entschuldigung dieser Bemerkung sei es erlaubt, nur noch hinzuzufügen, dass die Lage Gustav Adolph's, wenn er während der Belagerung von der

polnischen Armee angegriffen, und, wie dies wenigstens im Gebiet der Möglichkeit lag, geschlagen wurde, höchst misslich sein musste. Der Verlust seines Geschützes und vielleicht alles Materials, würde das Geringste gewesen sein. Aber der Rückzug konnte sehr gefährlich werden, wenn der Feind nur einigermassen darnach verfahren hätte, wie ein Jeder eingestehen wird, der die Beschaffenheit der dasigen Gegend und die Lage der Orte gegen einander kennt. Es kam zwar darauf an, in welcher Gegend zwischen Danzig und Dirschau die Armeen auf einander getroffen waren. Fand aber der Rückzug nach einer verlornen Schlacht, nicht wenige Meilen vom Schlachtfelde, seine Grenze, so wurde die schwedische Armee in der Richtung nach Pommern zurückgeworfen, und musste sich durch einen Landstrich, das sogenannte Cassuben, zurückziehn, der vielleicht zu den ärmlichsten aller umliegenden Provinzen gehört. Die weitern Folgen einer solchen Bewegung ergeben sich von selbst, und können nicht mit denjenigen verglichen werden, welche der schwedischen Armee begegnen konnten, wenn sie von Dirschau längs der Weichsel gegen die Polen vorgerückt, aber geschlagen worden wäre.

Allen solchen Unfällen entging jedoch Gustav Adolph dadurch, dass er zwei Mal verwundet wurde, und nach den wirklich stattgehabten Vorgängen fällt der Tadel allein dem General Koniezpolski zu, welcher in völliger Unthätigkeit, ausser der erwähnten Recognoscirung, stehen blieb und sämmtliche Ereignisse ungenutzt vorüberstreichen liess, ohne auch nur ein der Erwähnung

werthes Lebenszeichen von sich zu geben. So vergingen beinahe vier Monate seit der Verwundung des Königs von Schweden, und dienten ohne Zweifel dazu, ihn mit den kriegerischen Talenten seines Gegners bekannt zu machen. Nach den Ueberlieferungen zu schliessen, fand das Benehmen Koniezpolski's nicht aus Mangel an Kampflust Statt, die er gezeigt haben würde, wenn er dazu gezwungen gewesen wäre, sondern aus Indolenz, in welche ein General, der nicht an Geist, oder an Körper, oder an beiden abgestumpft ist, unmöglich verfallen kann. Fesseln der Politik, welche ohnehin als eine Ausnahme betrachtet werden müssen, waren für die Polen nicht vorhanden, und wären sie es gewesen, so hätte Koniezpolski lieber den Degen in die Scheide stecken und zum Frieden rathen, als in Unthätigkeit verbleiben sollen, welches nirgend eine Anerkennung finden kann, wenigstens überall mit verdientem Undank belohnt wird.

Siebenter Feldzug, 1628.

Gustav Adolph ging im Frühling mit dreissig Kriegsschiffen unter Segel und landete wahrscheinlich in der Gegend von Putzig. An der Mündung der Weichsel hatte er sieben Danziger Schiffe angetroffen und sie angreifen lassen, wovon drei weggenommen, eins in den Grund gebohrt und ein fünftes, welches nach Colberg floh, wieder ausgeliefert wurde; zwei-

Danziger Schiffe zogen sich, stark beschädigt, unter die Kanonen von Weichselmünde. Die Anwesenheit der schwedischen Flotte konnte indess nicht hindern, dass mehrere polnische Schiffe mit Lebensmitteln sich durchschlichen und nach Danzig ihre Ladung brachten. Dieser Umstand, welcher mit der Unsicherheit der Sperrung eines Hafens zur See verbunden bleibt, zeigt, wie wichtig es für jede am Meer gelegene Festung ist, bewaffnete Fahrzeuge zu besitzen, welche die Augenblicke benutzen können, wenn der blockirende Feind nicht in den practicabeln Stellen der Küstenfahrt anwesend sein kann, um Vorräthe und Nachrichten nach dem blockirten Ort zu bringen, oder auch von demselben auszulaufen, um Depeschen weiter zu befördern, ein Vortheil, welcher i. J. 1813 französischer Seits benutzt worden ist.

Die schwedische Armee war in ihrem vorigen Lager bei Dirschau versammelt worden. Der König nahm hierauf ein Corps auserlesener Truppen von 7000 Mann, ging, ganz gegen die Erwartung des Feindes, über eine fliegende Brücke in das kleine Werder, und besetzte dasselbe in der Nähe von Danzig. In diesem Feldzuge machte er Gebrauch von den leichten ledernen Geschützen, deren Construction bekannt ist, und mit denen vor Wormdit die ersten Versuche angestellt worden waren *).

Koniezpolski gerieth nunmehr auf den Gedanken ei-

*) Die Erfindung dieser Kanonen wird einem Herrn von Warmbrand zugeschrieben, der von der kaiserlichen Armee den Abschied genommen hatte, und in schwedischen Dienst getreten war.

ner Diversion. Er griff Mewe und sodann Putzig an und setzte sich in den Besitz dieser beiden Orte. Ein unmittelbarer Angriff der schwedischen Armee mochte ihm vorher zu bedenklich geschienen haben. Indess näherte er sich nach und nach der Stadt Danzig, um dieselbe gänzlich zu deblockiren.

Gustav Adolph schickte jetzt ein Kavallerie-Detaschement unter dem Obersten Tott dem Feinde entgegen, um ihn zu beobachten. Dieser tapfere Officier fiel jedoch bei dem Dorfe Grebin in einen dreifach überlegenen Hinterhalt und sah sich unvermuthet umringt. Ohne indess sich lange zu besinnen, ergriff er die klügste Partie und schlug sich durch, machte einige Gefangene und brachte dem Könige vier feindliche Standarten als Trophäen zurück, zugleich aber auch die Nachricht von der Annäherung der feindlichen Armee und der Eroberung von Putzig. Koniezpolski soll sich bei seiner Ueberlegenheit einen leichten Sieg versprochen haben, hätte aber auf alle Fälle eilen sollen, ihn zu erfechten. Dies scheint versäumt worden zu sein, und Gustav Adolph, welcher dem Feinde sogleich nach Zurücklassung einiger Truppen vor Danzig mit dem übrigen Theile seiner Armee entgegen ging, ihn ehe, als er es vermuthete, ereilt zu haben. Es fand nun in der Gegend von Danzig (der Ort wird nirgends näher angegeben) ein Treffen statt, in welchem Gustav Adolph, durch die Bravour und grössere Gewandtheit seiner Truppen und durch seine zahlreichere und bessere Artillerie, dem Feinde einen Verlust von 3000 Mann zufügte und 14 Standarten nebst 4 Geschützen ero-

berte. Koniezpolski selbst wurde schwer verwundet, und die polnische Armee durch eine solche Niederlage zur Flucht genöthigt, welche sie längs der Weichsel fortsetzte. Danzig schien verloren und konnte nur auf eine etwanige Hülfe der kaiserlichen Truppen hoffen.

Die Einschliessung Danzigs zu Wasser und zu Lande wurde hierauf weiter fortgesetzt, und diese Stadt würde am Ende durch Hunger zur Uebergabe gezwungen worden sein, ohne dass es einer eigentlichen Belagerung bedurft hätte, wenn nicht ein Ereigniss dazwischen getreten wäre, welches die ganze Unternehmung vereitelte. Die Weichsel nämlich, gegen deren plötzliches Anschwellen zu jener Zeit noch nicht die jetzt vorhandenen Vorkehrungen getroffen sein mochten, trat in die Niederung dermassen aus, dass ein grosser Theil dieses Landstrichs unter Wasser gesetzt wurde, und die Einschliessungs-Truppen sich zurückziehn mussten. Hierdurch wurde die Stadt, welche eigentlich in der Niederung liegt, und nur auf den Thalufern der Weichsel den Bischofsberg und den Hagelsberg zu ihrer Vertheidigung fortificirt hat, deblokkirt. Ausserdem war der König Sigismund mit einer Verstärkung angekommen und hatte sich mit Koniezpolski vereinigt.

Diese Befreiung Danzigs setzte den Vorstellungen zur friedlichen Ausgleichung, die dem König Sigismund von Seiten der Generalstaaten der Niederlande aus politischen Gründen gemacht wurden, neue Schwierigkeiten entgegen. Sigismund hoffte, bald eine spanische Flotte in der Ostsee, und ein kaiserliches Hülfs-

Corps bei seiner Armee ankommen zu sehn, um als dann seinen Feind zu besiegen und seine weitern Operationen über das Meer auszudehnen. Er hatte von den beiden Höfen des Habsburger Stamms Vorschüsse, und von dem polnischen Reichstage ansehnliche Subsidien erhalten, und wurde um so mehr zu Hoffnungen angeregt, als seine Sache mit den Angelegenheiten aller religionsverwandten Fürsten immer mehr in nähere Verbindung trat. Die polnischen Magnaten wünschten den Frieden, nur wollten sie Liefland nicht abgetreten sehn, und Gustav Adolph war gar nicht gesonnen, dies Land wieder herauszugeben.

Es gehört in die Geschichte der damaligen Zeit, die politische Lage der Staaten und ihre Absichten, welche sich durch die That manifestirt haben, vollständig zu schildern. Inzwischen ist es doch nöthig, die Hauptdata anzugeben, welche Gustav Adolph zu seinen Entschliessungen veranlassen musten, um die Wichtigkeit der Rolle einigermassen ermessen zu können, zu deren Uebernahme ihn das Schicksal ausdrücklich bestimmt zu haben schien.

Die Verschiedenheit religieuser Ueberzeugungen, deren schon einmal gedacht worden ist, war mit den politischen Absichten der Cabinette vermischt, und hatte zwei Parteien, die katholischen Fürsten und Länder, und die protestantischen, schroff einander gegenüber gestellt. Der Krieg, welcher im Jahre 1618 ausbrach und Deutschland dreissig Jahre lang verheeren sollte, hatte zu der Zeit, als Gustav Adolph in Preussen gegen Sigismund focht, bereits zehn Jahre gedauert.

In dieser langen Zeit war das österreichische Haus überall siegreich gewesen, und hatte seinen Feinden Gesetze vorgeschrieben. Die Anstalten, eine fremde Einmischung zu hintertreiben, waren vom Glück begünstigt worden, und die Idee war von gelehrten Priestern der antiprotestantischen Partei ausgesprochen worden, „dass es zum Heil der Christenheit zuträglich sei, nur von einem Oberhaupt beherrscht zu werden, weil dann alle Spaltungen wegfallen würden. Der katholische Glaube sei mit dem Glück des österreichischen Hauses genau verbunden, und wenn dieses Haus ganz allein regiere, würde auch nur Ein Glaube sein*)."

Ohne nun die Absichten der österreichischen Politik ergründen zu wollen, lässt sich behaupten, dass seit Kaiser Carl dem Fünften kein Zeitpunkt da gewesen sei, welcher der souverainen kaiserlichen Macht in Deutschland und vielleicht auch der weitern Ausbreitung der Herrschaft des Hauses Habsburg, günstiger gewesen wäre, als jene Zeit der völligen Entkräftung Deutschlands, und der Mitwirkung Spaniens, Polens und späterhin, bei einigem Glück, vielleicht auch des halb überwundenen Dänemarks. Grossbritannien zeigte sich in einer indolenten Lage.

Die Uneinigkeit und die religieusen Zänkereien der beiden protestantischen Parteien; die Folgen der Entsetzung des Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der die kaiserliche Macht herausgefordert hatte, und

*) Siehe Geschichte Gustav Adolph's, aus den Arkenholzisten. 1r Band. 1 Abtheilung, pag. 252.

der sich nicht zu helfen verstand, hierdurch aber die Veranlassung zu den ersten Gewaltstreichen gab, verbunden mit der politischen Lethargie Jacob's I., seines Schwiegervaters; das Glück Oesterreichs gegen seine protestantischen Unterthanen und gegen Bethlem Gabor; die damalige Nullität Frankreichs; endlich der unglückliche Ausgang der Unternehmung des Königs von Dänemark: alle diese Umstände und Ereignisse hatten Deutschland fast gänzlich zu Boden geworfen, und die österreichischen Armeen fanden keinen Feind mehr gegen sich.

War es ein Wunder, wenn Oesterreich auf der betretenen Bahn weiter fortschreiten wollte, und wenn der grössere, nicht von vermeintlichen anderweitigen politischen Ansichten umnebelte Theil der deutschen Fürsten sich nach einem Retter in der Noth umsah?

Schon früher hatte der König von Dänemark Christian IV., welcher nahe mit dem pfälzischen Hause verwandt war, sich veranlasst gefunden, bei dem Kaiser für Friedrich V. von der Pfalz sich zu verwenden. Jedoch war sein Bemühen fruchtlos geblieben. Nach der die deutschen protestantischen Fürsten so sehr erbitternden Entsetzung des letzterwähnten Fürsten von der Chur und allen seinen Ländern, wurde die Vorstellung rege, dass Deutschland eines Beschützers bedürfe, zu welchem damals nur von zwei protestantischen Monarchen, den Königen von Schweden, oder von Dänemark, einer zu einem so hohen und wichtigen Beruf erwählbar war. Für den ersten sprachen seine Thaten und seine grossen Talente; für den an-

dern sein Besitzthum in Deutschland und seine sonstigen Verdienste. Beiden Monarchen musste daran liegen, die Staaten des Kaisers nicht bis zu den Küsten des baltischen Meeres ausgedehnt zu sehn.

Der Churfürst von Brandenburg neigte sich auf die Seite seines Schwagers, des Königs von Schweden. Er schickte einen Gesandten, Bellin, nach England, der ein solches Bündniss zwischen allen protestantischen Mächten und Gustav Adolph negociiren sollte. Dieser Negotiateur verband sich mit dem pfälzischen Gesandten Rusdorff und mit dem schwedischen Gesandten Spens, und ihre Unterhandlungen hatten anfänglich einen guten Fortgang. Da jedoch von dänischer Seite diesem entgegen gearbeitet wurde und die Vorschläge Christian's IV. weit annehmlicher gefunden wurden, indem dieser nicht eine sofortige Gewährung von Subsidien verlangte, mit einem Worte, weil er geringere Forderungen gemacht hatte, so wurde dem Könige von Dänemark die Wahl zu Theil.

Gustav Adolph hatte, um eine Unternehmung nach Deutschland, wo derselbe keine Besitzungen hatte, gehörig zu basiren, und um den Rücken frei zu haben, Bremen und Werden als Waffenplätze verlangt, auch noch mehrere Bedingungen festgesetzt, deren Solidität nicht zu verkennen ist. Da er nun aber seine Erwartungen fehl schlagen sah, beruhigte er sich, nach seiner Art zu sehen und zu urtheilen, sehr leicht. Und als der König von England (jetzt Carl I.) ihm die Annahme der Vorschläge des Königs Christian IV. anzeigte, antwortete er ihm, vielleicht aus Iro-

wäre ihm angenehm, dass die Verbündeten einen Anführer gefunden hätten, der zu einer so wichtigen Unternehmung weit geschickter sei, als er, und dass er ihm den glücklichsten Erfolg wünsche."

Betrachten wir die Lage, in welcher sich Gustav Adolph seit dem Jahre 1626 befunden hatte, so unterliegt es keinem Zweifel, dass dieselbe für eine Unternehmung nach Deutschland durchaus nicht geeignet war. An einem Waffenstillstand auf lange Zeit war vergeblich gearbeitet worden, und an einen Frieden gar nicht zu denken. Wer sollte aber Gustav Adolph gegen die feindseligen Gesinnungen Sigismund's schützen, wenn er mit dem grössten Theil seiner Armee abwesend war, und weder Liefland, noch Schweden selbst vertheidigen konnte? Hierauf hatte er allerdings in seinen Anerbietungen am Londoner Hofe Rücksicht genommen, aber es frägt sich sogar, ob ihre völlige Annahme ihm genügende Sicherheit hätte gewähren können, oder ob eine österreichischer Seits veranlasste Diversion des Königs von Polen, ihn nicht gezwungen haben würde, die deutschen Angelegenheiten aufzugeben, und sich seinem wahren Erbfeinde entgegen zu stellen. Dies hätte für Deutschland noch üblere Folgen herbei führen, und die Intervention Schwedens für die Folge gänzlich unmöglich machen können. Es war daher eine Art von Glück, dass Gustav Adolph von dem Könige von Dänemark überboten wurde, wodurch er Zeit gewann, die polnischen Angelegenheiten einigermassen zu beseitigen. Der Plan der auswärtigen Mächte, beide Könige, von Dänemark und von Schweden zugleich Antheil an der

Expedition nach Deutschland nehmen zu lassen, war vollends, da sie weder einander untergeordnet werden konnten, noch unabhängig neben einander einen gemeinschaftlichen Operationsplan, wie doch wohl nothwendig gewesen wäre, ausführen konnten, impracticabel, und gehörte unter die diplomatischen Auswege, welche oft den besten kriegerischen Entwürfen nachtheilig sind.

Nachdem das Kriegsglück sich gegen Christian IV. entschieden hatte, und derselbe von Tilly bis in das Holsteinsche gedrängt, und von Wallenstein verfolgt wurde, näherten die deutschen Fürsten sich dem König von Schweden und drangen in ihn, für Deutschland und für die protestantische Religion das Schwert zu ziehn. Allein dies machte der Krieg mit Polen vor der Hand unmöglich, wobei Sigismund von kaiserlicher Seite zu neuen Hoffnungen ermuntert, und ihm eine Hülfe versprochen wurde, sobald der König von Dänemark gänzlich zur Ruhe gebracht worden sei. Den innern Verhältnissen Deutschlands fehlte übrigens ein Vereinigungspunkt, da die beiden mächtigsten Churfürsten, von Brandenburg und von Sachsen, jener durch seinen dem Kaiser ergebenen Minister Schwarzenberg, dieser durch eitele Hoffnungen auf Territorialvergrösserung in Unthätigkeit und Ergebenheit gegen Ferdinand II. erhalten wurden.

Zu dieser Zeit soll Wallenstein den Entwurf gemacht haben (und alle folgenden Umstände lassen solches kaum bezweifeln), die Dänen zu zwingen, sich mit Oesterreich enger zu verbinden und alsdann gemeinschaft-

lich Schweden selbst anzugreifen und dies Reich zu erobern. Dänemark sollte hierdurch eine Entschädigung für seinen unglücklichen Krieg in Deutschland erhalten, und es ist möglich, dass Christian IV. die Gelegenheit, alte Ansprüche und einen alten Groll zu befriedigen, benutzt haben möchte. Wenigstens musste er froh sein, auf irgend eine Art zum Frieden zu gelangen. Wallenstein, im Besitz der grössten Macht und der mecklenburgschen Häfen, brachte aus den Hanseestädten Schiffe zusammen, und erwartete von Dünkirchen her eine spanische Flotte. Der König von Polen war durch die Aussicht auf eine Eroberung Schwedens vermocht worden, die seinige nach Wismar zu schicken. Wallenstein erhielt vom Kaiser den Titel eines Grossadmirals aller nordischen Meere, und diese omineuse Würde liess nicht an den mit derselben in Verbindung stehenden weit aussehenden Plänen zweifeln.

In Folge solcher Speculationen warf Wallenstein seine Augen auf Stralsund, als den schicklichsten Ort, von welchem aus eine Ueberfahrt nach Schweden bewerkstelligt werden könnte. Diese Festung eignete sich nicht nur mehr, als andere Orte an den Ufern der Ostsee, zum Hauptwaffenplatz, sondern sie war auch näher an den Kriegs-Depots der österreichischen Macht und mit ihnen in einer bequemern Communication gelegen. Indess besass die Stadt Stralsund besondere Privilegien, und schlug daher standhaft die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung aus.

Allein es war die Erhaltung der Freiheit dieses

Ortes, eines der ersten unter den Hansestädten, sowohl für Dänemark, als für Schweden äusserst wichtig, und beide konnten ihren Besitz nicht den kaiserlichen Truppen überlassen, ohne zu besorgen, hierdurch in eine Abhängigkeit zu gerathen, die ihnen gefährlich zu werden drohte. Ehe also Wallenstein dem ersten Ansinnen durch die Waffen Nachdruck geben konnte, schlug Gustav Adolph dem König Christian IV. ein Bündniss zur Aufrechterhaltung der freien Schiffahrt auf der Ostsee vor, und beide kamen überein, ihre Flotten gegen jede Macht zu vereinigen, welche die Freiheit dieses Meeres stören, und Truppen an den dänischen, oder schwedischen Küsten landen lassen wollte. Christian IV. überwand seine Eifersucht gegen Gustav Adolph, denn beide sahen die ihnen drohende Gefahr ein, und der König von Dänemark begab sich, trotz der ihn zuerst wahrscheinlich treffenden Ahndung, in Person nach Stralsund, versah die Stadt mit Vorräthen aller Art, und überliess ihr eine hinreichende Anzahl von Truppen, um einen hartnäckigen Widerstand leisten zu können. Auch war die dänische Flotte so glücklich, einige Kriegsschiffe, welche der König von Polen an Wallenstein schickte, in den Grund zu bohren. Die Stadt Lübeck schlug diesem die Ueberlassung von Schiffen ferner gänzlich ab, und der Gross-Admiral konnte nun nicht so viele Kriegsfahrzeuge auftreiben, als nöthig war, um Stralsund von der Seeseite einzuschliessen. Seine Aeusserung, dass er die Stadt Stralsund erobern wolle, „und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre,"

die ihm allgemein zugeschrieben wird, erhielt dadurch den Anstrich einer Bravade, die zu weit unter seiner Würde war, als dass er sie sich hätte erlauben sollen.

Wallenstein schloss jedoch die nach seiner Meinung trotzige Festung Stralsund ein, und zwar gerade zu derselben Zeit, als Gustav Adolph Danzig berennt hatte. Der Fortgang der Unternehmung gegen die erstere, Wallenstein's Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Kaisers, nach welchen er die Belagerung aufheben sollte, und die Geschichte derselben überhaupt sind bekannt, und wir können nur noch anmerken, dass die Stadt Stralsund, da die dänische Besatzung nicht ausreichte, sich an den König von Schweden wandte, durch den sie ein stärkeres Corps Infanterie erhielt, welches mit Zustimmung des Königs Christian IV. die dänische Besatzung ablöste. Der schwedische Commandant, Leslie, wehrte sich mit grosser Auszeichnung, und Wallenstein wurde genöthigt, die Belagerung den 24. Juli 1628 aufzuheben, nachdem sie ihm über 12,000 Mann gekostet hatte. Man kann nicht leugnen, dass diese Unternehmung des Generalissimus in hohem Grade tadelnswerth ist, und allein hinreichend sein möchte, demselben einen Platz unter den bedeutenden Feldherren streitig zu machen.

Gustav Adolph befand sich solcher Gestalt im Besitze einer Festung an den deutschen Küsten des baltischen Meeres, und wünschte für die Erhaltung eines so wichtigen Ortes die kräftigsten Maassregeln zu ergreifen. Er schloss deshalb schon einen Monat vor

Aufhebung der Belagerung eine Convention mit der Stadt ab, nach welcher das Bündniss mit derselben wenigstens zwanzig Jahr dauern, und lediglich auf ihre Beschützung und auf den Fortbestand ihrer Freiheiten sich beziehn sollte. Nur die Aufnahme seiner Truppen und seiner Schiffe bedung sich der König unter den mildesten Bestimmungen aus, im Fall die Besetzung des Orts nothwendig werden sollte, jedoch unbeschadet der kaiserlichen Rechte und der Freiheiten der Stadt. Das Bündniss, welches sich auf die Vertheidigung der freien Schifffahrt auf der Ostsee bezog, liess endlich allen Mächten, Fürsten, oder Republiken den Beitritt zu demselben offen, und bahnte den Weg zu einer Conföderation.

Als Gustav Adolph die Blockade von Danzig aufzuheben genöthigt war, hatte derselbe die Absicht, Besatzungen in den Hauptorten von Preussen zu lassen und Lithauen zum Kriegsschauplatz zu wählen; allein der Feind hatte ihn daran gehindert. Merkwürdig, jedoch ohne entscheidenden Einfluss, war um diese Zeit der Gang der Politik, indem Brandenburg sich mit den Holländern verband, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, vermuthlich um die schwedischen Truppen aus Preussen fortzuschaffen. Oesterreich wünschte hingegen die Fortsetzung des Kriegs im Norden, ohne jedoch den König Sigismund kräftig genug durch Subsidien zu unterstützen, wodurch denn seine Hülfsmittel endlich erschöpft werden mussten. Sigismund hätte bei mehr Streitmitteln den König Gustav Adolph noch lange beschäftigen und von an-

dern Unternehmungen abhalten können. Allein es scheint, als ob österreichischer Seits ein zu geringer Werth auf diese nordischen Angelegenheiten gelegt worden ist, wozu vielleicht die geringe Vorstellung, die man sich von der Wirksamkeit Gustav Adolph's machte, die Veranlassung gegeben haben mag. Die schwedische Macht war aber in Entwickelung ihrer Kräfte begriffen, die Nation dem Könige ausserordentlich ergeben, und beide von einem religieusen, noch frischen Enthusiasmuss emporgehoben, mit welchem ein junger talentvoller Monarch unbestimmbare Unternehmungen ausführen konnte. Es ist merkwürdig, dass Wallenstein dies nicht eingesehn, und danach, wenigstens seiner Seits, einige Maasregeln genommen hat. Statt dessen soll er mit Verachtung von dem „Schneekönig," wie er Gustav Adolph nannte, gesprochen und gemeint haben, mit diesem bald fertig werden zu können.

Der König von Schweden hatte noch bei Danzig eine bedeutende Verstärkung der Ersatzmannchaft und 2000 Reiter durch den Rheingrafen Otto Ludwig erhalten. Allein zu einem grossen Gefecht vermochte er die Polen nicht zu bringen. Koniezpolski beschränkte sich vielmehr auf den kleinen Krieg, worin die Polen den Schweden gewachsen waren. Die Stadt Neuenburg wurde von dem jungen Grafen Thurn überrumpelt; Strasburg, nebst vielen dorthin gebrachten Effecten der Königin von Polen und sonstigen Geldsummen, wurde erobert, aber auch die schwedische, ohne Zweifel zu sorglose Armee überfallen. Dagegen ward die Stadt Schwetz von den Schweden

durch Sturm genommen, und der schwedische General Baudissin unternahm sogar einen Streifzug bis Warschau, woselbst er grossen Schrecken verbreitete, und von wo er, nach manchen Vortheilen, glücklich wieder zurückkehrte. Indess wurde dieser gewandte General bei einer Ueberrumpelung von Strasburg gefangen. Alle diese Waffenthaten, unter welchen insbesondere eine Expedition des Generals Wrangel von Elbing aus, um für diesen Ort sowohl, als für die Armee, die nöthigen Subsistenzmittel herbeizuschaffen, sich auszeichnet, waren zwar von augenblicklichem Werth, entschieden jedoch nichts in den Hauptsachen, und es entstand ein Stocken in den Operationen, welches unerklärbar sein würde, wenn man nicht die Politik der damaligen Zeit und die Negotiationen, welche sie veranlasste, berüksichtigen wollte, ohne sich in Muthmassungen zu verlieren, welche, wenn sie nicht auf Facta gegründet sind, keinen sonderlichen Werth haben können.

Während Gustav Adolph in Preussen den Polen gegenüber stand, und Wallenstein unverrichteter Sache von Stralsund zurückkehren musste, liess der letzgedachte Feldherr den König von Dänemark durch einen in Copenhagen anwesenden Grafen von Schaumburg sondiren, ob er nicht gegen gute Bedingungen einen Separat-Frieden schliessen wolle. Seine Absicht war offenbar, die beiden nordischen Monarchen von einander zu trennen, damit sie sich seinen weitern Plänen nicht gemeinschaftlich entgegen setzen konnten.

Von Christian IV. wissen wir, dass er sich mit

Gustav Adolph zu beiderseitiger Vertheidigung verbunden hatte, und dass er ohne Vorwissen dieses seines Alliirten weder Frieden, noch Waffenstillstand schliessen durfte. Ausserdem hatte er die Herzoge von Mecklenburg zur Theilnahme an dem Kriege gegen den Kaiser vermocht, und diese hatten darauf ihr Land verloren. Endlich war er als Vertheidiger des unglücklichen Churfürsten von der Pfalz aufgetreten, und ob er gleich selbst in grossem Nachtheil war, und ihm daran lag, wieder zum Besitz seiner Länder zu gelangen, so hätte er doch seine Stellung in der Welt als König, sein Gewissen und seine Ehre berüksichtigen und einen andern Weg seines Verhaltens einschlagen sollen, als den er, wie es scheint, ohne sonderliche Bedenklichkeiten wählte.

Es wurden Anfangs 1629 von beiden unterhandelnden Theilen Abgeordnete zu einem Congress in Lübeck versammelt, und nach einigen Umständen und Dispüten wurde der Friede gegen erkleckliche gute Bedingungen für Dänemark abgeschlossen, und Christian IV. verband sich dagegen, weder in die deutschen Angelegenheiten sich zu mischen, noch den Feinden des Kaisers Beistand zu leisten. Die Bedenklichkeiten Christian's IV. wegen Mecklenburg beseitigte Wallenstein dadurch, dass er seine einzige Tochter für den Prinzen Ulrich dem Könige versprach. Diese vortheilhafte Partie*), der es wenigstens nicht an Geld fehlte, war etwas theuer erkauft. Von

*) Welche den König von Dänemark hätte anwidern sollen.

Schweden und dem Churfürsten von der Pfalz wurde gar nichts erwähnt.

Solch einen Alliirten hatte Gustav Adolph gehabt. Es bedarf keines weitern Zusatzes, als dass Christian IV. sich irrte, wenn er glaubte, ein unabhängig stehender Monarch könne sich ungestraft Alles erlauben. Denn das Urtheil seiner Zeitgenossen, ja selbst seiner eignen Unterthanen, wenn sie es auch nicht verlautbaren durften, wird von der Nachwelt frei und unverholen ausgesprochen und weist jedem noch so Mächtigen den Rang an, den er in der Erinnerung auf immer einnehmen soll.

Der König von Schweden hatte jedoch Einiges von der Haltung eines Congresses in Lübeck erfahren, und beschlossen, denselben durch Gesandte zu beschicken. Allein die Zulassung derselben wurde gleich von Anfang an für unstatthaft erklärt. Wallenstein soll über den Beistand, den Gustav Adolph der Stadt Stralsund geleistet hatte, aufgebracht gewesen sein. Indess blieb man bei dieser Verweigerung nicht stehn, sondern beschloss, die schwedischen Gesandten zu insultiren. Diese schickten den Legations-Secretair von Lehausen voraus, um wegen ihrer Zulassung die nöthigen Schritte zu thun. Allein sie wurden nicht nur rund abgewiesen, sondern der vorausgesandte Secretair konnte auch nicht einmal ein mitgebrachtes Schreiben an den kaiserlichen Commissarius abgeben. Vergeblich reiste er zweimal nach Lübeck; kein Zutritt wurde ihm verstattet, und man begegnete ihm auf eine unanständige Weise.

Ein solches widerrechtliches, empörendes Benehmen musste auf den König von Schweden einen tiefen Eindruck machen. Unmöglich konnte er gleichgültig dabei bleiben, und beklagte sich deshalb zwar mit Mässigung, allein nachdrücklich, indem er der Zeit die weitere Entwickelung überliess. Der Kaiser schien davon gar keine Notiz zu nehmen, und rechnete wahrscheinlich darauf, dass der Krieg mit Polen ihm volle Beschäftigung geben würde. Wallenstein wünschte, seines Interesses wegen, die Verlängerung des Krieges, und glaubte vielleicht durch eine Beleidigung des Königs von Schweden für neuen Zündstoff gesorgt zu haben.

Es war ein politischer Fehler, dass man die Zulassung Schwedens zum Lübeck'schen Congress verweigerte, weil die Ansprüche dieser Macht auf eine andere minder anstössige Weise hätten beseitigt werden können, ohne sie geradezu vor den Kopf zu stossen. Durch eine solche brüske Maasregel reizte der Kaiser einen neuen Feind gegen sich auf, und indem er die Einmischung Dänemarks in die deutschen Angelegenheiten abwendete, wies er den Protestanten einen Protector zu. Allein, in dem kaiserlichen Ministerium muss man sich mehr, als räthlich gewesen wäre, auf die Macht des Kaisers verlassen, und andere Berücksichtigungen für zu kleinlich gehalten haben, um nicht mit Machtsprüchen hervorzutreten, statt auf dem Wege der Negotiation das Ziel zu erreichen. Es ist wahr, die Partei der Protestanten war fast zu einer gänzlichen Ohnmacht herabgesunken, zerstreut,

ohne Oberhaupt, sogar von den mächtigsten Fürsten des Vaterlandes verlassen. Allein die äusserste Noth wird oft durch den äussersten Zwang zu Thaten aufgerufen, welche unterblieben wären, wenn der letztere nicht Statt gefunden hätte. Dies schien man kaiserlicher Seits zu wenig zu berücksichtigen. Denn kaum war der Frieden mit Dänemark geschlossen, so erschien das Restitutions-Edikt, welches ganz dazu gemacht war, die Fürsten und Völker Deutschlands aufs Höchste aufzuregen. Ihr eigner Vortheil, ihre Existenz wurde mit dem Eifer für den protestantischen Glauben verflochten, und machte den Widerstand zur Gewissenssache. Die Unterdrückten sehnten sich um so stärker nach dem Befreier, und die schmäliche Behandlung eines Monarchen, dem man noch fortdauernd die Anerkennung seiner königlichen Würde versagte, gab ihnen ein Oberhaupt. Diese beiden gleichzeitig vereinigten Missgriffe mussten eine entscheidende Wirkung hervorbringen, wenn noch irgend etwas dazu fähig war. Dem Restitutions-Edikt war als schickliche Einleitung die Vertreibung aller Protestanten aus den kaiserlichen Erbstaaten vorausgegangen, wodurch unzählige Menschen unglücklich wurden, jedoch der Kaiser nur sich selbst schadete.

Sogar die katholischen Fürsten sahen in jenem Edikt die Vorbereitung zur Souverainetät in Deutschland und zur erblichen Kaiserwürde. Baiern negotiirte mit Frankreich. Die Protestanten baten um Aufhebung einer solchen gewaltsamen Maasregel, wiewohl vergeblich, und auch der Churfürst von Sachsen, welchen

Ferdinand II. von der Herausgabe der geistlichen Güter freisprechen wollte, konnte sich dadurch nicht beruhigt finden. Die protestantischen Fürsten und Reichsstädte wendeten sich nun wiederholentlich an den König von Schweden und baten dringend um Hülfe. Dies war schon, wie oben bemerkt worden ist, im Jahre 1615 geschehen, und in den Jahren 1619, 21 u. 22 abermals in Anregung gebracht worden und Gustav Adolph hatte ihnen auch Hülfe versprochen, sobald der Krieg mit Polen beendigt sein würde. Jetzt war der Eindruck der Zeitumstände überall und sogar im Auslande so gross, dass selbst Frankreich, welches mit der Unterdrückung seiner Hugenotten zu schaffen hatte, sich entschloss, mit einem ketzerischen König sich zu verbinden *), um die altgermanische Reichsverfassung aufrecht zu erhalten. Dies Alles zusammengenommen scheint den eigentlichen Zusammenhang der damaligen Begebenheiten, in welchen Gustav Adolph eine so merkwürdige Erscheinung wurde, in das Licht zu setzen und allen Zweifeln über seine Einmischung vorzubeugen. Nicht aus selbstischen und kleinlichen Absichten, sondern durch weit verwickeltere äussere Anregungen gerieth dieser König in Verhältnisse, deren Wirkungen sich noch bis in die heutigen Zeiten erstrecken, und in welchen seine Entschliessungen und seine Thaten auf Jahrhunderte hinaus merkwürdig werden mussten. Man darf daher sich gar nicht darüber verwundern, wenn bei Gustav Adolph ausser dem ho-

*) Dies war von entscheidender Wirkung bis zum westphälischen Frieden.

hen Interesse, welches er an der Aufrechthaltung seiner Religions-Partei und dem Glück seines Staates nahm, nun auch noch andere Beweggründe sich hinzufügten, die er als König unmöglich unberücksichtigt lassen konnte, und von denen sein ohnehin schon kräftiger Wille aufs Neue ergriffen werden musste. Für jetzt aber thut man ihm wahrlich Unrecht, wenn man ihm grosse Eroberungspläne unterschiebt, zu denen keine Aussichten da waren, weil dazu eine grössere Masse von Streitmitteln gehörte, als dem Könige von Schweden zu Gebot stand, und weil dieser Monarch unmöglich die ihm günstigen Ereignisse der Zukunft vorhersehen konnte, zugleich aber ein zu grosser Feldherr war, um solche unbedingt vorauszusetzen.

Eine Folge des Restitutions-Ediktes war es, dass der Cardinal von Richelieu dem französischen Gesandten in Copenhagen, Baron Charnacé, den Auftrag ertheilte, nach Preussen zu gehen und auf das Nachdrücklichste an einem dauerhaften Frieden, oder wenigstens an einem langen Waffenstillstand zwischen Gustav Adolph und Sigismund zu arbeiten, damit Schweden an den deutschen Angelegenheiten Theil nehmen könne.

Achter Feldzug, 1629.

In Preussen war in des Königs Abwesenheit, welcher sich nach Stockholm begeben hatte, mit dem An-

fang des Jahres 1629 die Campagne eröffnet worden. Der General Wrangel hatte einen Versuch gemacht, in ihren Quartieren die Polen zu überfallen, welche sich darauf zurückzogen. Bei Gurzno, einem Dorfe unweit von Strasburg im jetzigen Westpreussen, wurden sie aber erreicht und geschlagen. Sie retirirten sich hierauf gegen Thorn, welche Festung Wrangel wegzunehmen suchte, jedoch davon abstehen musste.

Dieser glückliche Erfolg der schwedischen Waffen, verbunden mit dem Druck des Kriegs, der auf Polen lastete, ohne der Nation die mindesten Vortheile zu verschaffen, brachte in ihr den lebhaften Wunsch nach Frieden hervor, welcher sich laut offenbarte. Allein Sigismund verliess sich auf den kaiserlichen Beistand, und willigte auf dringendes Anhalten der brandenburgischen und holländischen Gesandten nur in einen kurzen Waffenstillstand ein, während dessen an dem Frieden gearbeitet werden sollte. Im Grunde suchte er nur Zeit zu gewinnen.

Es wurden Conferenzen bestimmt, bei deren erster man indess schon abnehmen konnte, dass es der polnischen Regierung kein rechter Ernst war, zu irgend einem Abschluss zu kommen. Zuvörderst versagte man Gustav Adolph den königlichen Titel, und als der Kanzler Oxenstiern diese Schwierigkeit beseitigt hatte, chicanirte man über das Beiwort: „Grossmächtigster", welches Oxenstiern hinzugefügt wissen wollte. Die Unterhandlungen wurden daher abgebrochen.

Unterdessen näherte sich ein kaiserliches Hülfscorps Preussen. Dasselbe bestand aus 7000 Mann

Infanterie, 2000 Reitern und einer beträchtlichen Artillerie, unter Commando des Feldmarschalls von Arnim, den die damaligen Schriften Arnimb, auch Arnheim nennen. Er war von der Boizenburger Linie in der Ukermark. Wallenstein soll ihm den Auftrag zu dieser Expedition mit den Worten gegeben haben: „er möge den Schneekönig aus Preussen verjagen, und wenn dies ihm nicht gelingen sollte, könne er denselben von seinetwegen wissen lassen, dass er (Wallenstein) bald selbst kommen, und ihn fortschaffen werde." Dies bezeichnet die Vorstellung, die der hoffärtige Generalissimus sich von Gustav Adolph gemacht haben mochte, und bedarf keines Commentars.

Der schwedische Monarch kam gerade wieder in Preussen an, als Arnim mit seinem Corps daselbst anlangte, und sich mit Koniezpolski bei Graudenz vereinigte. Er nahm sofort 8000 Mann Infanterie und 5000 Pferde Kavallerie, und rückte damit bis Marienwerder dem Feinde entgegen. Sein Vorsatz war, nicht zu manövriren, sondern zu schlagen, und den Krieg durch ein grosses Gefecht zu entscheiden, wie die Folge zeigte. Die Zeit war kostbar, es war um die Mitte des Monats Juni, und die Stärke des Feindes konnte nicht die Nothwendigkeit der Entschliessung überwiegen.

Um nun auch noch ein Uebriges zu thun, schickte der König um diese Zeit einen seiner Kammerherren an Wallenstein ab, welcher seine Beschwerde vortragen sollte, dass, unerachtet er nichts gegen den Kaiser unternommen habe, dennoch ein Corps kaiserlicher

Truppen gegen ihn zu den Polen gestossen sei. Wallenstein antwortete lakonisch: „Der Kaiser habe zu viel Truppen, er müsste seinen Freunden davon einige ablassen.“ Eine solche Antwort nebst mehreren anderen Beschwerdepunkten mussten den König von Schweden vollends erbittern.

Dieses Mal hatte der, Gustav Adolph gegenüber stehende polnische Feldherr Koniezpolski entweder andere Instructionen erhalten, oder die Ankunft des kaiserlichen Hülfscorps machte ihn unternehmender, und er beschloss einem grossen Treffen nicht nur nicht auszuweichen, sondern sogar seinen Gegner anzugreifen. Der Plan hierzu war keinesweges übel entworfen, und hätte wahrscheinlich einem weniger entschlossenen und minder geübten Heerführer als Gustav Adolph, gefährlich werden können.

Koniezpolski marschirte nämlich von Graudenz rechts ab, und umging den König auf seiner linken Flanke, indem er die Richtung auf Stuhm einschlug. Sobald dies der Monarch gewahr wurde, schickte er den Rheingrafen Otto Ludwig unverzüglich mit einem Dragoner- und einem Kürassier-Regiment (ungefähr 800 Pferden) ab, um die Defileen bei Stuhm, welche von den Seen gebildet werden, zu besetzen, und dadurch den Feind zu bedeutenden Umwegen zu veranlassen. Er befahl jedoch dem Rheingrafen, im Fall er dem Feinde nicht zuvorkommen könne, sich in kein Gefecht einzulassen, bis er, der König, selbst zu seiner Unterstützung mit der Armee eintreffen würde. Der Feind hatte indess die Defileen von Stuhm bereits besetzt, der

Rheingraf griff unüberlegter Weise an, und gerieth dadurch in eine Embüscade, welche die Polen ihm unter Begünstigung eines Gehölzes gelegt hatten. Hierdurch kamen die Schweden in eine grosse Verlegenheit, mussten sich durchschlagen, und verloren über 200 Mann. Nun langte der König mit einer Abtheilung seiner Armee an, und es kam zu einem hitzigen Gefecht, welches deshalb einer Bemerkung verdient, weil Gustav Adolph sich mitten in der Mélée befand, und zweimal die äusserste Gefahr lief, gefangen genommen zu werden. Er verlor sein Degengehänge, bei welchem ihn ein polnischer Reiter ergriff, und welches er über den Kopf abstreifte, wobei der König seinen Hut verlor, und wurde das zweite Mal nur von einem schwedischen Reiter gerettet. Indess wurden die Polen bei dem letzten Gefecht zurückgeschlagen, hatten jedoch dem Rheingrafen 5 Standarten abgenommen. Dagegen eroberten die Schweden eben so viel nebst 17 Fahnen, wiewohl sie nach einer Meldung des Generals Arnim an den Herzog von Friedland, mit welcher er ihm den Hut des Königs überschickte, mehrere Officiere, nebst 300 Mann an Gefangenen und 10 Stück der ledernen Geschütze, verloren haben sollen. Der Feind blieb in seiner Stellung stehen, und Gustav Adolph zog sich in der folgenden Nacht nach Marienburg zurück. Es ist daher nicht zu leugnen, dass die Schweden ein unglückliches Gefecht bestanden hatten*).

---

*) Von diesem Treffen hat ein Franzose, Namens Sirot, in seinen 1683 her-

Eine solche Schlappe konnte der König unmöglich hingehen lassen, ohne dafür Genugthuung zu nehmen. Er griff daher bald darauf die feindliche Armee, welche gegen die Nogat vorgegangen zu sein scheint, an, und schlug sie zurück, wobei sie einen Verlust von 4,000 Mann erlitt. Zu bedauern ist jedoch, dass es über dieses Treffen an Nachrichten fehlt, und weder in den Arkenholzischen Schriften, noch in Mauvillon's „Histoire de Gustave Adolphe," etwas Umständlicheres über dies Ereigniss mitgetheilt worden ist.

Wir sehen diesen Monarchen bei dem zuerst erwähnten Gefecht abermals mehr seine Person der Gefahr Preis geben, als eigentlich nöthig war. Dagegen sehen wir ihn in seiner Stellung bei Marienwerder sogar umgangen, und in ein nachtheiliges Treffen verwickelt. Ob dies eine Folge des Mangels an Wachsamkeit seiner leichten Kavallerie, oder des Mangels an ihrem gehörigen Gebrauch, oder endlich eine Folge der durch den polnischen General selbst veranlassten geringen Meinung von seiner Unternehmungskraft gewesen sei: dies bleibt schwer zu entscheiden. Dagegen sehen wir den König den Entschluss fassen, dem Rheingrafen rasch zu folgen, und darauf bald von Marienburg wieder vorgehen, um den erlittenen Nachtheil zu verbessern. Wenigstens darf daraus der Schluss gezogen werden, dass ein General, wie der grosse Gustav Adolph, eben

ausgegegebenen, Memoiren eine so merkwürdige Beschreibung geliefert, dass sie werth bleibt, selbst nach so langer Zeit citirt zu werden, weil nicht ein Wort davon wahr ist. Er schreibt sich selbst darin eine ausserordentliche Tapferkeit bei, und hat dadurch wenigstens einen Biographen, den Dr. Harte, irre geführt.

so gut, als jeder andere Anführer, zu Zeiten überrascht werden kann, dass solch ein unangenehmer Fall indess weder einen intimidirenden Eindruck auf einen solchen Geist hervorzubringen vermag, noch ihn zu hindern im Stande ist, recht bald von der moralischen Defensive zu der vollen Energie des Angriffs mit festem Willen überzugehen. Eine solche Stimmung der Seelenkräfte gehört aber dazu, um im Stande zu sein, sogar der Gefahr der Launen des Glücks Trotz bieten zu können, und so auch im Unglück selbstständig und über das Geschick erhaben zu bleiben.

Der Sieg, welchen Gustav Adolph zuletzt erfochten hatte, überwog das ihm vorhergegangene Missgeschick indess auf eine merkwürdige Weise. Theils der Verlust selbst, den die Polen erlitten hatten, theils der Missmuth im Lande, und die unzureichenden Hülfsmittel, die geringe Unterstützung von Seiten Oesterreichs und die Zügellosigkeit, die sich das kleine Hülfscorps zu Schulden kommen liess, dann auch wohl die fühlbare Ueberlegenheit seines Gegners: alles dies wirkte vereint auf König Sigismund von Polen, um ihn auf friedfertigere Gesinnungen zu bringen, und die Pest, welche unter den polnischen und österreichischen Truppen ausbrach und die Landesbewohner abhielt, ihnen Lebensmittel zuzuführen, wodurch sie einer Hungersnoth ausgesetzt wurden, vollendete die dringende Nothwendigkeit, dem Kriege ein Ende zu machen. Der französische Gesandte Charnacé, welcher endlich bei Gustav Anolph angelangt war, fand daher den Weg geebnet und eine gute Aufnahme bei dem Könige Sigismund. Er zeigte

ihm die Triebfedern der kaiserlichen Politik, und entwickelte die Unmöglichkeit, an seines Gegners Stelle den schwedischen Thron zu besteigen, eines enthusiastisch verehrten Königs aus dem Hause Wasa, wie Sigismund. Es wurde dem Gesandten ausserdem nicht schwer, die Nothwendigkeit des Friedens darzuthun, da das Kriegsunglück und der Widerwille der polnischen Nation gegen dasselbe hinreichend bekannt waren, Betrachtungen, welche nicht hier vollständig entwickelt zu werden brauchen, sondern in die Geschichte der damaligen Zeit gehören, jedoch aus dem bisher angegebenen Gang der Begebenheiten sich von selbst ergeben.

Die Bevollmächtigten beider Theile versammelten sich daher unter Zelten, welche bei dem Dorfe Altmark, in der Gegend zwischen Stuhm und Christburg aufgeschlagen wurden, und die Conferenzen nahmen den 9ten August 1629 ihren Anfang. Endlich den 16ten September war man einig geworden, und schloss einen Waffenstillstand auf sechs Jahre unter beiderseitigem Vorbehalt ab, denselben verlängern zu können. Bis zu einem definitiven Frieden es zu bringen, war, wie man sieht, der französiche Vermittler dennoch nicht im Stande gewesen, wovon die Schuld wohl schwerlich auf Gustav Adolph's Rechnung gesetzt werden kann, sondern Sigismund zur Last fällt, welcher wahrscheinlich sich die Wirkung günstiger Ereignisse nicht verschliessen wollte, obgleich zu Erfüllung seiner Wünsche, wenigstens eine gänzliche Unterjochung Schwedens erforderlich gewesen wäre. Daher kam sein Wi-

derwille, als er die Ratification unterzeichnen sollte, wodurch Gustav Adolph die Anerkennung als König von Schweden und der Besitz von Liefland, nebst Elbing, Memel, Pillau und Braunsberg, während des Waffenstillstands zugesichert, die übrigen Eroberungen aber an den König von Polen und an den Churfürsten von Brandenburg zurückgegeben wurden. Marienburg sollte durch die Truppen des letzterwähnten Souverains besetzt, die Einkünfte jedoch für den König von Polen erhoben, das Schloss und die Stadt aber an die Schweden in dem Fall abgetreten werden, wenn in der Folge kein definitiver Friede zu Stande gebracht werden könnte.

Jetzt erst, nach Abschluss dieses Waffenstillstands, konnte Gustav Adolph mit einiger Zuversicht sich der Gewährung der so vielfältig an ihn ergangenen dringenden Aufforderungen hingeben, und an die Rettung Deutschlands denken. Hätte er dies nicht thun wollen, so beging er nicht nur einen grossen politischen Fehler, und setzte das Wohl seines Staats gegen übermächtige Feinde aufs Spiel, gegen welche der Kampf mit zu ungleichen Kräften und in einer isolirten Lage hätte bestanden werden müssen; sondern er handelte auch ganz gegen seine innere Ueberzeugung, folglich, nach seiner Art zu denken, gegen seine Neigung. Beide legten ihm die Pflicht auf, der unterdrückten protestantischen Religion zu Hülfe zu eilen, ehe sie in dem übrigen Deutschland das Schicksal gehabt hatte, wie in den österreichischen Staaten ausgerottet zu werden. Es war also keineswegs blosser Ehrgeiz,

der ihn in die neue Laufbahn trieb, welche die wichtigste seines Lebens werden sollte, noch waren es Nebenabsichten, zu deren Befriedigung sich keine nahe Aussicht zeigte. Sondern es war einzig und allein die dringende Nothwendigkeit, gegründet auf die wichtigsten Berücksichtigungen und verbunden mit einem reinen Eifer für die Sache, welche er vertheidigen sollte. Es ist daher gar nicht nöthig, den grossen König gegen etwanige Widersacher in Schutz zu nehmen oder seine Apologie zu schreiben, sondern nur zu zeigen, wie die Lage beschaffen war, in der er sich befand, weil diese noch keineswegs hinreichend bekannt und gewürdigt worden ist, dessenungeachtet aber die Hauptgründe sichtbar macht, weshalb Gustav Adolph als einer der weisesten, entschlossensten und tapfersten Monarchen und Feldherren betrachtet werden muss. Er würde im Stande gewesen sein, seine innigsten Neigungen zu Beschützung seiner Religion sogar, die ihn ganz erfüllten, wie in den Jahren 1615 und 1625 aufzugeben, wenn die ihm entgegen stehenden Hindernisse zu gross gewesen wären, um durch ihre Nichtbeachtung die gerechte Sache dem unvermeidlichen Untergang auszusetzen. Er beurtheilte also die wichtige Weltangelegenheit mit dem kalten Blute eines Feldherrn und erwog, dass, wenn er ihr Beschützer werden solle, seine eigenen Angelegenheiten sich nothwendiger Weise erst so gestaltet haben müssten, dass sein kräftiger Arm nicht durch Abwehrung seines Erbfeindes Sigismund zurückgehalten werden könne. Dies war nun endlich geschehen, alle Umstände trafen zu-

sammen, um mit Vertrauen seinem innern Beruf folgen, und den Degen zu eigner Vertheidigung, noch mehr aber zum Schutz der Religion und der alten germanischen Freiheit Deutschlands ziehen zu können. Dieser Zeitpunkt war der wichtigste in Gustav Adolph's Leben und ist einer der merkwürdigsten in der Weltgeschichte geworden, weil ohne seine Einwirkung die noch jetzt fortbestehenden Verhältnisse der Staaten anders, und minder vortheilhaft für die Wohlfahrt der Völker beschaffen sein würden.

In acht Feldzügen hatte Gustav Adolph bereits seine Armeen gegen den Feind angeführt, und es konnte nicht fehlen dass seine Feldherrn-Talente sich entwickelt haben musten. Bis dahin waren die Gefechte grösstentheils nichts als Kämpfe durch die Gewalt der Waffen gewesen. Jetzt fügte der Schöpfer der neuern Taktik, auch noch die Gewandtheit in den Bewegungen und überhaupt in der Anwendung der Truppen hinzu.

Betrachten wir seine bisherigen Thaten als die Einleitung zu noch grössern und wichtigern Unternehmungen, so scheint es, als wenn eine solche Vorbereitung für den grossen Feldherrn selbst sowohl, als für seine Armee von bedeutendem Einfluss gewesen sein müsse. Gleich Cäsar in den Kriegen gegen die gallischen Völker, fand Gustav Adolph gegen Dänen, Russen und Polen Gelegenheit, seine und seiner Armee Kräfte zu prüfen, und wahrzunehmen, auf welche Art

die Eigenheiten eines Gegners entdeckt werden können, und welche Mittel es giebt, daraus Nutzen zu ziehn. Seine Infanterie lernte das Verhalten gegen die Angriffe einer braven und zahlreichen Kavallerie kennen, und wurde gewöhnt, die brüsken Angriffe der polnischen Reiter mit Kaltblütigkeit abzuweisen, eine Erfahrung, die ihr nachher sehr zu Statten kam. Die schwedische Kavallerie hingegen, welche anfänglich wenig zahlreich und schlecht beritten war, vervollkommnete sich und machte sich mit der eigentlichen Sphäre ihrer Waffe bekannt, wozu sie noch keine Gelegenheit gehabt hatte. Solche Erfahrung, als sie bei Stuhm unter dem Commando des Rheingrafen gemacht hatte, gingen bei öfterer Wiederholung ähnlicher Aufträge nicht verloren, und als Gustav Adolph das erste grosse Treffen in Deutchland zu bestehn hatte, fand er sich an der Spitze einer gut dressirten und gut berittenen Kavallerie, welche durch Werbungen und Errichtungen hinreichend stark geworden war und den feindlichen grossen Escadronen nicht nur entgegen gestellt werden konnte, sondern sie an Beweglıarkeit übertraf. Dies würde nach aller Wahrscheinlichkeit weggefallen sein, wenn die schwedische Armee früher gegen die kriegsgewohnten Truppen des Kaisers hätte fechten müssen, ehe die Kriege in Liefland und in Preussen ihre Vervollkommnung veranlasst hatten.

Ein anderer grosser Vortheil war daraus entstanden, dass der König Gustav Adolph in so vielen Feldzügen und bei mancher dazu geeigneten Gelegenheit seine Truppen, seine Officiere und seine Generale

hatte beobachten und kennen lernen. Denn im Kriege mussten die Künste und die nichts weiter als gefälligen Formen wegfallen, durch welche der Verdienstlose oft besser, als das Talent, nach dem Wohlwollen der Herrscher zu streben versteht, weil der Krieg, besonders wenn er von einiger Dauer ist, die Seelenkräfte der Menschen zum Vorschein bringen muss, welche im Glück und im Unglück eigentlich allein von entscheidender Wirkung sind. Diese Eigenheiten des Kriegs haben von jeher Statt gehabt, sind aber nicht immer anerkannt worden, obgleich die allen Classen von Militairs so nöthigen Eigenschaften, wie zum Exempel des richtigen Ueberblicks und Urtheils unter erschwerenden Umständen, der Entschlossenheit, der Unerschrockenheit, Bravour und Ausdauer, nirgends anders als im Kriege gezeigt und erprobt, in Zeiten des Friedens aber entweder gar nicht sichtbar werden können, oder nur als vereinzelte Versuche zu betrachten sind, von denen nicht mit Sicherheit auf den Character des sie äussernden Menschen geschlossen werden darf. Solche Willenskräfte, auf deren Stärke die Vorzüge des Kriegsstandes, die Brauchbarkeit des Soldaten, und in steigender Progression die Tüchtigkeit des Officiers und der hohe Werth capabler Anführer und Generale, in höchster Potenz aber der des Commandirenden beruht, können nur durch Aeusserungen und durch Thaten, wie sie allein im Kriege möglich sind, sich offenbaren, und nicht, wie die Verstandeskräfte, einer Prüfung unterworfen werden.

Der Feldherr also, welcher seine Armee durch

den Krieg erproben kann und alsdann nicht mehr nöthig hat, nach Hypothesen, über welche das Fatum in den mehrsten Fällen zu spotten scheint, den persönlichen Werth seiner Generale, Officiere und Soldaten abzuschätzen, besitzt offenbar einen Vorzug, den er vorher nicht besessen hatte, und zu welchem er auch nicht anders als durch die That gelangen konnte. In diesem Fall befand sich der König Gustav Adolph. Ausserdem musste ihn ein langer Umgang mit seiner Armee im Kriege derselben ganz anders kennen gelehrt haben, als die Friedensruhe es zugelasesn haben würde, denn man hatte ihn bei so vielen Fällen schonungslos mit sich selbst umgehn sehn, und konnte beurtheilen, was er von Andern verlangen durfte. Man kannte zugleich seine Fürsorge für die Armee, seine Theilnahme an jeder Beschwerde, und seine Neigung für seine erprobten Soldaten und niedere und höhere Officiere aller Grade, sämmtlich aus Erfahrung. Das Vertrauen der Armee zu ihrem Feldherrn, der zugleich den hohen Vortheil hatte, ihr König zu sein, war daher unbegränzt, und wurde vielleicht im Vergleich der Anhänglichkeit und der Verehrung, die andern grossen und glücklichen Feldherren zu Theil ward, dadurch sogar noch überboten, dass der Geist des Jahrhunderts Gustav's sein Heer mit einem religiösen Eifer inspirirt hatte, der die Sache, für die dasselbe fechten sollte, zur Gottessache erhob und ihren Beherrscher und Heerführer zu einem Werkzeuge in höherer Hand. Mit einer solchen Armee, angeführt von einem sechs und dreissigjährigen, und mit den grösten Eigenschaften -

und Fähigkeiten ausgestatteten Feldherrn und Monarchen, konnte und musste mehr unternommen und ausgeführt werden können, als bei Abwesenheit solcher hohen Vorzüge möglich gewesen wäre. Die wenigen Feldzüge Gustav Adolph's, durch welche er so viel gewirkt hatte, verdienen daher mit einer grösseren Aufmerksamkeit und Theilnahme behandelt zu werden, als andere, bei denen nicht ein gleiches Interesse Statt finden kann.

Ehe der König Gustav Adolph zur Ausführung seiner Pläne schritt, zog er seine treuesten Diener zu Rathe. Dies war in dem vorliegenden wichtigen Fall eine Maasregel, die ihm Gelegenheit verschaffen konnte, die obwaltenden Schwierigkeiten von allen Seiten zu beleuchten und dagegen die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, denn in der Hauptsache stand sein Entschluss fest und konnte keiner Abänderung unterworfen werden. Er forderte daher zuerst seinen Kanzler Oxenstiern auf, ihm seine Meinung über die Unternehmung nach Deutschland mitzutheilen, und es ist vielleicht nicht ohne Interesse, die Ansichten dieses grossen Staatsmannes zu erfahren, weil der König dadurch veranlasst wurde, ihm die seinigen zu entwickeln, wodurch wir ihn näher kennen lernen können.

Die Substanz der Beantwortung Oxenstiern's lief darauf hinaus, dass es für den König vortheilhafter sei, den Angriff des Kaisers in Preussen und in Schweden zu erwarten, als ihm in Deutschland zuvorzukom-

men. Er verglich die beschränkten Streitmittel Schwedens mit denen des Kaisers, welcher, nach seiner Aeusserung, 160,000 Mann alter Truppen zu seiner Disposition hatte, und frug: „woher die Geldmittel genommen werden sollten, um gegen eine solche Macht „Krieg führen zu können? Deutschland sei erschöpft, „und seufze allerdings unter einem schweren Joch, „könne aber nichts zu seiner Befreiung beitragen. „Schweden könne unmöglich die Lasten des Kriegs „allein aufbringen, und Truppen, die man erst werben „müsse, würden höchst unzuverlässig sein. Es käme „also darauf an, starke Flotten zu haben, um vor einem Angriff auf Schweden unbesorgt zu sein, und die „Armee würde hinreichen, Preussen zu vertheidigen. „Dies Alles hindere ihn, einen Offensiv-Krieg für „heilsam zu halten."

Gustav Adolph antwortete ihm der Hauptsache nach Folgendes. Er gestand zuvörderst die Ueberlegenheit seines Gegners, „allein dies schrecke ihn nicht ab. „Das Einzige, was ihm Kummer verursache, sei, seinem Lande keine Erleichterung der Abgaben verschaffen zu können. Der Kaiser erhalte zwar grosse „Summen aus dem Reich; allein die Hansestädte hätten „noch wenig gelitten, sie würden ein von ihnen so „sehr gewünschtes Unternehmen durch bedeutende Anleihen unterstützen können, und nur die Furcht halte „sie von einer nähern Erklärung zurück. Dasselbe „finde in Betreff vieler Fürsten Statt. Er hoffe, dass „andere Mächte, die mit ihm ein gleiches Interesse „hätten, seine Anstrengungen unterstützen würden.

„Für Dänemark sei er sicher, weil dasselbe gleich
„Schweden die kaiserliche Macht nicht an dem balti-
„schen Meer ausgebreitet sehen könne. Der König
„von Polen könne ihn zwar im Rücken angreifen, und
„werde es thun, wenn er Unglück habe, im Gegentheil
„aber nicht. In Preussen bedürfe er keiner Armee,
„weil eine Hungersnoth dasselbe vertheidige. Es
„käme Alles nur auf den Anfang an. Was aber
„die Vertheidigung der weitläuftigen schwedischen
„Küsten anbeträfe, so wäre dies eine sehr missliche
„Sache. Es wäre leichter, den Feind in seinem Lande
„anzugreifen, als sich im eigenen zu vertheidigen.
„Denn er sei überzeugt, dass Alles gewonnen sei,
„wenn man im feindlichen Lande irgend einen Vor-
„theil erringen könne, wogegen Alles verloren sein
„werde, wenn man den Feind in Schweden erwarten
„wolle. Stralsund sei für ihn höchst wichtig, um die
„umliegenden Provinzen zu besetzen und alle benachbarten
„Häfen zu verschliessen, zugleich aber eine sichere Com-
„munication mit Schweden zu unterhalten. Aber, um von
„diesen Vortheilen allen Nutzen zu ziehen, müsse man
„nicht in Schweden sitzen bleiben, sondern mit einer
„Armee nach Deutschland gehen. Viele Gesandtschaf-
„ten, Missionen und Negotiationen wären eine Lock-
„speise für Schwachköpfe und vergeudeten die Zeit,
„denn nur mit den Waffen in der Hand könne man
„mit dem Kaiser unterhandeln."

Der König hatte ohne Zweifel vollkommen richtig geurtheilt, dem drohenden Ungewitter eher die Stirne zu bieten, als dessen Annäherung in Ruhe abzuwarten.

Wurde er in Deutschland geschlagen, so war, bei gehörigen Maassregeln, ein sicherer Rückzug weder unmöglich, noch mit ungeheuern Schwierigkeiten verbunden, und dann blieb ihm die Vertheidigung Schwedens ebenfalls noch übrig, anstatt dass er, nach Oxenstiern's Rath, damit anfangen und alle Vortheile des Angriffs einbüssen sollte. Es ist wahr, eine eigentliche Verbindung mit deutschen Fürsten hatte der König von Schweden keineswegs, und die an ihn ergangenen Bitten und Aufforderungen waren ebenfalls nicht von den mächtigsten Reichsständen geschehen. Der einzige feste Punkt bestand in seinen Negotiationen mit Frankreich, und es konnte einem Diplomaten nicht verargt werden, wenn er bei Eröffnung eines so ungleichen Kampfs, die Kräfte zu Bestehung desselben in grossen und festen politischen Bündnissen wünschenswerth finden mochte, und sie daher desto schmerzlicher vermisste. Indess Oxenstiern war auch zugleich General, er kannte den König genau, und die Bedenklichkeiten eines solchen Mannes müssen um so mehr überraschen, als sie wirklich nur einseitig aufgefasst zu sein scheinen, es sei denn, dass ihm die durch die Noth erzeugte Stimmung der protestantischen Fürsten und Völker in Deutschland nur unvollständig bekannt war. Das Beispiel der unglücklichen Campagne des Königs von Dänemark in Deutschland, konnte allerdings einen abschreckenden Eindruck auf ihn gemacht haben. Allein eben so wenig, als Gustav Adolph für seine Person mit Christian IV. verglichen werden konnte, eben so wenig konnte seine

Lage und seine Unternehmung mit jener eine Vergleichung gestatten. So viele Aufforderungen für fremdes und eignes Wohl, hatte der König von Dänemark nicht, und die Lage Schwedens macht die Parallele vollends unstatthaft, die wirklichen und grossen Vorzüge der schwedischen Armee und die Verpflichtungen, welche von Gustav Adolph's Denkungsart und Charakter abgeleitet werden können, ungerechnet. Oxenstiern scheint hierein Vieles übersehen, oder um einer möglichen einstigen Verantwortlichkeit zu entgehen, vielleicht das scheinbar Gewisse dem Ungewissen künftiger Ereignisse vorgezogen zu haben. Wäre dies jedoch auch nicht der Fall gewesen, so blieb das Wagniss der Unternehmung doch nur allein des Königs und nicht Oxenstiern's Sache. Ein Anderer, der sich nicht selbst in der zu beurtheilenden Lage befindet, sieht aber immer mit den Augen eines Fremden, er mag auch dem um Rath Fragenden so nahe stehen, wie er wolle. Je wichtiger die Sache ist, desto schwerer ist daher der Rath, und dies kann vielleicht zur Rechtfertigung Oxenstiern's seine Anwendung finden.

Unterdessen fuhr der König fort, mehrere Veranstaltungen zu treffen. Er liess den König von Dänemark in Betreff seiner Gesinnungen, so wie auch mehrere deutsche Fürsten rücksichtlich der ihrigen, sondiren und in Holland Werbungen veranstalten.

Die Antwort aus Kopenhagen lautete sehr günstig. Von den Herzögen von Lüneburg und dem Landgrafen von Hessen, so wie von mehreren Reichstädten, erfolgte die Aeusserung, dass sie sich erklären wür-

den, sobald der König nahe genug wäre, sie zu unterstützen. Die Holländer boten eine Offensiv- und Defensiv-Allianz an, und der französische Gesandte Charnacé fügte einem ähnlichen Anerbieten noch das der Unterstützung durch Subsidien-Gelder hinzu. Er sagte dem Könige sogar, dass der Churfürst von Baiern eine nähere Verbindung mit Frankreich suche, wiewohl diese Nachricht nur durch eine schlaue Politik jenes Fürsten veranlasst worden war. Der König Gustav Adolph nahm daher weiter keine Notiz davon und behielt sich blos vor, in Absicht der Allianz und der Subsidien nach seiner Ankunft in Schweden sich weiter darüber zu äussern.

Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der König von Schweden die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg hätte gewinnen können. Allein es schien der Zeitpunkt noch nicht dazu gekommen zu sein, obgleich der erstere wegen des Restitutions-Ediktes gewaltige Klagen erhoben hatte. Indess trat bald ein Ereigniss ein, welches ihn höchst missvergnügt machte und ihn fast gänzlich mit dem Kaiser entzweite, indem das Domcapitel von Magdeburg seinen Sohn Johann August, zum Erzbischof gewählt hatte (da der Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg in die Reichsacht erklärt worden), der Kaiser hingegen seine Einwilligung dazu versagte, und seinem Sohn Leopold Wilhelm, laut päbstlicher Bulle, jene reiche Pfründe ertheilt sehen wollte. Vielleicht hätte der Churfürst von Sachsen sich damals ganz gegen den Kaiser erklärt, wenn er dazu die Kraft gehabt hätte.

Beiden Churfürsten fehlte es an Energie, wie die Zeit sie forderte.

Uebrigens wurde die verzweiflungsvolle Stimmung der Protestanten in Deutschland noch mehr dadurch angeregt, und sie für den Beistand Gustav Adolph's empfänglicher gemacht, dass kaiserlicher Seits die Vollziehung des Restitutions-Edicts mit dem Schwerte in der Hand durchgesetzt werden sollte. Hierdurch entstand vieles Unglück, wovon die Stadt Augsburg ein trauriges und empörendes Beispiel gab. Wallenstein trug das Seinige dazu bei, den ungeheuern Druck noch zu vermehren, indem seine Truppen Freund und Feind ausplünderten, und offenbare Gewaltthätigkeiten verübten. Seine Nebenabsichten waren der Sache des Kaisers eben so nachtheilig, als ob er ein offenbarer Feind seines Souverains gewesen wäre. Man kann sich der Bemerkung nicht erwehren, dass keinesweges das übergrosse Genie dieses Machthabers, sondern nur entweder der Mangel an tüchtigen Männern und Generalen, oder an der Fähigkeit sie aufzufinden, den kaiserlichen Hof und dessen Minister veranlasst hat, einem solchen Manne, wie Wallenstein war, eine so grosse Macht anzuvertrauen, da, wenn jene Minister nicht in volle Abstumpfung versunken waren, sie bald gewahr werden mussten, dass wenn Wallenstein auch Armeen zusammen raffen konnte, er doch nicht fähig war, sich mit Scharfsinn ihrer zur Erhaltung der Ruhe in Deutschland zu bedienen, und insbesondere das politische Interesse des Kaisers wahrzunehmen, wozu offenbar mehr gehörte,

als die augenblickliche Uebermacht und Gewalt. Entweder er verstand dies nicht, oder wollte es nicht verstehen, um im Trüben zu fischen. Eins so schlimm, als das Andere. Der rohe Zustand des damaligen Kriegswesens kann unmöglich zur Entschuldigung dienen.

Gustav Adolph ging bald nach abgeschlossenem Waffenstillstand nach Schweden und übergab das Commando der in Preussen stehenden Armee an Oxenstiern. Der König liess hierauf seinem Nachbar Christian IV. eine Zusammenkunft antragen, welche auch zu Markeröd Statt fand. Sie endete unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen, bei begreiflicher innerer Eifersucht, die Gustav, wie solches natürlich ist, in angenehmen Aeusserungen zu verbergen, und übrigens das Vergangene zu vergessen wusste. Indess hatte diese Zusammenkunft gute Folgen, und man beschloss ein Freundschafts- und gegenseitiges Vertheidigungs-Bündniss. Der König von Dänemark erbot sich zum Vermittler zwischen dem Kaiser und dem König von Schweden, welcher letztere jedoch den in Danzig im April 1630 angesetzten Congress durch keine Bevollmächtigte beschickte. Es lohnt deshalb nicht der Mühe, etwas von diesen Negotiationen zu erwähnen.

Gustav Adolph hatte noch im Jahre 1629 einen Schritt gethan, vielleicht um jeden Vorwurf von sich abzuwenden, und seine Vorsichtigkeit bei der vorhabenden wichtigen Unternehmung zu zeigen, vielleicht auch um die Meinungen zu gewinnen, und dadurch

eine allgemeine Theilnahme hervorzubringen, indem er elf der einsichtsvollsten Senatoren nach Upsala zusammen berief, und ihnen die wichtige Angelegenheit zur Berathung vorlegte. Er theilte ihnen schriftlich seine Gedanken über die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit dem Kaiser mit, und verlangte ihre Antwort auf die Frage: „welches die beste Art sei, den Krieg zu führen, nämlich, ob Schweden sich darauf beschränken müsse, seine Küsten zu vertheidigen, oder ob man den Kaiser in Deutschland angreifen solle." In der hierauf erfolgten Antwort setzten die Senatoren zuerst die Einwendung gegen den Krieg überhaupt und gegen die Unternehmung nach Deutschland insbesondere auseinander. Alsdann beantworteten sie diese Einwürfe einzeln, und setzten ihnen die Gegengründe entgegen. Sie zogen endlich als Resultat ihrer Berathungen den Schluss: „dass die eigene Sicherheit und die Ehre Schwedens, so wie die Aufrechthaltung der Religion und des Einflusses der Krone, einen offensiven Krieg mit überlegenen Gründen nothwendig mache, und baten den König, sobald als möglich den Uebergang einer Armee nach Deutschland zu bewirken, indem sie versprachen, diese grosse Angelegenheit, der schwedischen Nation von der wahren Seite vorzustellen, und dadurch eine allgemeine Theilnahme zu veranlassen." Derselben Ansicht waren die zusammen berufenen Reichsstände, welche gelobten, dem König ihrem Herrn „in einem so rechtmässigen Kriege aus allen Kräften beizustehn." Ein allgemeiner Enthusiasmus verbreitete sich, und alle nöthigen Massregeln in Beziehung auf die Armee, auf

die Flotte und alle andern Geldbedürfnisse, Vorräthe und Streitmittel wurden mit grösster Lebhaftigkeit ergriffen.

Bald verbreitete sich das Gerücht von den schwedischen Rüstungen durch alle Länder, und veranlasste die verschiedenartigsten Urtheile. Dasjenige, welches sich am meisten auszeichnete, war indess das Urtheil des übermüthigen Wallenstein, welcher dem Kaiser schrieb, er werde den König von Schweden mit „Ruthenstreichen aus Deutschland verjagen, wenn er ankommen sollte." Solche Phrasen schienen nur zu sehr zu beweisen, dass eine wunderliche Laune des Glücks, einen solchen Kopf zur Celebrität gebracht hatte *), welcher, nachdem er begriff dass seine Gross-Admiralswürde ihn dem Spott aussetzte, den nicht weniger auffallenden Titel eines „obersten Eigenthümers der nordischen Meere" annahm **), ohne ein einziges Schiff zu besitzen.

Die ersten Feindseligkeiten der Schweden, fingen nun damit an, dass Gustav Adolph dem Commandanten von Stralsund auftrug, die kaiserlichen Truppen von der Insel Rügen zu vertreiben und dieselbe in Besitz zu nehmen. Diese Occupation war um so nöthiger, da der Herzog von Pommern jene Insel an den König von Dänemark verkaufen wollte, wovon noch zeitig genug die Nachricht in Stockholm anlangte.

---

*) Seine ungeheuern Reichthümer und seine Errichtungen von ganzen Armeen, sind das Merkwürdigste was man von ihm weiss.

**) S. *Histoire de Gustave Adolphe Roi de Suède, par M. D. M., (Mauvillon.) Amsterdam 1744 pag. 213.*

Der Kaiser hatte hierin bereits eingewilligt, weil er Rügen lieber in den Händen der Dänen als der Schweden gesehen hätte, welche letztere aber bei ihrem Vorhaben und bei dem Besitze von Stralsund nicht füglich die vorliegende grosse Insel entbehren konnten. Die kaiserlichen Truppen schifften sich nach kurzem Widerstande ein, und gingen nach Stettin.

Nach diesem Vorfall erneuerte der französische Gesandte Charnacé seine Anträge zur Abschliessung eines Bündnisses und Zahlung einer jährlichen Subsidie von 400,000 Thalern. Der König wünschte indess, vorher erst seinem Senat die Sache vorlegen zu lassen. Gustav Adolph hatte Ursache behutsam zu verfahren, da es bekannt war, dass in Frankreich die Religions-Verwandten der Schweden offenbar verfolgt wurden, und es den Schwachen unter den Protestanten verfänglich scheinen konnte, wenn er ohne weitere Umstände mit einer solchen Macht in nähere Verbindung trat, so nöthig ihm auch der Beistand Frankreichs sein mochte. Auch war möglicher Weise voraus zu sehen, dass ein solcher Aliirter in seine Operationen in Deutschland gegen die Katholiken störend einwirken konnte. Dies und vielleicht noch andere Ursachen verzögerten die Abschliessung der Verhandlungen. Frankreich hingegen wünschte lebhaft die Beendigung dieser Negotiationen, und Charnacé wusste sich hierbei mit diplomatischer Feinheit zu benehmen, indem er eine Art von Gleichgültigkeit zeigte und sogar eine Reise nach Copenhagen unternahm, bald

aber wieder zurückkehrte, und anzeigte, dass er den ausdrücklichen Befehl erhalten habe, an dem schwedischen Hof zu verweilen, um dem König seinem Herrn, desto eher darüber Bericht erstatten zu können, was von Seiten Frankreichs zur Förderung der schwedischen Angelegenheiten geschehen könne.

Unterdess trafen immer mehr günstige Nachrichten aus Deutschland ein, wo die Herzoge von Pommern und von Mecklenburg, der Markgraf von Baden, der Administrator von Magdeburg, der Landgraf Wilhelm von Hessen und Andere nur die Ankunft des Königs erwarteten, um sich ganz mit ihm zu vereinigen. Die Städte Lübeck und Hamburg erboten sich zu Vorschüssen in Silber, wogegen sie schwedisches Kupfer in Zahlung annehmen wollten. Eben so zeigten sich die Generalstaaten von Holland sehr günstig für die Unternehmung des Königs von Schweden, und der König von Dänemark verblieb bei seinen freundschaftlichen Gesinnungen. Gustav Adolph versuchte sogar den Fürsten von Siebenbürgen zur Mitwirkung anzuregen, und setzte alle Mittel in Bewegung, um sich Alliirte zu verschaffen, seinem Feinde aber entgegen zu arbeiten und ihm Hindernisse in den Weg zu legen.

Endlich unternahm er einen Hauptversuch, indem er sich schriftlich an die Churfürsten des Reichs wandte, ihnen seine Beschwerden gegen den Kaiser vortrug, und sie ersuchte, ihm Genugthuung von diesem Monarchen zu verschaffen.

Allein — das Churfürstliche Collegium gab eine

unbestimmte Antwort; es wagte nicht einmal, aus Furcht vor dem Kaiser, Gustav Adolph den Königstitel zu geben. Dies war zu viel, und musste ihn höchlich aufbringen. Es hatte das Ansehn, als ob er seine gerechten Beschwerden, seine grossartigen Anerbietungen als eine unnütze Waare umsonst ausgeboten hätte, und als ob die Churfürsten im Stande gewesen wären, dem Unglück Deutschlands selbst abhelfen zu können, da sie doch in der Dürftigkeit der Mittel unter einer harten Oberherrschaft seufzten, nun aber das Ansehn haben wollten, als ob das Joch sanft, und ihr Wille frei sei. Ueber diese unerwartete Anmassung empört, beantwortete der König das Schreiben der Churfürsten zwar mit Würde, aber auch der Wahrheit angemessen. Er sagte ihnen: „dass er bereits seit länger als zwanzig Jahre die königliche Krone, die er von Gott erhalten, vertheidigt habe, und sie noch länger zu vertheidigen wissen werde; dass er ihren Brief gar nicht eröffnet haben würde, wenn er nicht gehofft hätte, darin genugthuende Worte zu finden; dass er unschuldig an allem künftigen Unglück sei, und fortan nur durch seinen Degen Genugthuung zu erhalten hoffe, und dass er endlich allein die Gerechtigkeit seiner Sache im Auge behalten und den Vorschriften folgen werde, die ihm höhere Berücksichtigungen auflegten."

Zur Vertheidigung Schwedens blieben einige regulirte Truppen nebst einem tüchtigen Corps Milizen zurück, welche die Ersatz-Mannschaft enthielten, und ihrer Seits sogleich vom Lande ersetzt wurden. In Preussen hatte Oxenstiern 10,000 Mann. Für die Regierungs-An-

gelegenheiten ernannte der König während seiner Abwesenheit ein Conseil, von welchem aber die Königin ausgeschlossen wurde, wie Gustav Adolph ausdrücklich verlangte, so sehr er sonst seine Gemahlin schätzte, weil er ihr nicht die Kräfte dazu zutrauen konnte.

Erster Feldzug in Deutschland.

Als endlich alle Vorbereitungen vollendet waren, begab sich der König am 30sten Mai 1630 in die Versammlung der Reichsstände, liess seiner Tochter Christine den Eid der Treue, als künftiger Königin, leisten, nahm sie auf seine Arme und empfahl sie in einer rührenden Anrede den Reichsständen. Dann machte er ihnen mehrere Mittheilungen, ermahnte sie zur Einigkeit, und entliess sie, nachdem er in ihrer Gegenwart noch sein Herz in frommen Worten ausgeschüttet hatte.

Die Armee, welche jetzt bei Elfsnaben eingeschifft wurde, bestand aus 92 Compagnieen Infanterie, und 116 Compagnieen oder halben Escadrons Kavallerie, nebst der erforderlichen Feldartillerie. Zweihundert Transportschiffe nahmen diese Truppen an Bord, und die Flotte unter dem Admiral Gildenhielm *), natürlichem Bruder des Königs, deckte die Ueberfahrt. Den 13ten Juni 1630 verliess dieses grosse Geschwa-

*) Sie führte 800 Stück Geschütze an Bord, und war mit 6000 Matrosen bemannt.

der die Rhede von Elfsnaben, musste aber wegen widriger Winde unweit Stockholm anlegen, und ging erst, nach einer glücklichen Fahrt, den 24. Juni bei der Insel Ruden an der pommerschen Küste vor Anker, grade hundert Jahre nach der Uebergabe der Augsburgischen Confession.

Der König war der erste, der das Land auf Ruden betrat, da er aus der Schaluppe sprang, ehe ihm Jemand folgen konnte. Der fromme Sinn des Monarchen hob seine Gedanken zuerst zum Himmel empor. Er beugte seine Knie auf dem ersten deutschen Erdboden, dankte Gott für ein solches Glück, und hoffte auf den Beistand einer höhern Macht.. Diese in ein Gebet ausströmende Herzensergiessung, welche mit dem Feuer der Begeisterung in Worte überging, ergriff das Gefühl aller Umstehenden, die sich der Thränen nicht erwehren konnten. Der König, der dies bemerkte, rief ihnen zu: „Weinet nicht, aber betet und sieget! der frömmste Christ ist der beste Soldat*)."

Der innere Sinn, der einem Sterblichen das Herz bewegen und seinen Willen unwiderruflich fest halten kann, ist in jeder Beziehung eine Merkwürdigkeit vom ersten Range und ein Haupthebel seiner Thatkraft. Als solchen betrachtet, kann die erste Aeusserung Gustav Adolph's nach seiner Landung, wenn wir ihn kennen lernen wollen, nicht unbedeutend scheinen, und

*) Umständlicher ist das oben Stehende in der vorhin erwähnten Histoire etc. von Mauvjlon erzählt, auch in Chemnitz's Geschichte des in Deutschland geführten Krieges, in der Histoire de Gustave Adolphe von de Prades, selbst im Soldat Suédois, daran gedacht worden.

gleichgültig lassen, zu welcher Meinung wir uns auch bekennen mögen. Es ist dies ein Blick in den Geist des Monarchen, dem auch wir noch Dank schuldig sind, und den wir ohne Bedenken als einen bei uns einheimisch gewordenen Heros betrachten dürfen.

Als dies erste Eiland besetzt war, kam es darauf an, die kaiserlichen Garnisonen, welche an allen Orten zerstreut standen, zu vertreiben, oder wegzunehmen. An einen ordentlichen Vertheidigungsplan hatte, wie es scheint, der Feind nicht gedacht*), und da zu jener Zeit jede nur mit einer Mauer umgebene Stadt für vertheidigungsfähig gelten konnte, weil die Artillerie wenig zahlreich war, und nicht jedem Detachement Geschütze mitgegeben wurden, so forderte die Eroberung eines Landstrichs ungleich mehr Zeit, als wir heut zu Tage gewohnt sind, dazu zu verwenden. Nimmt man hierzu die geringe Stärke der schwedischen Armee, so kann es uns nicht befremden, dass die Fortschritte Gustav Adolph's in Pommern, woselbst der kaiserliche General Torquato Conti commandirte, nicht mit der Schnelligkeit stattfinden konnten, welche zu wünschen gewesen wäre. Indess werden wir sehen, dass der König dessenungeachtet mit äusserster Thätigkeit verfuhr, und dass es ihm auch nach Beschaffenheit der Umstände bald genug gelang, sich der Hauptstadt des Landes zu bemächtigen, und sich immer weiter auszubreiten.

*) Die kaiserlichen Truppen waren an zwei Orten, bei Stolpe unweit Anclam, und rückwärts bei Garz zusammen gezogen worden. (S. Chemnitz 1r Th. pag. 59.)

Bald darauf griff der König die Jnseln Usedom und Wollin an und nahm sie fast ohne Widerstand weg. Nun aber brachte sein richtiger Ueberblick ihn auf den Gedanken, sich in den Besitz von Stettin zu setzen und diese bedeutende Stadt zu seinem Waffenplatz zu machen, um hierauf weiter in Deutschland vorzudringen. Es war ein grosser Fehler von Torquato Conti, sich dieses Orts nicht bemächtigt zu haben, und Gustav eilte, damit der Gegner nicht jetzt noch auf andere Gedanken kommen möge, wiewohl der Herzog von Pommern nicht geneigt gewesen wäre, ihm sogleich die Thore zu öffnen. Es wurde daher eine hinreichende Anzahl Truppen auf dem Haff eingeschifft, und der König fuhr mit ihnen bis unter die Kanonen der Festung. Hierdurch schnitt er Stettin zugleich von Damm ab, umging die kaiserlichen, an der Pene stehenden Truppen, und bahnte den Seinigen den Weg, mit leichter Mühe längs dem linken Oderufer vorzugehen. Stettin war zwar nicht im Stande, eine Belagerung auszuhalten; indess war dieser Ort durch Besetzung der Oder-Niederung wenigstens in die Nothwendigkeit versetzt, desto weniger Umstände zu machen, und sich ohne weitläuftige Verhandlungen kurz und gut zu ergeben, dem Herzoge aber, welcher für Gustav Adolph's Unternehmen ohnehin vortheilhaft gesinnt war, wurde die Mühe erspart, der Verantwortlichkeit wegen sich in unöthige Zurüstungen zu setzen.

Der Commandant des Orts, ein Oberster Damitz, gerieth in Verlegenheit und schickte dem König einen Tambour mit dem Auftrage entgegen, zu äussern, dass

er auf die Truppen und auf die Flottille würde schiessen lassen, wenn sie näher herankämen. Der König liess ihm antworten, er möge selbst herauskommen, weil Se. Majestät nicht gewohnt wären, durch dergleichen Gesandten mit einem Manne wie der Oberst v. Damitz zu unterhandeln. Der Commandant kam hierauf auch nebst einigen Abgeordneten des Herzogs zum Könige, welche die Bitte vorbrachten, dass der Monarch nach einer andern Gegend marschiren und dem Herzog die grosse Unannehmlichkeit ersparen möchte, mit dem Kaiser zerfallen zu müssen.

Gustav Adolph versicherte die Abgeordneten seiner guten Gesinnungen gegen den Herzog, und dass er keine Feindseligkeiten anfangen werde, wenn man ihn nicht dazu zwänge, im Uebrigen verlangte er die Uebergabe der Stadt. Der Herzog verfügte sich hierauf in Person zu dem Könige, welcher ihn gütig empfing, ihm die Gründe zu seiner grossen Unternehmung und die Nothwendigkeit, Stettin zu besetzen, darlegte, und endlich den Herzog und die mitgekommenen Räthe und Deputirten der Stadt aufforderte, in ihren Beschlüssen zu eilen, ehe die Sonne untergegangen wäre. Der Herzog trug hierauf seine Gegengründe und die Gefahr, worein er gleich den Herzogen von Mecklenburg gerathe, vor, welche der König aber durch noch stärkere Gegengründe widerlegte. Endlich, von der Nothwendigkeit getrieben, rief der Monarch ihnen ungeduldig zu, sie möchten sich kurz entschliessen, indem er zum Herzog die Worte sagte: „Glaubt mri," und in lateinischer Sprache hinzufügte, „alle Zauderei sind

deshalb keine Fabius," ein Wort, welches gewiss auch in unzähligen andern Beziehungen eine Anwendung findet und des grossen Gustav Adolph's Verfahrungsart nach dem Leben schildert. Zufolge der Geschichte des Historiographen Chemnitz rückten die schwedischen Truppen hierauf nicht durch ein Thor, sondern über einen schmalen Steg und durch zwei noch nicht ganz vollendeten Graben, und über den Wall in die Stadt ein, und besetzten sogleich dieselbe. Dieser Umstand scheint die grosse Eile, vielleicht wegen einbrechender Nacht, zu bezeichnen. Dies geschah am 10. Juli, und am folgenden Tage langten die zur vollständigen Besatzung bestimmten Truppen an. Die Festungswerke wurden sogleich, und zwar in Zeit von vier Tagen ausgebessert und vermehrt, um eine kräftige Vertheidigung möglich zu machen. Dies war um so nöthiger, als aus mehreren Gegenden kaiserliche Truppen zusammengezogen wurden und sich mit denen bei Garz stehenden vereinigten.

Der Herzog von Pommern schloss jetzt mit Gustav Adolph einen offensiven und defensiven Allianz-Tractat ab, und suchte sich schriftlich bei dem Kaiser zu rechtfertigen, welches aber zu weiter nichts fruchtete. Der Feind, welcher sich bei Garz befand und die Schweden hindern sollte, in Pommern festen Fuss zu fassen, fand sich durch die Besetzung Stettin's zuvorgekommen, und blieb daher vor der Hand ruhig in seiner Stellung stehen.

Der König Gustav Adolph liess hierauf ein Manifest bekannt machen, worin er seine uns bekannten

Beschwerden und die Ursachen hatte auseinandersetzen lassen, die ihn bewogen, nach Deutschland zu kommen. Von Religionsbeschwerden wird jedoch darin nichts erwähnt, wohl aber, dass der Kaiser fremde Rechte usurpire und nach einer Universal-Monarchie strebe.

Dies Manifest konnte vollkommen für eine Kriegserklärung gelten. Indess schrieb der Kaiser an den König von Schweden einen Brief, worin er ihn beschuldigte, er sei ohne Kriegserklärung nach Deutschland gekommen, lediglich um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, und wolle sich unbefugt in die deutschen Angelegenheiten mischen, weshalb er ihm aufgab, Deutschland unverzüglich zu verlassen, und ihm drohte, alle seine Armeen gegen ihn zu senden. Es ist schwer zu begreifen, warum der Kaiser einen solchen Brief an den König von Schweden geschrieben hat, da sich voraussehen liess, dass dies Sendschreiben von keiner Wirkung sein und ihn nur noch mehr erbittern würde. Auch gab der Kaiser ihm nicht den königlichen Titel.

Hierauf antwortete Gustav Adolph und vergalt Gleiches mit Gleichem, sowohl in dem Titel, als in dem Inhalt, welcher sehr starke Forderungen enthält, obgleich diese mit Mässigung, mit Würde und selbst mit Civilität ausgedrückt sind.

Unterdess verstärkte die schwedische Armee sich täglich durch Officiere und Soldaten des Grafen Mansfeld, welcher unglückliche Gefechte bestanden hatte, und durch andere, die bei dem Administrator von Halberstadt, oder bei den Dänen gedient hatten und ent-

lassen worden waren. Dieser Zuwachs war von wesentlichem Vortheile und vermehrte sich in der Folge noch mehr, da es in andern Gegenden Deutschlands für den Landmann leichter war, als Soldat mit Sicherheit ernährt zu werden, als sich den Unterhalt durch friedliche Gewerbe zu verdienen.

Alles seufzte unter dem schweren Druck der Zeit und einer zügellosen Soldateske. In der Mark Brandenburg hatten vierzehn Regimenter überwintert und sich jede Ausschweifung erlaubt. Der Churfürst selbst fand kaum die Mittel zu eigner Subsistenz, und es ist leicht zu erachten, dass alle Kreise Deutschlands mehr oder weniger erbittert waren. Sogar die Churfürsten waren mit dem kaiserlichen Gouvernement unzufrieden, alle aber, Hohe und Niedere, waren auf den allgemeinen Quäler Wallenstein in hohem Grade aufgebracht.

Der Kaiser konnte den Wunsch nach einem Reichstage nicht ausweichen, und convocirte ihn unter solchen ungünstigen Umständen gerade zu der Zeit, als Gustav Adolph nach Deutschland ging. Die Churfürsten von Sachsen nnd von Brandenburg entschuldigten sich, nicht in Person erscheinen zu können. Sie waren, wie vorhin bemerkt wurde, in den Angelegenheiten des Erzbisthums Magdeburg empfindlich vom Kaiser gekränkt worden und sannen auf Genugthuung. Dieser Reichstag und die unzählbaren Klagen, welche der Kaiser über seinen Generallissimus erhielt, bewirkten die Entlassung Wallensteins, wie in den gleichzeitigen und andern Schriften umständlicher erzählt wird, als hier von dieser und andern Angelegenheiten

jenes Reichstags mitgetheilt werden kann, auf welchem jedoch viele von den hauptsächlichsten Deliberations-Punkten unausgemacht und auf den nächsten Reichstag aufgeschoben blieben. Tilly wurde an die Stelle von Wallenstein vom Churfürsten von Baiern, seinem Souverain, vorgeschlagen, und vom Kaiser in seinen Dienst genommen. Nach unsern Begriffen kommt es uns sonderbar vor, dass mit Wallensteins Verabschiedung zugleich die Entlassung der unter seinem Commando gestandenen Armee verbunden war, und zwar zu einer Zeit, wo der Kaiser einen neuen Feind zu bekämpfen hatte. War aber der Herzog von Friedland der Inhaber mehrerer Truppen-Abtheilungen, so hatte er auch nach damaliger Art, bei ihrer Errichtung Contracte mit den Befehlshabern und den Soldaten abgeschlossen, welche bei seinem Austritt aufhörten. Es ist daher wahrscheinlich, dass alle Truppen seiner Werbung mit ihm zugleich verabschiedet wurden, dass aber diejenigen davon ausgenommen blieben, welche früherhin schon in kaiserlichen Diensten gestanden hatten. Diese blieben für die Formation der kaiserlichen Armee übrig, während die Entlassenen auseinander- und grossentheils zu Gustav Adolph übergingen. Den übrigen Truppen des Kaisers wurde auf Antrag der Stände eine strengere Disciplin vorgeschrieben, welches aber, da sie einmal an Zügellosigkeit gewöhnt waren, zur Folge hatte, dass bei ihnen die Desertion einriss. Dies Beispiel beweist, dass bei Truppen, welche nicht fortwährend durch kräftige Maasregeln zur Aufrechthal-

tung der Mannszucht angehalten werden, die Ordnung durch dieselbe wieder herzustellen sehr schwer ist.

Für den König Gustav Adolph war die Verminderung der kaiserlichen Armee, und insbesondere die Entsetzung Wallensteins, ein sehr glücklicher Umstand. Man sagt, der König habe zu jener Zeit eine Verbindung mit den Herzog von Friedland durch den Grafen Thurn anzuknüpfen gesucht. Indess scheint dieselbe wenigstens von keinen weitern Folgen gewesen zu sein. Der Kaiser, welcher jene Verabschiedung nicht aus freiem Willen hatte zugeben müssen, scheint die Folgen derselben nicht beachtet oder für erheblich genug gehalten zu haben, weil Gustav Adolph ihm von Wallenstein selbst, als kein sonderlich gefährlicher Feind geschildert worden war. Dies dürfte einen solchen an sich auffallenden und unpolitischen Schritt einigermassen entschuldigen können.

Unter den aus kaiserlichem Dienst in schwedische Dienste übergetretenen Officieren fand sich auch ein Oberst-Lieutenant Quinti del ponte und ein Rittmeister Johann Baptista, von denen Chemnitz anführt, dass beide einen Anschlag auf das Leben des Königs gehabt hätten. Der erstere entfloh, der zweite aber wurde mit dem Strange bestraft, nachdem er sein Verbrechen eingestanden hatte. Beide waren römisch-katholischer Religion. Auch kamen Nachrichten aus Regensburg, dass ein Mönch in der Verkleidung eines protestantischen Geistlichen erscheinen, und sich bei dem Könige zu introduciren suchen würde, um ihn zu vergiften, welcher Versuch jedoch unterblieben sein

mag. Hieraus erhellt, bis wohin der damalige Fanatismus führen konnte, und dass es wenigstens zu entschuldigen war, wenn der Religions-Unterschied zu einigen Präcautionen aufgefordert hätte, wovon indess bei dem Könige Gustav Adolph keine Spur anzutreffen ist.

Der Reichstag hatte durch den Kaiser und die katholischen Churfürsten dem König von Schweden förmlich den Krieg erklärt, und Torquato Conti hatte eine Armee von ungefähr 16,000 Mann versammelt, mit welcher er sich endlich Stettin näherte, jedoch sich bald wieder zurückzog, um nach Vorpommern zu marschiren. Dort verwüstete er die Städte und das Land, um wegen des Abfalls des Herzogs Rache zu nehmen. Dies Betragen stach gegen das des Königs Gustav Adolph sehr ab, welcher auf alle Art und Weise das Land schonte, und sogar den Landmann unterstützen liess. Der Monarch konnte das letztere, weil er haushälterisch mit den Kräften des Landes verfuhr, und sie nicht durch Frevelthaten vernichten liess. Seine Armee wurde richtig bezahlt, nach Umständen gut genährt, und für jede Jahreszeit, selbst für den strengen Winter, gut gekleidet. Sie konnte deshalb, wenn es nothwendig war, in Lagern stehn bleiben und zusammen gehalten werden, wenn der Feind schon genöthigt war, sich nach Obdach umzusehn und zu cantonniren. Jeder Excess wurde scharf bestraft, jede Ausschweifung geahndet. Die Subordination fand bei den kleinsten dienstlichen Angelegenheiten ihre volle Anwendung, und die prompte Fol-

geleistung, welche der Niedrigere dem höher Stehenden augenblicklich gewähren musste, verstärkte die Macht der Befehlshaber. Alle und jede Weichlichkeit, wo sie sich auch nur von ferne blicken liess, wurde verbannt, aller Luxus für schimpflich gehalten, dagegen jede dienstliche Anstrengung als ein Ehrenpunkt betrachtet. Hierdurch entstand ein martialischer Geist unter den Truppen, der sogar die Neugeworbenen mit sich fortriss, und ihnen eine Neigung zur pünktlichen Ordnung einflösste. Eine solche Wirkung auf die Gesinnungen des Soldaten, welche immer und überall Statt gefunden hat, wo nach ihr mit Ernst gestrebt wurde, musste für den Ruf der Armee, für die gute und richtige Behandlung der Bewohner des Kriegstheaters, und vor allen Dingen in den entscheidenden Augenblicken der Gefechte, einen überwiegenden Einfluss haben. Dies waren die grossen Hebel des Disciplin, durch welche Armeen, wenn sie gehörig geführt wurden, zu allen Zeiten mehr geleistet haben, als andere, die nur durch materielle Mittel belebt werden konnten. Die Truppen Gustav Adolph's hatten eine sehr ernsthafte Haltung, ein strenges Ansehn; demunerachtet fand Jedermann an ihnen Wohlgefallen, wenn auch, ohne sogleich zu wissen warum, weil die Zweckmässigkeit aller Anordnungen und der Geist der sie belebte, daraus hervorleuchtete. Sie stritten in einem so entfernten Grade für ihr Vaterland, dass die wenigsten davon eine Vorstellung haben konnten, und dass die Liebhaber volksthümlicher Heere darüber erstaunen müssten, wenn sie zu solchen Betrachtungen

geneigt wären. Sie stritten auch nicht einzig und allein wissentlich für die protestantische Religion, obgleich sie zu religiösen Handlungen angewiesen wurden, denn die Wenigsten konnten etwas mehr wissen, als dass die Gegner einem andern Glaubensbekenntniss angehörten, als die Schweden; viele der Neugeworbenen bekannten sich sogar zum katholischen Glauben. Gesetzt aber auch, ein Theil hätte die Vertheidigung des Protestantismus für die Hauptsache gehalten, so war doch dies nicht ausschliesslich das Band, das sie zusammenhielt, sondern es diente nur zur Unterstützung ihrer Dienstobliegenheiten, die alle ohne Ausnahme nach dem Willen ihres Feldherrn, des Königs geleitet, und von einem gemeinschaftlichen Pflichtgefühl hervorgebracht waren, welches in den Schranken des Gehorsams seinen Ankergrund hatte. Aus diesem herauszutreten, war in ihren Augen ein unwürdiges Unternehmen geworden, und bis hierhin hatte sich in dem Soldaten die Wirkung der dienstlichen Disciplinar-Gewalt, und in dem Officier, noch mehr aber in den höheren Befehlshabern, die Vorstellung von dem Ehrenvollen der ihnen übertragenen Macht verbreitet. Auf diese Art scheint die Uebermacht der Dienstpflicht, von Gustav Adolph, ohne deshalb vorher in ein System gebracht worden zu sein, erfunden und durch ihren erstaunenswürdigen Einfluss auf die Brauchbarkeit der Armeen, bis in neuere Zeiten fortgepflanzt worden zu sein.

Die Officiere wurden nach ihrem Rang, oder, wenn sie eine ausserordentliche Waffenthat vollbracht hatten,

zu höheren Stellen befördert. Niemand erhielt auch nur eine untergeordnete Befehlshaber-Stelle, ehe er von unten auf gedient und gehorchen gelernt hatte. Diese Gleichheit versperrte allen Intriguen und aller Bevorwortung den Weg*), und gab der militairischen Hierarchie das ihr gebührende Gewicht. Der Officier konnte daher, als Regel für seine Belohnung, nur die völlige Erfüllung seiner Pflicht in seinem Wirkungskreise und in seinen Rangverhältnissen erwarten, und musste alle hochfliegenden Hoffnungen dem Glück überlassen, um bei eintretender Gelegenheit durch eine ungewöhnliche, über seine Pflichterfüllung hinausragende That auf eine schnellere Beförderung Ansprüche haben zu können. Die lange anhaltenden Kriege des Königs von Schweden gaben hierzu unfehlar manche Veranlassung, und dadurch auch dem wahren Talent die Möglichkeit sich auszuzeichnen, ohne weniger grade Wege einschlagen zu dürfen.

Als Gustav Adolph Stettin eingenommen hatte, liess er sogleich Damm besetzen, dessen Garnison kaiserlicher Truppen sich nach Stargard zurückzog. Dieser Stadt hatte sich der feindliche Oberst Piccolomini bemächtigt, und unvermuthet dieselbe mit 600 Mann besetzt. Er verlangte eine Contribution von 6000 Thalern und eine gute Verpflegung für seine Mannschaft. Die Bürgerschaft wendete sich nun an den König wegen ihrer Befreiung, und Gustav Adolph beauftragte zu dieser Expedition den Obersten Damitz mit sei-

*) S. *Histoire de Gustave Adolphe, par Mauvillon*, p. 242.

nem, aus Pommern bestehenden, neu formirten Regiment, welcher sie auch glücklich vollendete. Stargard wurde escaladirt, die Besatzung niedergemacht, oder gefangen genommen, und die Magazine erbeutet. Ein gleiches Schicksal hatte die von dem Feinde besetzte Stadt Camin. Torquato Conti, dem diese Unfälle sehr nahe gingen, begnügte sich damit, die Stadt Garz an der Oder in guten Vertheidigungsstand zu setzen und mit seinem Corps unter ihren Kanonen ein Lager zu nehmen. Er wollte, wie man sagt, sich defensiv verhalten, um durch seine Stellung dem Könige von Schweden die Oder zu versperren und Frankfurt zu decken, bis dass der commandirende General Graf Tilly mit der Armee herangekommen sein würde, um gemeinschaftlich die Schweden anzugreifen.

Die Absicht Gustav Adolph's war hingegen, den Feind bei Garz anzugreifen, zu welchem Ende er eine Recognoscirung in Person anstellen wollte. Der König nahm jedoch nur eine Bedeckung von zwanzig Pferden mit sich, denen siebzig Pferde als Repli folgen sollten, und setzte sich dadurch abermals einer grossen Gefahr aus. Indem der Monarch nämlich durch ein (wahrscheinlich vorher nicht untersuchtes) Défilé ritt, ward er von einer überlegenen Anzahl Reiter angegriffen und war in einen Hinterhalt gerathen. Seine Escorte wurde überwältigt, und der König sogar gefangen genommen, als durch ein glückliches Ungefähr der Soutien herbeikam und ihn wieder befreite. Mauvillon setzt dies Ereigniss mit der Verrätherei des Quinti del Ponte in Verbindung und lässt denselben dabei eine Rolle spielen,

woven sich jedoch in des Historiographen Chemnitz Geschichte nichts erwähnt findet. Genug, der König entging glücklich einem grossen Unglück, das ihm gerade an dem Anfang der wichtigsten Periode seines Lebens hätte begegnen können. Man kann sich daher nicht den Wunsch versagen, dass es das letzte Mal gewesen sein möchte, bei welchem dieser Monarch ein solches, gelindestens beurtheilt, überflüssiges Wagniss zu überstehen berufen schien! Indess erlaubt uns das Andenken an den Retter Deutschlands nicht, ein Mehreres hinzuzufügen.

Der Unternehmungsgeist der schwedischen Officiere brachte einen Obersten auf den Gedanken, nach Kenntniss der Localität einen feindlichen Posten bei Garz zu überfallen. Er theilte einigen Officieren sein Project mit, welche wahrscheinlich von einem solchen Plan nicht schweigen konnten und sich wieder Andern mittheilten. Als nun die Sache zur Ausführung kam, fand man den Feind vorbereitet und musste, ohne den Zweck erreicht zu haben, mit Verlust sich zurückziehen. Hierüber, besonders aber über die Verlautbarung seines Vorhabens, war der König sehr mit dem Anführer unzufrieden, unerachtet derselbe dem Monarchen zwei eroberte feindliche Standarten überreichte. Gustav Adolph soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben, dass einem commandirenden Officier weder Bravour, noch die besten Rückzüge angerechnet werden könnten, wenn er nicht verstanden hätte zu schweigen und sein Unternehmen zu verheimlichen. Dies ist die Substanz der über diesen Vorfall von einander abwei-

8*

chenden Ueberlieferungen, und man darf nicht übersehen, dass eine grosse Lehre in den Aeusserungen des Königs liegt. In der That, so bald mehr als höchstens ihrer Zwei um ein Geheimniss wissen, ist die Sicherheit desselben verloren, oder doch in Gefahr. In jedem Fall bleibt zu wünschen, dass Anführer kleinerer oder grösserer Abtheilungen, insonderheit aber commandirende Generale, sich einen gewissen Grad von Verschlossenheit zur Gewohnheit machen mögen, um in vorkommenden Fällen ihre Umgebungen daran gewöhnt zu haben, weder nach irgend einem Vorhaben vorlaut zu forschen, noch auch ihre Meinung Andern mitzutheilen. Es hat grosse Generale gegeben, die selbst bei gewöhnlichen Fällen die gemessensten Maasregeln zu treffen wussten, damit Niemand ihre Gedanken errathen könne, und man kann ihnen dies, wohl überlegt, nicht verdenken. Die erfahrensten Feldherren der neuern Zeit, der König Friedrich II. und auch Napoleon, verfuhren nach solchem Grundsatz. Deshalb sind die rauschenden Hauptquartiere, die glänzenden Zirkel bei einem commandirenden General, bei welchen lebhafte Unterhaltungen in den Salons stattfinden, und viele Anwesende sich bemühen, aus den Mienen ihres Oberbefehlshabers seine jedesmaligen Gedanken und Projecte zu errathen, nicht sonderlich empfehlenswerth, denn es können Fälle kommen, bei welchen er anders zu scheinen gezwungen wird, als er wirklich ist. Dies ist eine schwere und für Viele unausführbare Aufgabe. Es ist daher besser, eine solche Rolle nicht spielen und die Zeit damit verderben zu dürfen, da es genug

andere Anstrengungen giebt, an welchen man seine Kräfte üben kann.

Als Gegenstück zu dieser verfehlten Unternehmung kann eine andere, um dieselbe Zeit vorgefallene Waffenthat betrachtet werden.

Es waren nämlich siebenhundert Schottländer, unter Commando des Obersten Robert Monro, in Pillau eingeschifft worden, um zur schwedischen Armee nach Pommern abzugehen. Diese Truppen hatten das Unglück, unweit Rügenwalde, woselbst eine kaiserliche Besatzung lag, Schiffbruch zu leiden und vom Sturm auf den Strand getrieben zu werden, wobei sie Alles, selbst ihre Munition, verloren und nichts als 50 Gewehre, einige Piken und ihre Degen übrig behielten. Das Land war vom Feinde besetzt, und der König sechszehn Meilen entfernt. In dieser Verlegenheit erfuhr der Oberst Monro, dass der vormalige pommersche Commandant der Stadt Rügenwalde noch mit einigen Soldaten dort geblieben sei und sich zum Schein dem kaiserlichen Befehlshaber ergeben habe. Er schickte also sogleich zu ihm und liess ihn wissen, dass, wenn er den Schottländern 50 Musketen nebst Munition verschaffen und ihnen in der Nacht eine gewisse Pforte öffnen wolle, sie ihn befreien würden. Dieser Plan wurde mit gehöriger Umsicht glücklich ausgeführt. Wenige Tage darauf trafen 400 zur schwedischen Armee bestimmte deutsche Soldaten und endlich sogar ein Infanterie-Regiment aus Preussen ein, und Monro hatte jetzt ein Corps von einigen tausend Mann zu seiner

Disposition. Eine solche That verdiente ohne Zweifel Anerkennung, die ihr auch zu Theil wurde.

Der König Gustav Adolph hatte unterdess die Stadt Wolgast durch den General Kniphausen wegnehmen lassen, deren Garnison sich jedoch in das dasige Schloss zog und sich darin noch siebzehn Tage hielt. Minder glücklich waren dreihundert Schweden in Pasewalk, welche durch ein Corps kaiserlicher Truppen von 3000 Mann angegriffen und sämmtlich bis auf den letzten Mann niedergemacht wurden. Die Stadt erlitt hierbei unbeschreibliche Drangsale. Diese letztere Expedition der kaiserlichen Truppen hat etwas Auffallendes, da Pasewalk, weiches von Stettin und von Garz beinahe gleich weit entfernt ist, als ein exponirter Posten zu betrachten war, welcher mehrere in dasiger Gegend stationirte Truppen-Abtheilungen voraussetzt, wovon jedoch nichts erwähnt wird. Chemnitz führt allein an, dass das Detachement in Pasewalk von den Truppen des Generals Kniphausen gekommen sei, wovon der König wahrscheinlich nicht unterrichtet war. Der Fehler, diese dreihundert Soldaten ohne Noth aufgeopfert zu haben, kann ihm folglich nicht zur Last fallen.

Torquato Conti blieb bei Garz ruhig stehen, führte aber desto lebhafter mit dem Lande selbst Krieg. Alle Schriftsteller sind voll von Beschreibungen der Qualen, die dieser General Pommern erdulden liess, und sprechen viel von dem Gelde, das er erpresste und in seine Casse zusammenscharrte. So viele Noth und so viel Unglück mussten dem König Gustav Adolph nahe ge-

hen, und er hätte gern versucht, diesem Leiden der ihm ergebenen Landeinwohner ein Ende zu machen. Allein seine Armee war durch viele zurückgelassene Besatzungen geschwächt, auch erwartete er Verstärkungen. Der Feind hingegen wurde alle Tage stärker, da er seine einzelnen Garnisonen an sich zog, nachdem er die Orte gänzlich ausgeplündert hatte.

Indess besetzten die Schweden dennoch Anclam und den Pass von Stolpe, und wollten Demmin, welches befestigt war, belagern; allein der König glaubte, dass dies ihn zu lange aufhalten würde, um ein wichtigeres Projekt auszuführen. Er hatte nämlich beschlossen, mit seiner Armee nach Mecklenburg zu marschiren, und die rechtmässigen Landesfürsten wieder einzusetzen. Dies musste von dem übrigen Deutschland als ein Beweis angesehen werden, dass der König Gustav Adolph zum Beistand der Unterdrückten gekommen sei, und es war zu hoffen, dass eine solche That das allgemeine Vertrauen zu ihm verstärken werde. Dessenungeachtet lag es ihm am Herzen, Pommern von seinen Peinigern zu befreien, und er war deshalb gesonnen, zuerst auf Torquato Conti loszugehen, um zu versuchen, ob er ihn zu einem grossen Gefecht veranlassen könne.

Die schwedische Armee brach daher nach Garz auf und rückte so nahe, als es die Umstände zuliessen, gegen das feindliche Lager vor. Allein die Schwierigkeiten waren zu gross, um den Feind aus seiner Stellung mit Gewalt werfen zu können, und der Gegner blieb unbeweglich in seinem festen Posten stehn.

Der König sah sich daher genöthigt, für jetzt seinen Vorsatz aufzugeben, dagegen aber seine Operationen nach Mecklenburg unverzüglich anzufangen. Zugleich befahl er den Generalen Kniphausen und Mouro, nach Hinterpommern zu marschiren, das Land von Feinde zu reinigen und Colberg zu blockiren.

Der Marsch der schwedischen Armee nach Mecklenburg führte durch ein total verwüstetes Land, welches einen schrecklichen Anblick darbot. Gustav Adolph erleichterte das Unglück, so viel er konnte, liess Getreide von seiner Flotte kommen und vertheilen, und äusserte sich theilnehmend gegen die armen Einwohner. Der Soldat bezahlte alle seine Bedürfnisse mit baarem Gelde.

Der König wollte sich der kleinen Städte Ribnitz und Damgarten bemächtigen, um vermittelst derselben, da sie am Binnensee liegen, seine Gemeinschaft mit der Flotte und seine Verpflegung durch dieselbe sicher zu stellen, weil das Land dazu ausser Stande war. Um nun dies gehörig einzuleiten, begab er sich nach Stettin und ordnete die Fahrt der Flotte an, welche jedoch durch widrige Winde aufgehalten wurde und nicht sogleich die mecklenburgschen Küsten erreichen konnte, längs welchen sie der Armee bei ihrem weitern Vormarsch folgen sollte. Bei dieser Gelegenheit ging der König ebenfalls nach Stralsund. Ueberall eilte das Volk auf seinen Wegen und betrachtete ihn als seinen Erretter und Wohlthäter. Dann traf der König wieder bei der Armee ein.

Ribnitz wurde nun nebst den darin befindlichen

Garnison weggenommen, und Damgarten angegriffen. Die Besatzung dieses Orts, welche stärker als die des ersten war, hatte sich in einen fortificirten Thurm und in zwei Redouten gezogen, die zur Vertheidigung nicht geeignete Stadt aber gar nicht besetzt. Diese Anordnung hatte einige Aehnlichkeit mit der in neuerer Zeit erprobten Vertheidigung durch detachirte Verschanzungen. Indess wurde in dem Thurm bald eine Bresche gelegt, und zuerst dieser Posten, dann aber auch die eine der Redouten mit Sturm genommen, worauf die Besatzung der andern Redoute sich ergab und grossmüthig behandelt wurde, eine Bemerkung die hier nicht ganz überflüssig sein dürfte, da die Erbitterung der Schweden sehr gross geworden war.

Der König rückte nun in das Mecklenburgsche ein und erliess eine Declaration, worin er seine Absichten, welche die Wiedereinsetzung der Herzoge betrafen, ankündigte. Zum ersten Mal erwähnt Gustav Adolph öffentlich der Vertheidigung der evangelischen Religion und fordert die Einwohner auf, sich zu bewaffnen und sich mit seinen Truppen zu vereinigen. Der ihnen aufgedrungene Landesherr wird in diesem Manifest nur „der General Wallenstein" genannt.

Die Unternehmung schien jetzt im Allgemeinen einen guten Fortgang zu haben, als mehrere Ursachen eintraten, die den König abermals nöthigten, die kaum angefangenen Operationen aufzugeben. Einer der hauptsächlichsten Gründe war, dass der Feind Mittel gefunden hatte, sich der Stadt Rostock zu bemächtigen, welche nach ihren Privilegien nur von den Bürgern

bewacht wurde. Die kaiserlichen Truppen, welche unter dem Vorwand eines Durchmarsches in die Stadt gelassen wurden, und nun nicht wieder herausmarschirten, setzten den an einem Meerbusen oder Binnensee gelegenen und deshalb an sich wichtigen Ort in gehörigen Vertheidigungs-Stand, und es würde ein weit aussehendes Unternehmen gewesen sein, wenn Gustav Adolph sich hätte in eine Belagerung einlassen wollen, auf welche er auch schwerlich vorbereitet war. Andererseits erforderte seine Operation in Mecklenburg ein rasches Eindringen, damit er desto eher entweder nach dem Innern von Deutschland gelangen*), und dort wichtigere Sachen abmachen, oder mit bedeutenden Verstärkungen nach Pommern zurückkehren könne. Die Expedition nach Meklenburg, welche hierauf berechnet worden war, konnte um so weniger als ausführbar erscheinen, da auf der entgegengesetzten Seite des Kriegstheaters noch immer die Hauptforce des Feindes zurückgelassen war, und dieser endlich sogar anfing sich zu bewegen. War nun auch der Versuch des Generals Torquato Conti auf Stettin, wie es wohl nicht anders sein konnte, fehlgeschlagen, so konnte dieser Feind doch im Rücken des Königs viel Unheil

*) Man könnte vielleicht fragen ob der König, von Meklenburg nach der Mark hätte vorgehn und Torquato Conti in Pommern lassen können, aber auch darauf antworten, dass wenn dieser letztere ihm folgte, die Absicht des Königs, Pommern vom Feinde zu säubern erreicht war, und es nicht schwer gewesen sein würde, den Feind bei seinem Rückzug an der Oder einzuholen und ihn zu einem Treffen zu zwingen. Je weiter Gustav Adolph vorging, desto stärker musste er werden. Er hatte alsdann Rostock und Wismar zu seinen Waffenplätzen, und behielt in Pommern Stettin und Stralsund besetzt, ausserdem aber noch Truppen, um den Feind in Hinterpommern zu beschäftigen und seine Reserve-Armee in Preussen.

anrichten, und es würde wirklich unverzeihlich gewesen sein, wenn dieser Monarch, um der Herzoge von Mecklenburg willen, sein eignes und noch dazu höheres Wohl hätte vernachlässigen wollen. Es fiel ihm jedoch schwer, jene Gegenden zu verlassen, bis er endlich Anfangs Octobers nach Ribnitz abging, um dort ein Lager für seine Armee zu wählen.

Scheint das Benehmen Gustav Adolph's dem aufmerksamen Leser, für diese Campagne etwas weniger folgerecht zu sein als man geglaubt hätte, so vergesse man nur nicht, dass sein Gegner Torquato Conti ihm dazu eine gerechte Veranlassung gegeben hatte. Dieser General, welcher stärker war, als der König von Schweden, und Aufforderungen genug hatte mit rastloser Thätigkeit aufzutreten, that von Allem, was er thun sollte, gerade das Entgegengesetzte. Er schloss sich wie der Maulwurf in seinen Verschanzungen ein, und machte seine Existenz nur durch das Misshandeln der unglücklichen Pommern bemerkbar. Einem solchen Feind gegenüber, schien jede nach anderen Richtungen gehende Unternehmung ausführbar, und es ist nicht zu läugnen, dass wenn der König von Schweden, da er den Feind in Pommern nicht mit Gewalt zwingen oder fortschaffen konnte, und also ein brillantes Gefecht nicht möglich war, seinen Debüt mit der Wiedereinsetzung der Herzoge von Mecklenburg hätte eröffnen, und dann den schläfrigen Gegner, der ihm dies verstattet hatte, zum Lande hinaus treiben können, hierdurch nicht bloss der Glanz seiner Waffen erhöht, sondern gleich von Anfang an eine Glorie ohne

Gleichen über sein Erscheinen in Deutschland hätte verbreitet werden müssen.

Man kann nicht einwenden, dass es sicherer gewesen wäre, zuerst den Degen gegen Torquato Conti zu gebrauchen, denn dazu war Gustav Adolph, wie schon bemerkt ist, zu schwach an Truppen. Dazu aber war er stark genug, einen Versuch auf Mecklenburg anzustellen, in Hoffnung zugleich von dort, und wie er erwartete von andern Orten her, mit einer angemessenen Anzahl Truppen zurückkehren, und seinen Gegner um jeden Preis von Garz vertreiben zu können. Es scheint also, selbst nach diesen nur im Vorbeigehn hingeworfenen Gründen, dass Gustav Adolph völlig richtig verfahren hat, da er, wenn er nicht den Versuch gewagt hätte, in Pommern eben so wenig würde haben ausrichten können, worüber die Zeit völlig unbenutzt verstrichen wäre.

Da nun aber der Zweck verfehlt war, musste der König sich über alle Bedenklichkeiten und Urtheile unmündiger Widersacher hinwegsetzen und nach Pommern eilen, wo Torquato Conti sich mit der erhaltenen Abfertigung von Stettin, die ihm dreihundert Mann gekostet haben soll, nicht begnügte, sondern ausserdem noch andere Absichten auf die Deblockirung von Colberg verrathen hatte.

Der König befahl zuerst seiner Flotte, die Höhe von Wismar zu verlassen und nach Stralsund zurückzukehren, wohin er sich selbst begab, um von diesem Mittelpunkt seiner Operationsbasis — wie man heutiges Tags sich auszudrücken pflegt — sämmtliche

Maasregeln anordnen zu können. Das Commando der Armee in Mecklenburg übergab er dem General Banner*).

Die Einschliessungs-Truppen vor Colberg waren gegen die zahlreiche Garnison zu schwach, weshalb der Feind öftere Excursionen unternahm, und durch starke Detachements bis vor Treptow an der Rega Lebensmittel und Fourage zusammentreiben liess. Um diesem entgegen zu arbeiten, schickte Gustav Adolph den General Baudissin mit einem kleinen Corps zur Verstärkung der Blockade ab. Der Feind detachirte, als er dies gewahrte, von Garz aus 4000 Mann zur Deckung eines für Colberg bestimmten Convoi's dagegen, welchem der Feldmarschall Horn von Stettin aus, 1500 Mann Infanterie nebst 1000 Pferden folgen liess, um sich mit dem General Baudissin oder mit Kniphausen zu vereinigen, welches glücklich bewerkstelligt wurde. Die Kaiserlichen griffen hierauf den Posten des Generals Kniphausen vor Colberg an, zu welchem endlich Baudissin stiess. Es fand ein lebhaftes Gefecht statt, nach dessen Beendigung der selbst herbeigeeilte Feldmarschall commandirte, wodurch der Feind zum Rückzuge gegen Schiefelbein genöthigt wurde**). Es bleibt noch zu bemerken, dass die schwedische Ar-

*) Mauvillon nennt diesen General „Pommer," allein kein solcher Name befindet sicht nich in dem von ihm uns mitgetheilten Verzeichniss der schwedischen Generalität (S. *Hist. de Gust. Adolph par Mr. M...* p. 220), weshalb der Pommer (S. ebendas. p. 252) wahrscheinlich eine Verstümmelung von „Banner" ist.

**) In Mauvillon's *Histoire etc.* ist kein einziger Name der Orte richtig genannt, und überhaupt das Gefecht so geschildert worden, als ob der Feind von Colberg einen Ausfall unternommen hätte, von welchem Chemnitz nichts erwähnt.

mee in Pommern, durch ansehnliche Detachirungen von Preussen aus verstärkt worden war.

Der König Gustav Adolph zog seiner Seits nun seine sämmtlichen Truppen von Ribnitz nach Pommern zurück, während Tilly nach Mecklenburg bedeutende Verstärkungen entsendet hatte. Des Königs Absicht ging jetzt darauf hin, den Feind gänzlich aus Pommern zu vertreiben, um alsdann längs der Oder nach der Mark vordringen zu können. Er begab sich deshalb nach Greifenberg, beschied den Feldmarschall Horn und die Generale Kniphausen und Baudissin nach diesem Ort, und ertheilte ihnen die nöthigen Instructionen. Alsdann liess er den grössten Theil der Kavallerie von Ribnitz zur Einschliessung von Colberg marschiren, und befahl dass sämmtliche aus Preussen ankommende Truppen, ebenfalls zum Blockade-Corps stossen sollten. Die bei Ribnitz stehende Infanterie wurde theils zur Einschliessung von Demmin verwendet, theils nach Stettin gezogen, wohin der König selbst sein Hauptquartier verlegte.

Die kaiserlichen Truppen in Pommern befanden sich jetzt durch eigene Schuld und den Mangel an Mannszucht in einer sehr üblen Lage, indem es ihnen an Lebensmitteln, an Geld und an Bekleidung fehlte. Dies hatte auf die Operationen des Königs von Schweden, einen sehr begünstigenden Einfluss. Ein strenger Winter trat hinzu, es erkrankten Viele, der Abgang wurde grösser, die Desertion nahm überhand. Dies bewog den General Torquato Conti, eine Unterhandlung, und bei derselben einen Waffenstillstand vor-

schlagen zu lassen, welcher von schwedischer Seite aber trocken zurückgewiesen wurde. Die Schweden bedurften auch wirklich einer solchen Waffenruhe nicht, denn sie waren gut genährt und für den Winter mit Pelzwerk bekleidet, ausserdem aber noch verstärkt worden, und jetzt stark genug um an mehreren Orten zugleich thätig zu sein. Damgarten und Ribnitz waren in Vertheidigungsstand gesetzt worden, um der in Mecklenburg zurückgebliebenen feindlichen Kavallerie ihre Streifzüge nach Pommern zu erschweren, und Demmin wurde enge blockirt.

Torquato Conti verstärkte hierauf den in Greifswalde das Commando führenden Herzog von Savelli, und dieser versuchte, die Schweden vor Demmin zu vertreiben. Gustav Adolph eilte daher für seine Person zum Blockade-Corps, und ging dem Savelli entgegen, unerachtet er weit schwächer war, als sein Gegner. Der Ausgang des Gefechts muss sehr glänzend gewesen sein, da der Feind seine ganze Artillerie, alle seine Bagage und viele Fahnen und Standarten verlor, und scheint, nach den auf uns gekommenen Nachrichten, hauptsächlich der grösseren Manoeuvrirfähigkeit der schwedischen Truppen, vereinigt mit einer ausgezeichneten Tapferkeit, beigemessen werden zu müssen. Es bleibt deswegen sehr zu bedauern, dass selbst nicht in den gleichzeitigen Schriftstellern, einige nähere Umstände von diesem für Gustav Adolph's Kriegführung gewiss merkwürdigen Treffen angegeben werden, ja nicht einmal der Ort genannt ist, bei welchem dasselbe vorfiel*).

*) Ein späterer Schriftsteller, de Prades, verwechselt offenbar die Zeit

Der König war allein um die Gelegenheit zu einer Action nicht zu versäumen, von Stettin nach Demmin gekommen und kehrte nun wieder zurück, um den erstgenannten Ort immer mehr befestigen zu lassen, damit daraus ein verlassbarer Stützpunkt seiner Operationen werden möge.

Am 6ten Dezember des Nachts ging der Monarch nach Damm, um mit einigen Truppen ein kaiserliches Detachement, welches von Greifenhagen gegen Colberg marschiren sollte wegzunehmen. Da dasselbe aber davon Nachricht erhalten hatte, so musste er wieder zurückkehren. Seine Absicht ging nun mehr auf Greifenhagen, den einzigen Ort, den die Kaiserlichen am rechten Oderufer besetzt hatten, und durch welchen sie mit Bequemlichkeit die Oder passiren konnten, um nach der Gegend von Colberg zu kommen. Der König liess zu dieser Unternehmung alle zweckdienlichen Anstalten treffen, zwölf Strom-Schaluppen und eine hinreichende Zahl platter Schiffe in Bereitschaft halten, und mit Geschütz besetzen, auch 12000 Mann Infanterie nebst 85 Escadronen und vieler Artillerie zusammenziehen, desgleichen die Stadt Gollnow besetzen, welcher Ort ihm zur Gemeinschaft mit dem Blockade-Corps bei Colberg dienen konnte, und bei dem er seine Truppen versammelte, vermuthlich um seine Absicht dadurch zu verbergen.

---

in welcher dies Gefecht vorgefallen sein muss, mit einer andern frühern, indem er die Besitznahme von Rostock durch die Kaiserlichen später als das Treffen stattfinden lässt. Er und der *Soldat Suédois* geben den Ort zwischen Rostock und Ribnitz gelegen an, welches auf die Umstände ganz unpasslich ist.

Die Schwierigkeiten bei dieser Expedition waren nicht gering, theils der strengen Jahreszeit wegen, theils weil ausser der Besatzung von Greifenhagen noch ein starkes Corps vor der Stadt stand. Indess war ein Theil von diesen Truppen nach dem Brandenburgischen marschirt, und ein anderer in die Winterquartiere gegangen, und der König konnte daher einen raschen Erfolg hoffen.

Am 21sten December wurde Greifenhagen berennt, und das Zollhaus, welches im Rücken der Stadt an der Oder und dem langen, zum Fluss führenden Damm liegt, weggenommen. Die unweit der Brücke postirten mit Geschütz versehenen Fahrzeuge dienten dazu, den Feind, welcher von Garz kommen möchte, zurückzuweisen, und die Brücke in den Grund zu schiessen.

Am folgenden Tage wurde die Stadt beschossen, und bald in der Mauer eine Bresche gelegt, dann aber zur Erstürmung geschritten. Die Vertheidigung muss ausgezeichnet gewesen sein, da sie bis in die Nacht dauerte, und der Commandant, Ferdinand von Capua, den folgenden Morgen um fünf Uhr den Entschluss fassen konnte, die Stadt zu verlassen. Dieser brave Officier blieb bei seiner Arriergarde, welche die Schweden, die nun bald durch die eingestürzte Mauer in die Stadt drangen, erreichten, während der übrige Theil der kaiserlichen Truppen, wie es den Anschein hat, längs dem rechten

Oderufer entkam. Nach einem kurzen Gefecht wurde endlich auch Ferdinand von Capua nebst seiner Mannschaft gefangen genommen, und schwer verwundet nach Stettin gebracht, woselbst er bald darauf starb. Es bedarf nur der Erzählung dieser Waffenthat, um dem tapfern Mann das ihm gebührende Lob zuzusichern, welches noch grösser sein würde, wenn er nicht vorher sich viele Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner hätte zu Schulden kommen lassen.

Nach Erstürmung der Stadt verstattete Gustav Adolph seinen Soldaten, alles feindliche Eigenthum wegnehmen zu dürfen, wovon der grössere Theil noch vorhanden war, wobei jedoch vorausgesetzt werden darf, dass von Seiten der Schweden alle Maassregeln ergriffen wurden, um Excesse zu verhüten, und die schon an sich unglücklichen Einwohner nicht noch unglücklicher zu machen. Die Nachrichten, welche einer Plünderung der Stadt erwähnen, sind daher nach andern Schriftstellern ungegründet, und zwar deshalb, weil die Disciplin der Schweden eine der strengsten war. Diese Truppen waren in einem solchen Grade aufmerksam auf die Stimme ihrer Officiere, dass sie mitten in den hitzigsten Gefechten, beim Stürmen fester Plätze und kurz bei jeder Gelegenheit, im Augenblick wieder in geschlossene Ordnung gebracht werden konnten, wenn diese hatte unterbrochen werden müssen.

Unterdess war im Commando der feindlichen Armee in Pommern eine Veränderung vorgegangen, indem der General Torquato Conti dasselbe niederlegte, und den Grafen Schaumburg zum Nachfolger erhielt.

Gustav Adolph überliess sich nach vollführter Expedition auf Greifenhagen keinesweges der Ruhe, sondern es war vielmehr seine Absicht, während des Winters die kaiserlichen Quartiere und besonders den festen Posten von Garz wegzunehmen, alsdann auf Frankfurt an der Oder loszugehen, und in die Mark Brandenburg einzudringen. Der kaiserliche Feldmarschall erleichterte ihm jedoch die Mühe, als er Greifenhagen verloren sah. Er verliess nämlich Garz, und, um seinen Rückzug zu decken, liess er die Stadt anzünden. Diese Mühe hätte er sich füglich ersparen können, da der König von Schweden zwar über die Oder gegangen war, jedoch noch nicht sich anschickte, Garz anzugreifen. Dieser Ort, nebst seinen Retranchements, wurde also ohne Schwertschlag von den Schweden besetzt, welche bei Ankunft der Spitze der Avantgarde in den feindlichen Schanzen, von einer Explosion bewillkommt wurden, indem der Feind in das Rathhaus der Stadt Pulver gebracht hatte, und dies Gebäude nun in die Luft gesprengt wurde. Wozu? ist schwer zu ergründen. Sämmtliche Brücken waren ebenfalls abgebrannt worden, und die Verwüstung war allgemein. Gustav Adolph handelte, wie später Friedrich II. bei Cüstrin, er half wo er helfen konnte, und befahl den Wiederaufbau der Stadt.

Der Feind wurde auf beiden Ufern der Oder lebhaft verfolgt, die Arriergarde eingeholt, und ihr in einem Gefecht ein bedeutender Verlust zugefügt, auch ein Theil ihrer Bagage erbeutet. Hierauf wurden kaiserlicher Seits die an die Neumark grenzenden Orte

geräumt, und ein Theil der Stadt Pyritz abgebrannt. Kurz darauf traf der König an diesem Ort ein, und liess den Feind durch den General Baudissin verfolgen. Dieser traf denselben zwischen Bahn und Königsberg in der Neumark, griff ihn an, und nahm ihn theils gefangen, theils liess er ihn niederhauen. In diesem Kriege war das Pardongeben seltener, als das Expediren des überwundenen Feindes durch den Degen. Dreihundert Bagage-Wagen, mit Raub beladen, fielen den Schweden in die Hände. Eins der kaiserlichen Regimenter floh nach Cüstrin, und erhielt den Durchmarsch. Dies rettete Frankfurt den Kaiserlichen, welche bei unerwarteter Erscheinung der Schweden, den Ort wahrscheinlich sogleich geräumt haben würden.

In Pommern besass der Feind nur noch allein Demmin, Greifswalde und Colberg, weshalb Gustav Adolph sich bloss mit der engen Einschliessung Colberg's begnügen zu können glaubte, da diese Festung auf keinen Entsatz zu hoffen hatte. Der Commandant hielt sich jedoch noch während einiger Monate.

Gleiche Beschwerden, wie sonst aus Pommern, langten jetzt aus der Mark Brandenburg über die Truppen bei dem Kaiser an, und es ist schwer einzusehen, warum nicht zur Ausrottung der Raubsucht und der Unbändigkeit der kaiserlichen Soldaten die ernstlichsten Anstalten getroffen wurden. Denn wenn selbst die commandirenden Generale über diesen hohen Grad von Indisciplin so empört sind, dass sie, wie der

Graf Schaumburg, lieber ihre Entlassung erbitten, als länger solche Soldaten anführen wollen: alsdann muss das Uebel sehr gross geworden sein, und die Generale müssen sogar nicht mehr die Mittel gehabt haben, demselben zu steuern. Anders lassen sich schwerlich die Klagen der höchsten Anführer begreifen, denen selbst die Gewalt fehlte, die Ordnung wiederherzustellen, obgleich dies im eigentlichen Verstande zu ihrem Wirkungskreise gehörte. Vielleicht gelangten solche Drohungen der Feldherren, die Armee zu verlassen, gar nicht einmal bis an den Kaiser, da sie dieselben an die Minister richten mussten, und, wie die Erfahrung aller Zeiten gezeigt hat, eine mittlere Instanz zwischen dem Souverain und den Heerführern immer nur unheilbringend gewesen ist, sobald der Staatsmann etwas mehr, als der blosse Beförderer der eingehenden Nachrichten und der abgehenden Befehle; war. Aber das Uebel lag sehr tief, tiefer, als es hier entwickelt werden kann. Für die Nachwelt bleibt jedoch dieser Umstand deshalb sehr lehrreich, weil daraus hervorgeht, dass Monarchen von schlechten und zu ihrem Unglück ihnen nahestehenden Dienern, gradezu gegen ihren eigenen Vortheil irre geführt werden können, und dass, wo des Herrn Auge nicht selbst sieht, ein solches Unglück, wie hier die Indisciplin der kaiserlichen Armee, eine Höhe erreichen kann, von welcher der Souverain keine Vorstellung hat, und die er nie zugegeben haben würde. Der Churfürst von Brandenburg musste sogar seinen Unterthanen ausdrücklich durch ein Edict befehlen, die kaiserlichen Soldaten bei

ihren Excessen entweder festzunehmen, oder, wenn sie dies nicht könnten, sie todtzuschlagen.

Der König von Schweden liess ein Corps auf Landsberg an der Warte vorgehen, dessen Commandant den Grafen Schaumburg angelegentlich um Vorräthe aller Art bat. Allein der commandirende General war selbst in bedrängter Lage, die Truppen waren incomplett, Magazine waren nicht vorhanden, seine Munition bestand nur noch aus 8 bis 9 Centnern Pulver, und seine Artillerie aus nicht mehr als zwölf Geschützen. Er meldete dies und die Lage des Commandanten von Landsberg an den Generalissimus Grafen Tilly, und sein Brief ist in diesen und obigen Beziehungen nicht allein sehr merkwürdig, sondern auch sehr bitter. Wahrlich, es muss ein grosses Unglück gewesen sein, mit einer solchen Armee und mit solchen erbitterten Generalen einen Feind schlagen zu sollen, wie der König Gustav Adolph war. Von dem Grafen Tilly kann man in der That behaupten, dass er nicht thun konnte, was er wollte, und dass es, in der Nähe betrachtet, eine grosse Kunst erfordert hat, nur das zu thun, was ihm möglich wurde. Bei dem Könige Gustav Adolph fanden ganz andere Verhältnisse Statt, und sein Wirken kann daher auch als ein reines Product seiner gesammten Personalität betrachtet werden, während der mit seiner eignen Armee und mit Räthen seines Herrn im Kampf begriffene General genug zu thun hat, die in der Behaglichkeit ihrer Arbeitszimmer ausgeheckten Beurtheilungen der Minister zu ertragen und sich geduldig bekritteln oder leiten, oder gar Bolzen gegen sich schmieden zu lassen. Der Vor-

wurf, den man einem solchen Mann mit Grund machen darf, ist, dass er nicht lieber seinen Abschied gefordert hat, als in Verhältnissen länger zu verbleiben, die gerade die grösstmögliche Freiheit und Unabhängigkeit erfordern. Aus diesem Grunde möchte man selbst Wallenstein die Bedingungen nicht verargen, die er späterhin seinem Herrn vorzuschreiben wagte, hätte er sonst nur einen rechtlichen Zweck damit verbunden.

Während der Ereignisse in Pommern hatten sich die Angelegenheiten des Kaisers noch mehr durch die Abdankung des oben genannten Oberbefehlshabers und seiner Armee verschlimmert. Tilly musste erst aus allen Gegenden Deutschlands Truppen zusammenziehen, und gerade in dieser Zeit war der Aufstand des Administrators von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, und des Herzogs Franz Carl von Sachsen-Lauenburg erfolgt. Dies Alles zusammengenommen hatte auf die Versammlung der Tillyschen Armee Einfluss und verzögerte ihre Operationen um so mehr, da es ihr an vielen Bedürfnissen fehlte, und sie zugleich die Ruhe an der Elbe erhalten sollte, während Gustav Adolph in Mecklenburg eingedrungen war. Dieser Monarch hatte sich gleich anfänglich von den Anerbietungen, die ihm der Administrator noch in Schweden machte, wenig, und von der Mitwirkung des Churfürsten, seines Schwagers, noch weniger versprochen, da er von beiden keine sonderliche Meinung hegte, jedoch seine Anträge nicht von der Hand gewiesen, sondern nur verlangt, dass er nicht eher losschlagen solle, bis er ihn unterstützen könne. Obgleich nun

der Administrator diesen Grund nicht gehörig erwogen hatte, so wollte Gustav Adolph ihn doch nicht ganz seinem Schicksal überlassen, und schickte ihm deshalb den Obersten Falkenberg, welcher zum Commandanten von Magdeburg ernannt wurde. Dies hatte bessere Anordnungen zur Folge, und ihr guter Fortgang dauerte so lange, bis die kaiserlichen Truppen stark genug waren, den neu aufgestandenen Feind ganz auf die Vertheidigung zu beschränken. Eben so ging es dem Herzog Franz Carl, welchen der kaiserliche General Pappenheim zwang, sich zu ergeben.

So wenig nun aus solchen zu voreilig unternommenen Aufständen für Gustav Adolph ein bedeutender Vortheil entstehen konnte, so dienten sie doch dazu, den Feind zu beschäftigen, und, in Verbindung mit dem Mangel an Vorräthen, an denen es in den verwüsteten Ländern fast ganz fehlte, an Geld und an Munition, konnten sie Tilly während des Jahres 1630 in völliger Unthätigkeit erhalten. Erst im Januar des folgenden Jahres brachte er eine Armee von 20,000 Mann zusammen, mit welcher er über die Elbe ging und Anfangs Februars bei Frankfurt an der Oder eintraf. Hier vereinigte sich der Feldmarschall Schaumburg mit der Hauptarmee, welche nunmehr nach Mecklenburg vorrückte und Frankfurt mit 500 Mann besetzt behielt.

Zweiter Feldzug in Deutschland, 1631.

In Neubrandenburg stand der schwedische General Kniphausen mit 900 Mann, welchem der König bei der Nachricht von der Annäherung der feindlichen Armee zwar befohlen hatte, sich zurückzuziehen, allein dieser Befehl war dem Feinde in die Hände gefallen. Neubrandenburg wurde daher den 6. März angegriffen und mit Sturm erobert, die Garnison grösstentheils niedergemacht, und General Kniphausen gerieth in die Gefangenschaft. Dieses Detachement hatte nicht ein einziges Geschütz bei sich, weshalb es dem Feinde nicht schwer wurde, dasselbe zu überwältigen. Die Stadt wurde ausgeplündert, und wie gewöhnlich wurden dabei die grössten Excesse begangen. Hierüber soll der König Gustav Adolph höchst erbittert worden sein und dem Feinde die Vergeltung gelobt haben, zu welcher sich bald die Gelegenheit fand, als ein aus 1000 Pferden bestehendes und von Rostock zur kaiserlichen Armee bestimmtes Detachement den Schweden in die Hände fiel und von dem Rheingrafen fast ganz aufgerieben wurde.

Ehe dieser Marsch der kaiserlichen Armee Statt fand, hatte Gustav Adolph, wie vorhin gesagt worden, seine Operationen nach der Mark Brandenburg angetreten, und in Vorpommern sich in den Besitz von Clempenow und Treptow, beide an der Tollense gelegen, so wie von Löcknitz, einem Pass über die Randow oder den Landgraben gesetzt, um bei der Belagerung von Dem-

min desto sicherer ungestört zu bleiben. Der König war hierauf bis Cüstrin marschirt, in der wohl nicht ungebührlichen Voraussetzung, dort ungehindert die Warte und die Oder überschreiten zu können. Allein der Commandant verschloss die Thore, und der Churfürst schlug ihm den Durchmarsch ab. Der König musste daher seine Absicht auf Frankfurt aufgeben, und da er hier nun auch die Nachricht von dem Marsch des Grafen Tilly erhielt, so erachtete er es für das Angemessenste, wieder nach Pommern zurückzukehren und die Belagerung von Demmin zu betreiben. Es war zwar im strengen Winter, allein hierauf mochte der König keine Rücksicht nehmen, weil ihm der völlige Besitz von Vorpommern und ein festes Etablissement in diesem Küstenlande zu wichtig zu sein schien.

Als der König vor Demmin angekommen war, und den Ort recognoscirt hatte, bemerkte er, dass da der Feind fortwährend die kleine Stadt Loitz auf dem linken Ufer der Peene besetzt hielt, er nothwendiger Weise zuerst diesen Ort nebst dessen Schloss in Besitz nehmen müsse. Er griff daher Loitz sofort an, welches auch bald capitulirte, so barsch der Commandant Peralta sich gegen die Bewohner des Schlosses gezeigt hatte.

Demmin hatte noch in neuester Zeit und vor wenig Jahren einige Ueberreste seiner Fortification in kenntlichem Stande erhalten, und war mit einem bastionirten Erdwall umgeben, welchen zu Gustav Adolph's Zeit ein nasser Graben und ein Glacis umgab. Die

morastigen Ufer der Peene waren auf dem linken Ufer mit einer Feldverschanzung versehen, in deren Mitte ein alter Thurm stand. Der Garnison fehlte kein Hauptbedürfniss, und Tilly hatte sogar dem Commandanten Herzog von Savelli ausdrücklich befohlen, sich wenigstens vierzehn Tage zu halten. Er hätte dies auch bewerkstelligen können, obgleich der Fluss und die sumpfigen Ufer gefroren waren. Allein Savelli war ein schlechter Commandant, der die gewöhnlichsten Maasregeln vernachlässigte, und dem man die niedrigste Leidenschaft des Geizes und der Raubsucht schuld gab.

Den 12. Februar 1631 langte Gustav Adolph mit seiner Armee, welche 16,000 Mann stark war, vor Demmin an. Den 13. war die Schanze nebst dem Thurm auf dem linken Peeneufer genommen, und auf dem rechten eine Tranchée eröffnet, und auf einer Höhe eine Batterie aufgeworfen. Noch ein Ravelin ging verloren, und Savelli schlug Chamade. Der König bewilligte ihm einen freien Abzug, und behandelte ihn mit vieler Güte, meinte aber doch, dass, wenn er sein Diener wäre, Savelli's Kopf nicht in Sicherheit sein würde, doch dürfte ihm jetzt wohl nichts Böses widerfahren. Der Monarch urtheilte hierin ganz richtig, weil er seine Feinde kannte, denn Savelly, so sehr sich Tilly über ihn beschwerte, und gebeten hatte, dass man ihn zum Exempel Anderer bestrafen möchte, kam mit einigen Monaten Arrest davon, und sein höchst strafbares Benehmen hinderte nicht, dass er zu den wichtigsten Geschäften gewählt

wurde. Eine solche Straflosigkeit konnte nur ein aufmunterndes Beispiel für Leute werden, welche so dachten, als er.

Demmin war an sich selbst und auch wegen der dort gefundenen Vorräthe aller Art eine bedeutende Eroberung. Ausser der Artillerie fand man ein grosses Magazin mit Getreide und Fourage, wodurch diese Festung nöthigen Falls ein Stützpunkt der schwedischen Operationen werden konnte.

Als ein bemerkenswerther Zug, der die Handlungsweise Gustav Adolph's schildert, ist noch zu erwähnen, dass eine Menge Gepäck in dem Ort vorhanden war, welchem der König ebenfalls den freien Abzug gestattet hatte. Hierunter fand sich auch die Equipage des berüchtigten Quinti del Ponte, der dem König nach dem Leben getrachtet hatte, nebst der Summe, die ihm für seinen guten Willen als Lohn ausgezahlt worden war. Man meldete dies dem König mit der Anfrage, ob man dem Verräther und Deserteur seine Effecten nachschicken, oder sie gebührend confisciren sollte. Allein der König befahl, diese Sachen gleich den übrigen ungehindert abziehn zu lassen, weil er dies in der Capitulation erlaubt habe, und nicht wolle, dass man ihm deshalb Vorwürfe machen könne. Allerdings! der König war zu gross, als dass sein Vergessen eines unbedeutenden Bösewichts nicht hätte hier am rechten Ort sein sollen. Eine kleinliche Rache, lag ausserhalb der Gedankensphäre eines solchen Geistes!

Nach dem Uebergang von Demmin schickte der

König einen ausgezeichneten Officier, den Rittmeister Moltke, mit 36 Pferden nach Malchin, woselbst zwei feindliche Compagnien Dragoner standen. Dieser brave Mann wusste dem Feinde glauben zu machen, dass der König mit der Armee da sei, worauf diese Besatzung, wie von ihr verlangt wurde, mit Zurücklassung aller ihrer Waffen, zum Thor hinausmarschirte, und von dem Rittmeister nach dem Hauptquartier des Königs transportirt ward. Man hat mehrere Beispiele von ähnlichen Thaten, welche bekannt genug sind; immer aber verdienen sie der Vergessenheit entrissen zu werden, als Beweise, was auf der einen Seite ein determinirtes Benehmen, und auf der andern die Erschlaffung des Soldatengeistes hervorzubringen vermag. Es ist leicht zu vermuthen, welchem von beiden man den Vorzug geben wird, aber trotz so vieler Exempel dennoch nicht ungewöhnlich, dass sich Verzagte finden, die in vorkommenden Fällen die Besonnenheit verlieren, während der Entschlossenste immer die Oberhand behält.

Wenn man die Anstrengungen des Königs Gustav Adolph betrachtet, um seine Pläne zu verfolgen, so muss man in der That bedauern, dass er nicht rascher vorwärts schreiten konnte, und dass das Unglück des protestantischen Deutschlands keine thätigere Theilnahme und Vereinigung der Häupter erweckte, da offenbar jetzt der Zeitpunkt eingetreten war, in welchem eine gründliche Abhelfung der grossen Drangsale möglich schien, aber auch auf immer verschwinden konnte, wenn man ihn nicht benutzte. Der Rückmarsch nach Pommern war freilich durch Tilly's Annäherung moti-

virt worden; allein der versagte Durchmarsch durch Cüstrin zeigte nur zu deutlich, was der König von einem der ersten Fürsten zu erwarten habe. Die kleineren Fürsten und die Masse der Protestanten fingen zwar an, die grosse Macht des Kaisers weniger zu fürchten; aber die beiden mächtigsten Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, welche der Befreiung den Ausschlag geben konnten, hatten eine völlig unklare Vorstellung ihrer eignen Lage, liessen sich durch kleinliche Berücksichtigungen von ihren Räthen irre führen, und waren gänzlich ausser Stande, zum Bewusstsein ihrer Verhältnisse zu gelangen. Daher kam die sonderbar verwickelte Politik, die Arnim dem Churfürsten von Sachsen eingab, die eben so sonderbaren Propositionen desselben an seine Stände in Torgau, und das Resultat der Berathungen der nach Leipzig zusammen berufenen evangelischen Reichsstände, welches Alles die Geschichte jener Zeit zeigt.

Gustav Adolph hatte zwar seiner eignen Erhaltung wegen den Krieg anfangen müssen; allein seine Sache hing mit den Angelegenheiten Deutschlands auf das Genaueste zusammen. In diesem Lande muste er seinen Feind aufsuchen und zugleich das grosse Werk der Vertheidigung seines Glaubens und der germanischen Freiheit vollbringen. In jeder Beziehung verdiente er bei seiner Ankunft die grösste Theilnahme, allein sie wurde ihm nur von den Niedrigen und minder Mächtigen zu Theil. Solch ein Unglück ist es, wenn in einer verhängnissvollen Zeit die grösste Macht sich in schwachen Händen befindet, und wenn die Be-

herrscher allein nicht ihr Zeitalter begreifen können, während es von Jedermann begriffen wird! Es ist in Wahrheit ein Glück gewesen, dass Gustav Adolph nicht durch alle die ihm widerfahrenen Unbilden von Seiten der Churfürsten, die ihn gleich anfänglich baten, wieder umzukehren und nach Schweden zu gehn, durch die ihm verweigerte Anerkennung seiner seit zwanzig Jahren bestandenen königlichen Würde, durch den kalten Empfang der ersten Fürsten und durch den verweigerten Durchmarsch nicht dermassen empört worden ist, dass er den Vorsatz gefasst hat, lediglich an der nördlichen Küste sich fest zu setzen und das übrige Deutschland seinem Schiksal zu überlassen; und es bezeichnet den hohen Standpunkt, auf welchen er sich zu stellen wuste, wenn er sein grossartiges Unternehmen nur um der Sache selbst willen, nicht aber wegen der dabei betheiligten Hauptpersonen fortsetzen wollte, welche eigentlich seine Theilnahme gar nicht verdienten.

Ein einziger Umstand imponirte den beiden Churfürsten, so wie den Räthen der Reichsstände, nämlich der zwischen Schweden und Frankreich abgeschlossene Allianz-Tractat. Sie ersahen hieraus, dass die Absichten und Unternehmungen des Königs von Schweden ein grösseres Interesse für Fremde haben konnten, als sie aus Kurzsichtigkeit selbst daran nahmen, und hatten für den zu erwartenden fremden Beistand einen grösseren Respect, als für den eignen, den sie ihrer Pflicht gemäss Gustav Adolph und eben dadurch ihrem Vaterlande leisten sollten. Dies erweckte sie

vielleicht zu bedachtsamerer Würdigung der Sache, und schien ihnen ein Schutzmittel für die über Alles (ob mit Recht? möchte man bei näherer Prüfung bezweifeln) gefürchtete kaiserliche Macht zu sein. Weit scharfsinniger und seinen Zwecken gemäss war die Politik des Kaisers beschaffen, welcher nicht sonderlich auf die Reclamationen des Churfürsten von Sachsen achtete, sondern in allen Verhältnissen sein Ziel im Auge behielt, und dasselbe vielleicht erreicht haben würde, wenn Gustav Adolph ihm nicht entgegen getreten wäre.

Durch den mit Frankreich auf fünf Jahre geschlossenen Allianz-Tractat machte sich der König von Schweden verbindlich, eine Armee von 30,000 Mann Infanterie und 6000 Pferden auf seine Kosten zu erhalten. Der Abschluss der bereits seit geraumer Zeit angefangenen Verhandlungen, erfolgte den 13. Januar 1631 alten Styls zu Bärwalde in der Neumark.

Nach der Eroberung von Demmin und der Uebergabe von Colberg, welche endlich erfolgte, hatte der König Gustav Adolph alle von den Kaiserlichen besetzten Orte, ausser der befestigten Stadt Greifswalde, in seiner Gewalt, und konnte für Pommern, falls er sich entfernen musste, ausser Sorgen sein, wenn es möglich war, ein Corps zu Besetzung dieser Provinz zurück zu lassen. Er versammelte daher die pommerschen Landstände, und schlug ihnen vor, 10,000 Mann Infanterie und 3000 Mann Kavallerie anzuwerben und zu ihrem eignen Schutz zu unterhalten, damit er das Land nicht länger durch seine Truppen be-

schweren möge. Als Aufmunterung liess er ihnen eine dem kaiserlichen Obersten Hatzfeld ausgestellte Verschreibung von 130,000 Thalern, welche sie demselben hatten einhändigen müssen, und welche mit mehreren Depeschen aufgefangen war, zurückgeben. Die Stände dankten dem König und versprachen, den ihnen gemachten Vorschlag sofort auszuführen.

Nun konnte der König an andere Entwürfe denken, und, wenn er wollte, dem Feinde nach Mecklenburg entgegen gehn, wozu er auch alle Anstalten treffen liess. Vielleicht hätte ein General von mindern Talenten diesen scheinbar sichersten Weg eingeschlagen. Allein Gustav Adolph scheint tiefer liegende Gründe gehabt zu haben, nach welchen er den Feind auf den Gedanken bringen wollte, als ob er Pommern nicht zu verlassen wage, um darauf längs der Oder vorzugehn, und vielleicht in die kaiserlichen Erbstaaten zu dringen, es sei denn, dass wichtigere Umstände ihn nach einer andern Richtung fortziehn möchten. Es ist möglich und wahrscheinlich, dass die zweideutigen Gesinnungen des Churfürsten, seines Schwagers, und vorzüglich die des Churfürsten von Sachsen, ihn in der Folge von dieser Operationslinie, und endlich andere Veranlassungen, die wir zu seiner Zeit examiniren wollen, ihn ganz von jener ersten Idee abgebracht haben, deren Ausführung zu entscheidenden Resultaten hätte führen können. Genug, vorerst kehrte der König nach Stettin zurück und liess, dem Anschein nach, den Feind aus den Augen, welcher sich damit begnügte, eine Stellung zu wählen, aus welcher

er den Schweden zuvorkommen könnte, sei es, dass sie sich abermals nach Mecklenburg wenden, oder in die Mark Brandenburg eindringen wollten. Tilly marschirte daher nach der Gegend von Ruppin. Aus welcher Ursache er nicht vielmehr nach Pommern sich gewandt, und Gustav Adolph angegriffen oder wenigstens fest gehalten hat: dazu mögen vielerlei Gründe vorhanden gewesen sein, da es ihm an Mitteln gefehlt haben kann, und er auch die in seinem Rücken liegenden Länder im Zaum halten musste.

Unterdess hatte Gustav Adolph zwischen Schwedt und Vierraden eine Stellung genommen, in welcher er wahrscheinlich weiter nichts als die Entwickelung der feindlichen Bewegungen abwarten wollte. Sie war zu stark, als dass der Feind sie forciren konnte, und Tilly, nachdem er sie hatte recognosciren lassen, stand gänzlich von einem solchen Vorhaben ab.

Bei der augenblicklichen Unmöglichkeit, den König von Schweden anzugreifen und in Pommern zu überwältigen, und vielleicht bei der Dringlichkeit anderer Umstände und dem Bedürfniss, irgend einen grossen Waffenplatz zu besitzen, vielleicht auch, um durch eine Diversion seinen Gegner von Schlesien abzuziehn, marschirte Tilly jetzt nach der Elbe zurück, um ernstlich zur Belagerung von Magdeburg zu schreiten. Sobald der König Gustav Adolph dies erfahren hatte, setzte auch er sich in Bewegung, und rückte gegen Frankfurt an der Oder am 25. März 1631 vor.

Diese Stadt war in keinem sonderlichen Vertheidigungszustande, hatte jedoch eine Besatzung von

8000 Mann unter Commando des Feldmarschalls Grafen Schaumburg. Den 27. März langte der König vor dem Ort an und nahm am folgenden die feindlichen Verschanzungen in Augenschein, welche an den nächstfolgenden Tagen angegriffen wurden. Den 4ten April waren die Trancheen so weit gediehen, dass eine Bresche bei dem Gubener Thor gelegt werden konnte, und unerachtet der König den Sturm bis auf den folgenden Tag aussetzen wollte, so wagte dennoch ein einzelner Officier *), mit einigen Leuten, den Feind durch jene Bresche anzugreifen. Dies gelang, und der König liess nun mehrere Truppen nachrücken. Das Thor wurde geöffnet und, mit einem Wort, der Ort, trotz des Widerstandes des Feindes, mit Sturm weggenommen. Der Feind wollte sich über die Oderbrücke retten, wurde jedoch grösstentheils gefangen oder niedergemacht, und verlor über die Hälfte der Besatzung. Indess scheint es, als ob mehrere der Flüchtlinge, worunter zwei Generale, entkommen konnten. Dies ist deshalb auffallend, weil die schwedische Armee auf beiden Oder-Ufern vorgegangen war; indess ist hierüber nirgend eine nähere Auskunft zu finden. Die Fliehenden müssen sogar so viel Zeit gehabt haben, einen Theil der Brücke hinter sich abzubrechen, oder, wie es nach andern Nachrichten heisst, anzuzünden, da die Schweden ihnen deshalb nicht folgen konnten.

*) Ein Lieutenant Auer, aus Sachsen gebürtig. Der König belohnte ihn ausserordentlich durch Beförderung und Geschenke. S. *Histoire* u. s. w. *de Mauvillon*, woselbst der Hergang dieses Sturms umständlicher erzählt wird. p. 293.

Diese Eroberung war wegen der gefundenen Kriegs- und andern Vorräthe ohne Zweifel wichtig, am wichtigsten aber war dieselbe durch die Lage Frankfurt's an einem grossen Fluss, welche Vortheile von Bedeutung werden konnten, da die weitern Operationen nicht voraus zu sehn waren.

Der König erlaubte hier die Plünderung während drei Stunden, zur Wiedervergeltung der durch den Feind in Neu-Brandenburg verübten Excesse. Schade nur, dass es Einwohner traf, die mit den Neubrandenburgern wahrscheinlich gleiche Ansichten und Ueberzeugungen theilten. Vielleicht möchte diese Strafe unterblieben sein, wenn der Churfürst von Brandenburg der Alliirte Gustav Adolph's gewesen wäre. Endlich steuerte der König selbst dem Plündern, allein nun brach eine Feuersbrunst aus, welche nur mit Mühe gedämpft werden konnte.

Der König theilte die Nachricht von der Eroberung Frankfurt's sogleich dem in Leipzig versammelten Convent der protestantischen Reichsstände mit, und sagte ihnen in seinem Schreiben unverhohlen, „er hoffe, „sie würden endlich die Augen öffnen, und für ihre „wichtigen Angelegenheiten irgend einen kräftigen Ent- „schluss fassen." Desgleichen schrieb der König an den Churfürsten von Sachsen, in derselben Absicht, indem er ihn zur Thätigkeit in seiner eignen, ihm unfehlbar am Herzen liegenden Sache aufforderte, und die Versicherung hinzu fügte: „dass er weder aus „Ehrgeiz, noch aus Vergrösserungssucht das Werk be-

„gonnen habe, sondern allein zu seiner eignen Sicher-
„heit und zum Schutz vieler Tausende." Wenn in der gewöhnlichen Politik solche Betheuerungen keinen besondern Werth haben, so verdienten sie doch dieses Mal eine Berücksichtigung, die ihnen auch zu Theil geworden sein würde, wenn der Empfänger nur der Mann gewesen wäre, um einen Gustav Adolph begreifen zu können.

An Gustav Adolph lag es wahrlich nicht, wenn die deutschen Fürsten nicht zur Erkenntniss der Lage, in welcher sie waren, und der Verhältnisse, in denen dieser Monarch zu ihnen stand, gebracht wurden, sondern seine deshalb angestellten Bemühungen beweisen nur, dass es ausserordentlich dunkel in ihren und ihrer Räthe Köpfen (wenn diese nicht böswillig gesinnt waren) aussehn musste.

Ein Zeugniss hiervon giebt der Historiograph Chemnitz, welcher selbst von dem König an den Convent in Leipzig geschickt wurde, aber nichts ausrichten konnte. Man behauptet, der Churfürst von Sachsen habe die Absicht gehabt, sich weder dem Kaiser, noch dem Könige von Schweden anzuschliessen, sondern beide Theile hinzuhalten, bis einer von ihnen das Uebergewicht erlangen würde, und er sich alsdann mit dem siegreichen Theil mit Vortheil verbinden könne. Diese Art von Politik war die schlechteste, die er wählen konnte.

Die Eroberung Frankfurt's, hatte übrigens Tilly in seinen Entschlüssen, wie es scheint, wankend ge-

macht, denn er war darauf von der Elbe aufgebrochen und bis Jüterbogk marschirt, hatte seine Avantgarde auch bis Saarmund und Mittenwalde vorgeschoben. Der König Gustav Adolph hingegen hatte seinem ersten Vorhaben gemäss sich gegen Landsberg gewandt, um wahrscheinlich den ungehinderten Uebergang über die Warte und dadurch eine kürzere Gemeinschaft mit Pommern zu erhalten. Um aber während seiner Entfernung von der Oder für den Besitz von Frankfurt gesichert zu bleiben, hatte er diesen Ort in tüchtigen Vertheidignngs-Stand setzen und mit einer hinreichenden Garnison versehen lassen, auch den schon bekannten Obersten Leslié zum Commandanten desselben ernannt. Tilly fand sämmtliche Anstalten zu bedeutend, um ohne Nachtheile für ihn überwunden zu werden, und hielt es für das Sicherste, die Belagerung von Magdeburg zu verfolgen, wodurch der König von Schweden von der Ausführung seiner anderweitigen Entwürfe abgezogen werden könnte. Gustav Adolph scheint dagegen darauf gerechnet zu haben, insofern Magdeburg sich nur noch einige Zeit halten könne, andere Operationen auszuführen, durch welche Tilly an der Eroberung dieser Festung unfehlbar werde gehindert werden. Er schrieb deshalb an den Administrator und die Stadt, theilte ihnen die Erstürmung Frankfurt's mit und sagte ihnen, sie möchten es sich nicht befremden lassen, wenn er aus wichtigen Ursachen Anstand nähme, Magdeburg sogleich zu entsetzen. Sie möchten vielmehr sich tapfer wehren und sich darnach einrichten, dass ihm, bis er ihnen zu Hülfe kom-

men könne, nur noch ein Paar Monate Zeit gelassen würden u. s. w." *) In zwei Monaten konnte sich wohl ohne Zweifel viel zugetragen haben.

Der König marschirte also nach Landsberg an der Warte, welcher Ort eine starke Besatzung hatte. Ausserhalb der im Thalufer gelegenen Stadt befand sich eine Schanze, von deren Erhaltung die des Orts abhängig war. Diese Redoute wurde zuerst beschossen, und alsdann im Rücken angegriffen, auch ein Ausfall abgeschlagen, worauf sich die Besatzung den 15. April ergab und freien Abzug unter der Bedingung erhielt, in acht Monaten nicht wieder zu dienen. Hätte Magdeburg nun noch die von Gustav Adolph gewünschte Zeit sich halten können, wie ihm wahrscheinlich zu sein geschienen hatte, so würde der Krieg eine völlig andere Wendung haben nehmen müssen. Allein hiergegen traten ihm unglücklicher Weise die Gesinnungen der beiden Churfürsten und ihrer Räthe entgegen, und es musste sogar gefährlich scheinen, solche Fürsten und Länder im Rücken liegen zu lassen. Gustav Adolph's Plan gegen die Erbstaaten des Kaisers musste daher aufgegeben, und nun also der Entsatz von Magdeburg zum unmittelbaren Operations-Objekt werden. Er schrieb deshalb nach der Wegnahme von Landsberg nochmals nach Magdeburg, forderte die Einwohner zum kräftigen Widerstand auf und sagte ihnen: „sie möchten sich nur noch drei Wochen halten," weil er dann zu ihrer Hülfe zu erscheinen hoffe. Aber auch dies hatte Schwierigkeiten, wiewohl keineswegs

*) Chemnitz, 1r Thl., p. 132.

solche, die in der Natur der Sache lagen, sondern nur solche, welche in den Ansichten der beiden Churfürsten und ihrer Räthe gegründet waren.

Der König von Schweden trat von Frankfurt an der Oder seinen Marsch nach der Mark in den letzten Tagen des Monats April an, und traf den 1. Mai mit 10 Regimentern Infanterie und seiner ganzen Kavallerie bei Cöpenik ein. Er verlangte von dem Churfürsten von Brandenburg die Einräumung der Festungen Spandow und Cüstrin, ehe er zum Entsatz von Magdeburg weiter rücke, und es ist ihm nicht zu verdenken, dass er in einem weder freundlich, noch neutral gesinnten Landen sich den Rücken decken und einigermaassen festen Fuss fassen wollte. Dieses Verlangen verursachte indess grosse Schwierigkeiten, Debatten und Discussionen. Sogar eine Zusammenkunft brachte keine Uebereinkunft zu Stande, und Gustav Adolph wolte nach Cöpenik zurückgehen, wurde jedoch dringend von der Churfürstin nach Berlin eingeladen, wohin die Armee folgte. Erst nach drei Tagen, und nachdem der König endich einige derbe Worte geäussert hatte, besann sich Georg Wilhelm und sein Minister Graf Schwarzenberg, und willigte in die Besetzung von Spandow bis nach dem Entsatz von Magdeburg.

Höchst merkwürdig war dies Zögern in einer Sache, die uns ganz einfach beschaffen zu sein dünkt, und nur durch eine sonderbare Furcht vor der Macht des Kaisers entstellt werden konnte, um das Gefühl der Unterdrückung geringer zu achten, als die Hoffnung auf ein gerechte und kräftige Hülfe.

Die schwedische Armee rückte nunmehr über Spandow und Potsdam vor, wo sie den 6. Mai eintraf, und die kaiserlichen Truppen räumten Brandenburg, Zerbst, Rathenow und andere Orte.

Um die Elbe zu passiren, musste der König eine der vorhandenen Brücken bei Dessau, oder bei Wittenberg wählen, weil Schiffe zu einer Brücke nicht anders als mit vielen Umständen zusammenzubringen waren, da der Feind sich ihrer bemächtigt hatte, und er keine dergleichen mitführte. Ausserdem konnte er die Gegend über Möckern und unterhalb Magdeburg deshalb nicht wählen, weil sie gänzlich verwüstet war. Endlich erachtete der König den Besitz eines festen Postens an der Elbe für unumgänglich nothwendig, um aus Sachsen seine Subsistenz-Mittel ziehen zu können, und weil der Churfürst von Sachsen bisher noch zweideutige Gesinnungen zu haben schien, so kann es Gustav Adolph nicht verdacht werden, wenn er nicht aufs Gerathewohl über die Elbe gehen wollte, da bei einem immer möglichen Unfall der Churfürst sich wohl gar gegen ihn erklären konnte. Dies vorausgesetzt, und seine Entschlüsse erscheinen völlig motivirt, obgleich es vielleicht möglich gewesen sein möchte, durch drei bis vier starke Märsche über Dessau gegen Magdeburg vorzudringen und den Feind sofort anzugreifen, unterdessen aber einen Brückenkopf bei Dessau anzulegen, und so der Catastrophe vom 10. Mai zuvor zu kommen *). Indess ist es wahrscheinlich, dass der König

*) Hierzu wäre jedoch eine grosse Eile und Umsicht nöthig gewesen, um, so wie die schwedische Armee nach Spandow vorging, sogleich ein starkes

voraussetzte, die belagerte Festung werde wenigstens noch einige Wochen Widerstand leisten.

Der Besitz von Wittenberg, auf den es jetzt ankam, setzte eine neue Unterhandlung mit dem Churfürsten von Sachsen voraus, und unerachtet der König demselben die unumgängliche Nothwendigkeit seines Antrags in einem Schreiben auseinandersetzte, wenn er dem wichtigen Magdeburg zu Hülfe kommen sollte, endlich auch nur den blossen Durchmarsch durch Wittenberg und Verpflegung gegen baare Bezahlung verlangte, so war doch der Churfürst durchaus zu keiner Einwilligung zu bewegen. Er sah und hörte nichts, als die kaiserliche Macht, und übersah die Nachtheile, die sein Beschluss über ihn selbst und die evangelischen Reichsstände herbeiführen konnte. Umsonst versuchte Gustav Adolph in einem zweiten eigenhändigen Schreiben, den Churfürsten auf andere Gedanken zu bringen und ihm die Verantwortlichkeit bemerklich zu machen, die er auf sich lade. Die Idee, zwischen dem Kaiser und dem König von Schweden eine Art von Gleichgewicht zu seinem eigenen Vortheil zu halten, hatte sich in dem sächsischen Cabinet fixirt. Hierüber in hohem Grade unwillig, äusserte endlich Gustav Adolph, dass, weil die Leute in ihr Unglück selbst sich stürzen wollten, er sich nach Pommern zurückziehen werde.

Aber die Kurzsichtigkeit und Beschränktheit der

Kavallerie-Detachement nach Dessau zu schicken, um dadurch die Ruinirung der Brücke zu verhindern, welche, nachdem die Armee bis Potsdam vorgerückt war, durch ein in Zerbst gestandenes kaiserliches Cavallerie-Detachement zerstört wurde.

Politik seiner Zeitgenossen, die er übersah, konnte diesen grossen Kopf nur auf einen Augenblick zum Zorn reizen. Die Idee, für die er lebte, und von der er erfüllt war, ragte in ihrer Grösse über seine gerechte Aufwallung empor, und er rief nach einem kurzen Stillschweigen aus: „Nein! wenn des Nachbarn Haus brennt, so muss man es löschen. Magdeburg, und mit ihm vielleicht der Rest der deutschen Freiheit werden darüber zu Grunde gehn!" Der König beschloss nun, längs der Havel vorzurücken, um der bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen.

Allein dies war nicht mehr möglich, denn während jener Verhandlungen traf die Nachricht von der Erstürmung Magdeburg's ein. Der Hergang der Belagerung und der unglückliche Ausgang derselben sind bekannt. Das Unglück selbst hätte aber wenigstens noch einige Zeit abgewendet werden können, wenn die Garnison, die zum grössten Theil aus der Bürgerschaft bestand, in ihrer Wachsamkeit nicht nachgelassen hätte, unerachtet die Aussenwerke verloren waren. Allein der Mangel an Ordnung in dieser Miliz, und Unzufriedenheit über die ungleich vertheilte Last des Dienstes; die grosse Abspannung durch unaufhörliche Anstrengungen der nicht viel über 2000 Mann starken Garnison; der Mangel an Aufsicht über die einzelnen Posten und über die ohnehin ungern gehorchenden Bürger, endlich die Sorglosigkeit, in welche sie durch das vor dem Sturm hergehende Parlamentiren, durch das Aufhören des feindlichen Geschützfeuers und durch das Zurück-

führen der Geschütze geriethen, indem sie an die Annäherung eines Entsatzes glaubten: dies Alles zusammen genommen führte ihr Unglück herbei, als der Feind einen unbewachten Theil des Walles erstieg, und hiermit Magdeburg verloren war. Lange hätten sie sich allerdings nicht mehr halten können, da es ihnen an Munition fehlte. Die Bemerkungen, welche sich hieraus ergeben, sind für unsere Zwecke sehr beschränkt, und gehen aus Vorstehendem von selbst hervor. Wenn übrigens die grausame Behandlung Magdeburg's die Wuth des damaligen Kriegs bezeugt, und zum immerwährenden Vorwurf für den General Tilly gereicht, so bleibt sie zugleich ein Beweis, wie wenig derselbe dabei den eignen Vortheil des Kaisers, seines Herrn, berücksichtigte, und wie kurzsichtig das Lob war, welches er sich selbst deshalb beilegte, „dass seit der Zerstörung Troja's keine solche Verwüstung stattgefunden habe." Denn, wollte er Magdeburg ferner brauchen, so musste er wenigstens etwas für die Erhaltung einer solchen Stadt thun. Das Benehmen Tilly's ist daher nicht allein als unmenschlich, sondern auch als unweise zu betrachten, und setzt ihn in der Erinnerung als Heerführer doppelt herab. Es mag ein frommer Glaube sein, dass dieser General von hier an kein Glück weiter gehabt habe; gewiss aber bleibt es, dass, wer einer blinden Wuth Gehör geben kann, eben nicht die Eigenschaften hat, dem Nachdenken und dem weisen Ermessen der Umstände Gehör zu geben.

Wie gross der Eindruck war, den der Fall von

Magdeburg hervorbrachte, wird dadurch ersichtlich, dass Gustav Adolph sich veranlasst fand, eine Bekanntmachung zu erlassen, in welcher er den Hergang der Sache und die Hindernisse schildern liess, die ihn abgehalten hatten, der bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen.

Nun sollte er auch Spandow wieder räumen, welches auf seine weitern Operationen einen nachtheiligen Einfluss haben konnte, da ihm ein fester Punkt gefehlt haben würde, auf den er sich hätte zurückziehen können, im Fall das Glück ihm den Rücken wendete. Anfänglich war er dazu, obgleich mit grossem Widerwillen, entschlossen. Indess versuchte er mit dem Churfürsten zu unterhandeln. Da aber seine Vorstellungen fruchtlos blieben, so erklärte er endlich, dass er Spandow zwar übergeben, alsdann aber den Churfürsten feindlich behandeln würde, und rückte vor Berlin. Gustav Adolph sagte dem an ihn geschickten Vermittler: „ich will nicht schlechter behandelt sein, als die Kaiserlichen, die der Churfürst gut aufgenommen, und denen er Alles bewilligt hat. Ich verlange nichts, als Sicherheit, Lebensmittel und eine mässige Geldsumme. Hiervon werde ich nicht abgehen, und der Churfürst mag sich sofort entschliessen, ob er mein Alliirter sein, oder Berlin geplündert sehen will." Dies hatte die erwünschte Wirkung, indem nach einigen Discussionen ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem der Churfürst monatlich 30,000 Thaler zu zahlen versprach, und Spandow den Schweden einräumte, auch sonst noch manche Vergünstigungen zugestand.

Gustav Adolph war hiermit sehr zufrieden, kam selbst nach Berlin, und befahl bei seiner Rückkehr seiner Artillerie, ein Freudenfeuer zu veranstalten. Unglücklicherweise hatten einige Artilleristen gegen den ihnen gegebenen Befehl vergessen, die Kugeln aus ihren Geschützen zu ziehen, so dass ein Paar dreissigpfündige Kugeln durch die Dächer und durch die Häuser fuhren, ohne jedoch einen Menschen zu beschädigen. Der König liess diese Unvorsichtigkeit aufs Beste entschuldigen, und marschirte darauf gegen Spandow. Dieser Vorgang zeigt, auf welche Art Gustav Adolph hätte verfahren müssen, wenn er die Macht dazu gehabt hätte, um seine heilsamen und ruhmwürdigen Absichten für Deutschland auf einem kürzeren Wege durchzusetzen. Es bleibt daher höchlich zu bedauern, dass der König nicht eine weit stärkere und hinreichende Armee hatte, um mit Zwang in Sachsen und in Brandenburg das zu erlangen, wozu ihn jetzt nur der langsame Gang der Unterhandlungen führen konnte. Dieser Monarch und Feldherr war ganz dazu geeignet, unter den Kraftlosen kraftvoll aufzutreten, und seine Zwecke ebenso zu verfolgen, ohne sich an unbedeutende Reclamationen zu kehren. Vor Berlin machte er die Erfahrung, wie viel ein mit Festigkeit gesprochenes und durch die Anwesenheit einer hinlänglichen Macht unterstütztes Wort ausrichten konnte, und es bedarf keiner Frage, ob er bei dem klaren Bewusstsein seiner rechtlichen Zwecke nicht schon früher, oder auch später davon Gebrauch

gemacht haben würde, wenn dies möglich gewesen wäre.

Jetzt trat der Zeitpunkt ein, dessen Geschichte es recht klar macht, dass das protestantische Deutschland ohne Gustav Adolph verloren gewesen sein würde, weil demselben ein Vereinigungs-Vermittler gefehlt haben würde. Dies sah zwar Niemand völlig ein, und es scheint, als ob die betheiligten Parteien bewusstlos durch die eintretenden Ereignisse, welche sogar der Kaiser (wiewohl gegen seinen Willen) beförderte, einem ihnen unbekannten Ziel entgegengeführt worden wären. Aber dies zu erreichen, würde ihnen unmöglich gewesen sein, wenn Gustav Adolph, durch selbstsüchtige Absichten geleitet, und durch die kurzsichtige Abneigung der ersten Fürsten missmüthig gemacht, seine Unternehmungen in das Innere von Deutschland hätte aufgeben wollen. Er hätte, nachdem er bis in die Mark Brandenburg vorgedrungen war, sich füglich auf Beobachtung des Feindes beschränken, den Krieg so lange als möglich von den Küstenländern der Ostsee abhalten, und die eigentliche grosse Angelegenheit Deutschlands ihrem Schicksal überlassen können. Allein eine Hauptbedenklichkeit trat dazwischen, und machte es ihm zur Gewissenssache, die Aufrechthaltung der evangelischen Religion nicht fallen zu lassen. Er übersah das Benehmen des Churfürsten von Sachsen, und dies war Deutschlands grösstes Glück. Es ist merkwürdig, welche Verwirrung in den Vorstellungen der mächtigsten Fürsten ausser Gustav Adolph damals herrschend waren, und

wie sogar brandenburgischer Seits es als ein Entschuldigungsgrund wegen der geschlossenen Allianz mit dem König von Schweden angeführt wurde, dass der Kaiser die Mark nicht gegen den König geschützt habe, und also der Churfürst sich habe müssen mit ihm vergleichen. Die barbarische Behandlung der Provinz, die bedrohte Existenz gab wirklich ganz andere Gründe an die Hand.

Der Kaiser that nunmehr, durch das Magdeburger Ereigniss, als einen die Protestanten abschreckenden Beweis seiner Macht, veranlasst, Schritte, welche durchaus dazu geeignet waren, diese Religionsverwandten aus Noth zur Einigung zu bringen, und sie eben dadurch den Absichten Gustav Adolph's geneigt zu machen. Er cassirte die Beschlüsse des Leipziger Convents, welche nur noch eine gewisse Mittelstrasse zur Selbsterhaltung hielten, ohne feindlich gegen die kaiserliche Macht aufzutreten; er befahl seinem General Tilly, die ungehorsamen Länder mit Feuer und Schwert zu verwüsten, ihre geworbenen Truppen aufzulösen, und grosse Contributionen beizutreiben. Dies geschah im Bisthum Bremen, in Würtemberg, mit den Reichstädten Ulm und Nürnberg. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wurden schwer bedroht, und Tilly's Absicht ging dahin, entweder ihre Truppen mit den seinigen zu vereinigen, oder sie zu entwaffnen und ihre Länder zu verheeren. Dies musste sie zur Verzweiflung bringen. Der Landgraf von Hessen beantwortete die Anforderungen Tilly's mit Muth und schlug ihm dieselben ab. Glücklicher-

weise hinderten diesen General die folgenden Ereignisse, eine gründliche Rache zu nehmen. Der Churfürst von Sachsen, dem das Verfahren des Kaisers endlich die Augen einigermassen öffnete, und der seine Religionsverwandten und Bundesgenossen nicht zu schützen vermochte, berieth sich einstweilen mit seinen Landständen, welche er in der Mitte des Juni nach Dresden zusammenrief, während welcher Zeit mehrere Ereignisse Statt fanden, welche des Zusammenhangs wegen einer Erwähnung verdienen.

Da nach dem Uebergang von Magdeburg ein augenblicklicher Stillstand der Operationen eingetreten war, so ging der König Gustav Adolph nach Stettin. Hier erwartete ihn ein russischer Gesandte, der ihm über den Fortgang seiner Waffen Glück wünschen, die freundschaftlichen Verhältnisse Russlands mit Schweden fester knüpfen und zugleich ein Hülfscorps anbieten sollte. Der König nahm ihn sehr wohl auf, lehnte jedoch das letztere ab und entliess den Gesandten reich beschenkt. Auf alle Fälle konnte ihm das gute Vernehmen mit Russland nicht anders als sehr angenehm sein. Zu gleicher Zeit traf auch die Nachricht ein, dass endlich Greifswalde capitulirt, und die Garnison gegen freien Abzug nach Loitz habe marschiren wollen. Bemerkenswerth ist es, dass der eigentliche Commandant, Oberst Perusi, bereits einige Tage vorher, als er einem schwedischen Kavallerie-Detachement in Person entgegenrückte, in die Gefangenschaft gerieth, dass hingegen die abgezogene Gar-

nison, anstatt nach Leitz, nach Havelberg marschiren wollte, von einem schwedischen Obersten Hall aber, wegen dieser Abweichung von der Capitulation, eingeholt und desarmirt, dann aber unter die schwedischen Truppen gesteckt wurde. Hierüber war der König sehr aufgebracht, und befahl, den Rittmeister, welcher die Escorte der kaiserlichen Truppen commandirt hatte, „todt, oder lebendig" in das königliche Hauptquartier zu liefern. Derselbe entfloh jedoch und entging der Rache des Monarchen. Hieraus scheint sich zu ergeben, dass der König den Aufwallungen des Jähzorns unterworfen war, wiewohl er denselben selten zum Ausbruch kommen liess. Dagegen mussten auf seinen Befehl alle Soldaten dieser Garnison, die nicht freiwillig im schwedischen Dienst bleiben wollten, sogleich entlassen werden. Auch nahm der König Greifswalde in Augenschein. Pommern konnte dieser Monarch nunmehr für völlig sicher gestellt halten. Dagegen liess er Brandenburg fortificiren, und bestimmte diese Stadt zum Versammlungsort der Armee, bei welcher bisher nichts von Bedeutung vorgefallen war, ausser dass von schwedischer Seite einige glückliche Handstreiche auf Werben, Havelberg und Burg, und von kaiserlicher Seite auf Cottbus ausgeführt wurden.

Im Verfolg seiner Absicht marschirte Tilly, nach der vertheidigungsfähigen Instandsetzung Magdeburgs, den 3. Juni aus der dortigen Gegend ab, um die protestantischen Reichsstände in Thüringen zu beseitigen.

das heisst, sie zu entwaffnen und die Länder auszuplündern.

Die Erbitterung des Landvolks zeigte sich bei dieser Gelegenheit gegen die Traineurs, welche ohne Weiteres todtgeschlagen wurden. Dies musste das Land und insbesondere die Stadt Frankenhausen schwer entgelten. Erfurt, ein wichtiger Ort für jeden der kriegführenden Theile, versagte Tilly die Oeffnung der Thore, und Gewalt wollte er diesmal nicht gebrauchen, vermuthlich, weil die Stadt gut vertheidigt werden konnte, und weil es ihm an Mitteln fehlte, sie anzugreifen, vielleicht auch, weil eine Belagerung zu viel Zeit gekostet haben würde. Von hier schickte er, auf die kecke Antwort des Landgrafen von Hessen, einige Detachements nach Schmalkalden, Vach, Salzungen und Kreuzburg, die jedoch nichts Bedeutendes ausrichteten. Endlich trafen Nachrichten über die schwedische Armee ein, welche Tilly's Expedition nach Thüringen ein Ziel setzten.

Der König Gustav Adolph hatte nämlich seine Armee bei Brandenburg zusammengezogen, und, wie der Erfolg zeigte, beschlossen, unterhalb Magdeburg über die Elbe zu gehen. Die Ursachen zu dieser Bewegung konnten vielleicht darin liegen, dass der König nicht aufs Neue eine fruchtlose Unterhandlung wegen des Durchmarsches durch Wittenberg veranlassen mochte, dann aber auch voraussetzte, dass Tilly jetzt sich genöthigt glauben werde, nach Sachsen zurückzugehen. In diesem Fall nun musste der Churfürst sich schlechterdings entweder für den Kai-

ser, oder für ihn erklären, und es lässt sich voraussetzen, dass der König von der Dringlichkeit seiner Sinnesänderung unterrichtet gewesen sein wird. Um nun die Unentschlossenheit jenes ersten Churfürsten des Reichs eher entschieden zu sehen, als der König Sachsen betreten durfte, konnte ein mässiger Umweg nicht viel schaden, die Elbe war überschritten, und ein weiterer Vormarsch nach Sachsen mit keinen bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Ausserdem näherte sich der König seinen Verstärkungen und erleichterte denselben dadurch die Vereinigung mit seiner Armee, indem er ihnen die Uebergänge über die Havel frei machen konnte.

Am 28. Juni unternahm der König, von Brandenburg aus, mit seiner ganzen Kavallerie und 2000 Mann Infanterie eine grosse Recognoscirung gegen die Elbe und marschirte den folgenden Tag bis Jerichow. Von hier aus ging er bis Magdeburg gegenüber vor, während sich die kaiserlichen Truppen unter dem Grafen Pappenheim sogleich von Burg bis Magdeburg zurückzogen. Gustav Adolph recognoscirte die Elbe stromabwärts, liess einige Truppen übersetzen und Tangermünde wegnehmen, das Schloss besetzen und Stendal, Arneburg, wie auch Werben mit kleinen Commando's in Besitz nehmen, endlich aber bei Tangermünde alle Schiffe zusammentreiben und dort eine Brücke über die Elbe schlagen. Den 3. Juli marschirte die Armee über dieselbe und nahm unterhalb der Stadt ein Lager. Die kaiserlichen Besatzungen in den eben genannten Städten waren sämmtlich gefangen genommen worden, und wurden nun in

das Hauptquartier transportirt. Als der König heraustrat, fielen sie auf die Knie und baten um Gnade. Dies war der Denkungsart Gustav Adolph's jedoch sehr zuwider, und er befahl ihnen daher mit ernster Miene aufzustehen. „Ich bin kein Gott", sagte er, „vor dem allein Ihr Euch niederwerfen müsst." „Aber", setzte er noch hinzu: „Ihr habt Euch wie Strassen-„räuber in dem Lande aufgeführt und hättet den Gal-„gen verdient, allein Euch soll das Leben geschenkt sein."

Mittlerweile erhielt der König die Nachricht, dass die feindliche Armee sich nähere, und wählte deshalb eine andere vortheilhaftere Stellung bei Werben, welche er besonders zu einem festen Posten geeignet fand. Er benutzte die dortigen Elbdämme als Verschanzungen, liess sie vollends dazu einrichten und nahm hinter denselben das Lager. Die Schiffsbrücke wurde von Tangermünde dorthin gebracht, und in dem Winkel des Zusammenflusses der Elbe und der Havel wurde ein kleines Fort angelegt. Die Stadt Havelberg war jedoch noch vom Feinde besetzt und wurde daher den 9. Juli angegriffen, worauf der Feind dieselbe augenblicklich verliess, jedoch über 400 Mann an Gefangenen verlor. War es in Folge eines besondern Befehls, dass die kaiserliche Besatzung den Angriff abwarten musste, oder wurde die Stadt Havelberg als ein befestigter Ort betrachtet, so lässt sich ihr Verbleiben, wiewohl nicht ihre mangelhafte Vertheidigung, entschuldigen. Fanden aber solche Verhältnisse nicht Statt, so lässt sich nicht absehen, warum der commandirende Officier nicht weit eher, als

er angegriffen wurde, den unhaltbaren Ort verliess, da die Armee weit entfernt war, und er keine Hülfe zu erwarten hatte, gegen die feindliche Macht aber sich nicht halten konnte.

Tilly nahm seine Richtung auf Mansfeld, marschirte dann über Aschersleben und Magdeburg und langte den 17. Juli bei Wolmirstedt an. Die Kavallerie poussirte er weit vorwärts und besetzte die Orte Burgstall, Angern und Rheindorf mit drei Regimentern.

Vielleicht ist es dem geehrten Leser aufgefallen, dass Gustav Adolph nicht nur noch weiter rückwärts gegangen war, sondern eine feste Stellung gesucht, und mit Fleiss zur Vertheidigung eingerichtet hatte, als ob er den Feind stehenden Fusses erwarten wolle. Allein dieses hatte keinesweges seinen Grund in einem peinlichen Abwägen der strategischen und taktischen Vortheile und Nachtheile seiner Lage und seiner Position, sondern darin, dass der Feind bedeutend, und beinahe um die Hälfte stärker war, als er, dass er folglich bis zur Ankunft der bald zu erwartenden Verstärkung sich für eine jede Art von Insulten hüten musste, dennoch aber im Stande bleiben wollte, dem Feinde die Stirn zu bieten. Hierbei liess es der König nicht bewenden, sondern er wollte seinem Gegner durch offensive Unternehmungen sein Dasein auch fühlbar machen können. Dies letztere war dem Charakter des Königs gemäss, und sehr bald zeigte sich die Gelegenheit, eine Probe davon abzulegen.

Als nämlich Gustav Adolph erfuhr, dass der General Tilly drei seiner Kavallerie-Regimenter sehr

weit hatte vorgehen lassen, mochte es ihn vielleicht dünken, dass eine solche Dreistigkeit am besten dazu benutzt werden könne, den Feind zu belehren, dass er es keineswegs mit einem müssigen und schüchternen Gegner zu thun habe. Der König gerieth deshalb auf den Gedanken, jene feindliche Kavallerie anzugreifen, und damit zu eilen, um sofort von ihrer Ermüdung nach einem langen und fatiganten Marsch Vortheil ziehen zu können. Er zog daher ungesäumt ein Corps Kavallerie vorwärts bei Arneburg zusammen, und marschirte mit demselben noch den 17. bis Belgen; von hier schickte er Patrouillen gegen den Feind, und erfuhr desselben Tags, dass die feindliche Kavallerie sich bis auf 4 Meilen genähert habe. Um hierüber volle Gewissheit zu erhalten, sandte er abermals einen Staabsofficier mit einem Detachement zum Recognosciren aus, welcher Abends mit fünf Gefangenen zurückkam, und die gewisse Nachricht brachte, dass der Feind in den bereits genannten Orten stehe. Der König brach nun sogleich auf, und kam mit einbrechender Nacht vor Burgstall an, wo er sein Corps in drei Theile theilte, von denen der eine unter dem Rheingrafen Otto Ludwig auf Burgstall, und der zweite unter dem General Baudissin auf Angern losgehen sollte, während der König selbst mit der dritten Abtheilung zwischen beiden Orten vorrücken wollte.

Burgstall wurde überfallen, das dort stehende Regiment zerstreut, oder niedergehauen, die Bagage erbeutet.

Der König traf auf Rheindorf, und fand das dort

stehende schon allarmirte Regiment vor dem Dorf aufmarschirt. Er hatte nur 300 Pferde bei sich, aber er säumte nicht, sondern warf sich mit grösstem Ungestüm auf den Feind, rannte ihn über den Haufen, und trieb ihn in die Flucht. Bei dieser Gelegenheit gerieth Gustav Adolph abermals mitten in den Feind, wurde umringt, und würde entweder niedergehauen oder gefangen genommen worden sein, wenn er nicht durch einen Officier, Harald Stake, welcher nachher schwedischer Reichsrath wurde, befreit worden wäre. Die Dunkelheit schützte den Feind, der jedoch seine Bagage verlor. Der König liess das Dorf anzünden, um die Soldaten vom Beutemachen zurück zu halten. Der dritte Angriff, auf Angern, glückte ebenfalls vollständig. Der Feind verlor 300 Mann an Todten und eine grosse Anzahl Gefangener.

Der König hielt es für angemessen, den Feind nicht weit zu verfolgen, da abzusehen war, dass Tilly allarmirt werden würde, indem einige schwedische Truppen in der ersten Hitze bis gegen Wolmirstedt vorgedrungen waren. Er zog sich daher nach Belgen zurück, wartete aber noch den 18. in Stendal auf den Feind, und ging darauf wieder nach Werben.

Den Eindruck, den diese Auftritte auf den feindlichen General machen mussten, kann man sich einigermassen vorstellen, wenn man bedenkt, dass Tilly den König von Schweden zwar nicht, wie Wallenstein that, gering schätzte, doch aber der Meinung gewesen sein soll, dass es ihm an Kräften fehlen würde, den Krieg mit dem Kaiser auszuhalten. Nun sah er wenigstens, auf welche Art es Gustav anzufangen wusste,

sich zu vertheidigen, und musste von dem Leichtsinn, mit welchem er ihn beschuldigte, sich in den ungleichen Kampf eingelassen zu haben, eine angemessenere Vorstellung erhalten. Diese glänzende That bewies, wessen der junge feurige Monarch fähig war, dem man keine anderen Vorwürfe zur Last legen konnte, als dass er mit Aussetzung seiner Person zu freigebig war, ein Fehler, dessen man wenigstens keinen der damals lebenden Monarchen und regierenden Häupter bezüchtigen konnte.

Die Verwegenheit Gustav Adolph's, welche so viele seiner Thaten beweisen, ist ein Hauptzug seines Charakters, den man nicht aus dem Auge verlieren darf. Sein natürlicher Gemüthszustand war sanft, nachgebend, religiös und wohlwollend gegen alle Diejenigen, die ihm nahe standen. Selten nahmen Aufwallungen bei ihm überhand, und er vergass nicht leicht den Standpunkt, auf dem er als König stand. Man ist ihm daher eine desto grössere Aufmerksamkeit schuldig, und kann ihn nicht wie einen Anderen beurtheilen. Denn bei einem König ist die Verwegenheit nicht eine Pflicht, (wie sie es bei einem niedriger stehenden Anführer oft werden kann, der sich in der Nothwendigkeit sieht, seine Person hintan zu setzen), weil ein augenblicklicher einzelner und vielleicht kleiner Vortheil oder Gewinn im Kriege nicht die Verhältnisse aufzuwiegen vermag, in denen sich ein Monarch befindet. Was kann daher jenes Uebermass von persönlicher Tapferkeit bei Gustav Adolph anders gewesen sein, als eine natürliche Anlage zum Wohlgefallen an der Gefahr,

am Wagen, kurz am Kampf mit Allem, was die Selbstständigkeit eines Mannes bedrohen kann, ein Trotz gegen die Gefahr?

Mag es aber hiermit sein, wie es will, so bleibt wenigstens so viel gewiss, dass dies eine besondere, seltnere Eigenschaft, und vorzüglich bei denjenigen ist, die viel zu verlieren haben, und die dessenungeachtet in den Augenblicken der Anregung fähig sind, den Gewinnst ihrer Willenskraft höher zu achten, als alles Gut der Welt. Der Genuss, den eine solche Organisation der Seelenkräfte gewährt, mag ein anderer sein, als der, den gewöhnliche Sterbliche bei Uebung ihrer höhern Facultäten empfinden, und kann daher auch nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Wer steht uns aber dafür, dass die bloss calculirende Vernunft mehr als Stückwerk ist, das in den Augenblikken eines höheren Aufschwungs der Willenskraft verschwindet?

Offenbar vergass Gustav Adolph sich selbst um des Zweckes seiner That willen, und hierin liegt seine Rechtfertigung. Hieraus kam eben der Unternehmungsgeist, der ihn beseelte, die Kriegslust im höheren Verstande, die ihn zu Thaten aufrief. Ohne jene würden diese nicht geschehen sein, die gerechte Sache Deutschlands würde keinen Vertheidiger gefunden haben, und Schweden würde vielleicht niemals zur Erlangung und Entwickelung seiner Kräfte gekommen sein, durch welche dasselbe ein welthistorisches Interesse erreicht hat.

Nach dem Ueberfall der zu weit vorgeschobenen

Kavallerie, verliess Tilly das Lager von Wolmirstedt und rückte gegen Werben vor. Seine Absicht kann keine andere gewesen sein, als das erlittene Missgeschick durch ein grosses Gefecht wieder auszugleichen, und die schwedische Armee anzugreifen. Allein die Schwierigkeiten, die er vor sich fand, müssen ihm zu bedenklich geschienen haben, denn er begnügte sich mit einer Kanonade, und Gustav Adolph hatte sehr richtig geurtheilt. Es kam lediglich zu einigen Reiter-Gefechten, bei welchen sich die Anführer nach dem Beispiel des Königs äusserst der Gefahr aussetzten, aber auch sich durch kühne Thaten sehr auszeichneten. Vorzüglich wird der General Baudissin, und der nachher als Feldherr berühmt gewordene Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar genannt, von welchem Gustav Adolph bei dieser Gelegenheit eine günstige Meinung bekam. Es konnte nicht fehlen, dass in einer Armee, welche von einem so kühnen Heerführer commandirt wurde, der zugleich ihr Souverain war, sich nicht der Hang zur Kühnheit hätte verbreiten sollen. Denn der Einfluss des commandirenden Generals ist schon an sich sehr gross, folglich der eines Monarchen, welcher der Kriegsherr des Heeres selbst ist, noch weit grösser. Gustav Adolph hielt den Herzog Bernhard für fähig, und trug ihm auf, dem Landgrafen von Hessen beizustehen, und zu diesem Ende Werbungen anzustellen.

Da Tilly sein Vorhaben nicht ausführen konnte, so zog er sich nach Tangermünde und darauf nach Wolmirstedt. Seine Armee hatte durch Desertion

grossen Abgang. Der König von Schweden erhielt dagegen eine Verstärkung von 8000 Mann, welche mit der Königin, seiner Gemahlin, anlangten. Zugleich landete in Pommern der Marquis Hamilton mit 6000 Mann in England geworbener Truppen, die zwar nebst 4000 Schweden unter dem Feldmarschall Horn nach Schlesien geschickt wurden, allein dem König keine sonderliche Dienste leistoten. Sie waren am Ende der Campagne bis auf 1500 Mann theils auseinander gelaufen, theils durch Krankheiten aufgerieben worden, sehr indisciplinirt und wenig geübt. Ueberhaupt zerfiel das gute Verhältniss mit Carl I., da man dem Könige von Schweden mehrere völlig unannehmbare Vorschläge machte und ihn sogar zu Operationen nöthigen wollte, um den Churfürsten von der Pfalz wieder in seine Länder einzusetzen, wie die Geschichte jener Zeit dies vollständig schildert.

Dagegen erklärten die Herzoge von Mecklenburg sich jetzt öffentlich für Gustav Adolph, der dem General Tott auftrug, das Mecklenburgische von dem Feinde zu reinigen, welches derselbe auch nach einigen Gefechten bewerkstelligte. Der König begab sich hierauf nach Güstrow, war bei den angestellten Feierlichkeiten zugegen, und kehrte sodann nach Werben zurück. Hier kam der Landgraf Wilhelm von Hessen zu ihm, ein Fürst, den seine Entschlossenheit in der Geschichte der damaligen verhängnissvollen Zeit, sehr zu seinem Ruhm ausgezeichnet hat. Mit demselben schloss der König unterm 12ten August ein

enges Bündniss, worauf der Landgraf wieder in seine Staaten zurückkehrte.

Gustav Adolph hatte früher, sehr wahrscheinlich durch das Benehmen der protestantischen Reichsstände veranlasst, den schwedischen Reichsständen mehrere Punkte zur Berathung vorgelegt, worauf gegenwärtig ihr Gutachten einlief. Eine der Hauptfragen des Königs war: „Ob er, falls der Kaiser sich „zu einem Frieden geneigt zeige, damit sich begnü„gen könne, Pommern und Mecklenburg bei ihrer al„ten Freiheit erhalten zu sehen, oder ob er die Wie„derherstellung der evangelischen Religion verlangen, „und deshalb den Krieg fortsetzen solle." Hierauf erwiederten die Reichsstände, dass der König sich mit dem erstern begnügen könne, weil die Aufrechthaltung der evangelischen Religion eigentlich die Sache der betheiligten Stände sei. Diese merkwürdige, wiewohl nicht mit politischem Scharfsinn abgefasste Begutachtung gab dem Könige völlig freie Hand, und rührte von Glaubensgenossen her. Obgleich nun zwar sich keine Gelegenheit zeigte, einen solchen Rath befolgen zu können, so ist doch sehr zu bezweifeln, ob Gustav Adolph ihn befolgt haben würde, da er bisher die protestantischen Fürsten fast gegen ihren Willen unterstützt hatte. Man darf sogar annehmen, dass dieser Monarch zu scharfsichtig war, um nicht einzusehen, dass mit dem Erlöschen der Protestanten in Deutschland, auch alle vorigen Pläne des kaiserlichen Hofes wieder erwacht sein würden, um dessen Macht in Deutschland auszubreiten und zu befestigen, dann aber

nicht nur die Küstenländer der Ostsee zum Gehorsam zu bringen, sondern nun auch das isolirte protestantische Schweden, es sei auf welche Art es wolle, gänzlich zu paralysiren.

Nach seinen misslungenen Versuchen gegen den König Gustav Adolph, richtete Tilly seine Aufmerksamkeit auf den Churfürsten von Sachsen, um ihn entweder mit Gewalt zu desarmiren, oder falls er sich mit dem Könige von Schweden vereinigen sollte, beide anzugreifen und zu schlagen, welches von entscheidender Wirkung sein musste. Tilly rechnete auf seine Uebermacht, und zog die Corps der Generale Fürstenberg und Altringer, welche mit 25000 Mann aus Italien gekommen waren, an sich. Gegen den Landgrafen von Hessen schickte er den General Fugger mit einigen tausend Mann, schrieb auch einen drohenden Brief an die hessischen Landstände, von welchen Schriften das Merkwürdigste ist, dass darin die deutschen Fürsten keineswegs als unabhängige, nur bedingungsweise dem Kaiser unterworfene Souveraine, sondern geradezu als rebellische Vasallen behandelt werden. An den Churfürsten von Sachsen schickte Tilly durch besondere Abgeordnete gleichfalls ein stark abgefasstes Abmahnungsschreiben, worin er verlangte dass die sächsischen Truppen zu den kaiserlichen stossen möchten, um gegen die Schweden zu fechten. Die Antwort des Churfürsten entsprach jedoch nicht seiner Erwartung, da er darin ersucht wurde, mit seiner Armee das sächsische Land zu verlassen.

Der General Tilly brach nunmehr von Wolmirstedt

auf, und marschirte nach Halle, von wo aus er jedoch vergeblich seine Anträge erneuerte. Allein der Churfürst hatte bereits seinen Feldmarschall Arnheim (Arnim) an den König von Schweden abgeschickt und ihn um Hülfe gebeten. Gustav Adolph nahm ihn kalt auf, und hatte hierzu, nach dem früher Vorgefallenen, die gegründetesten Ursachen, nun aber auch die Genugthuung, zu sehen, dass der Churfürst durch die Gewalt der Umstände dahin gebracht sei, endlich seine Zuflucht zu ihm zu nehmen.

Als Arnim das Misstrauen des Königs bemerkte, bat er denselben, das Vergangene zu vergessen, und versprach, dass der Churfürst alle Bedingungen erfüllen werde, die der König zu seiner Sicherheit vorschreiben würde.

Gustav Adolph verlangte nun: 1) Die Festung Wittenberg, 2) den ältesten Prinzen als Geissel, 3) die Geldverpflegung seiner Armee auf drei Monate, und 4) die Auslieferung aller Verräther, die in dem sächsischen Ministerium wären. Hiermit kehrte Arnim zu dem Churfürsten zurück. Als dieser Fürst die ihm gemachten Bedingungen erfahren hatte, rief er aus: „Nicht nur Wittenberg, sondern auch ganz Sachsen „soll ihm offen stehen, und ich will ihm meine ganze „Familie und endlich mich selbst als Geisseln über„geben.“ Mit dieser Antwort und noch mehreren Aufträgen, schickte er sogleich den Feldmarschall wieder nach dem königlichen Hauptquartier ab.

Diese Erklärung des Churfürsten rührte den König so sehr, dass er alle demselben gemachten Bedin-

gungen zurücknahm, und sich zufrieden erklärte, wenn der Churfürst die Armee des Königs auf einen Monat mit Geld verpflegen lasse, mit dem Zusatz, dass er ihn auch dieser Ausgabe wegen schadlos zu halten hoffe. Hierauf wurde ein Bündniss zwischen dem Könige und dem Churfürsten unterm 1. September 1631 abgeschlossen.

Was Tilly in diesem Zeitpunkt hätte thun können oder thun sollen, dies zu beurtheilen liegt eigentlich ausser unserm Endzweck. Indess ist so viel gewiss, dass jeder Tag äusserst kostbar für ihn war, und dass, da der Churfürst von Sachsen sich nicht für den Kaiser erklärt hatte, und Gustav Adolph im Anmarsch war, wie nicht unbekannt sein konnte, es das Rathsamste gewesen sein würde, die Sachsen unverzüglich und vor ihrer Vereinigung mit den Schweden anzugreifen. Es entschuldigt den General Tilly nicht, dass er von Gustav Adolph und von seinen Streitkräften eine zu geringe Vorstellung hatte, sondern es war ein Fehler, den Angriff aufzuschieben, weil er ihm weniger gekostet, und bei einem Erfolg den moralischen Eindruck vergrössert haben würde. Eine solche Gelegenheit aus der Hand zu lassen, ist, selbst bei der grössten Uebermacht, nicht weise gehandelt. Hat der General Pappenheim, wie man sagt, zum Angriff gerathen, so hat er hierin wahrlich sehr richtig geurtheilt.

Gustav Adolph's Lage in Deutschland hatte sich durch die Verbindung mit Sachsen allerdings sehr verbessert. Allein die Kräfte, über die er späterhin dis-

poniren konnte, waren nur noch im Entstehen, und seine sämmtlichen übrigen Alliirten, als der Churfürst von Brandenburg, die Herzoge von Pommern und von Mecklenburg, so wie der Landgraf von Hessen, konnten ihm vor der Hand nur wenig Hülfe leisten. Es kam also darauf an, die zu thuenden Schritte der Armee mit Vorsichtigkeit, aber auch mit Dreistigkeit zu leiten und mögliche Missgeschicke zwar nicht aus den Augen zu verlieren, aber auch sich nicht durch immerwährende Gedanken daran niederbeugen zu lassen. Hierin war der König Gustav Adolph, wie die Folge zeigte, ein grosser Meister und wurde dadurch eines der erhabensten Vorbilder. Gerade eine solche Verfassung gehört dazu, wenn ein General sich auf sich selbst verlassen will. Die Schriftsteller, welche über des Königs Lage geschrieben haben, stellen sie viel zu sehr auf die Spitze, indem sie meinen, dass bei einem unglücklichen Treffen nun sogleich Alles verloren gewesen, das Reich unterdrückt, Preussen durch Polen erobert, und der König von Dänemark sogar nach Schweden gegangen sein würde *). Allein eine totale Deroute war nicht wahrscheinlich, weil die Armee darnach geführt werden konnte, und eine so grosse Veränderung konnte nicht in einem Augenblick bewirkt werden. Die Ansichten jener Schriftsteller, die nicht Militairs sind, haben daher das Ansehen der Uebertreibung einer gereizten Phantasie, welche durchaus nicht in den Krieg gehört. So lange nämlich

---

*) *Mauvillon, Histoire etc., pag.* 367.

noch eine Armee, sei sie auch weit schwächer, als der Feind, da und einigermassen schlagfertig bleibt, ist noch nichts verloren, sondern der Gedanke, dass etwas verloren sein könnte, ist das Uebelste oder Gefährlichste. Gustav Adolph war der Antipode einer solchen Schlussfolge, die bei misslichen Umständen sich zu Zeiten durch Worte Luft macht, „dass doch Alles nichts mehr helfen kann *)." Dagegen trieb ihn seine Aufgelegtheit zum Streit zu Hoffnungen und gewöhnte ihn, die Lage der Dinge von einer heitern Seite anzusehen. Eine solche Disposition hat wahrscheinlich viel zu seinen Erfolgen beigetragen, und verdient deshalb besonders anerkannt zu werden.

Der König hatte aus Pommern Verstärkungen an sich gezogen und seine Armee bei Werben, bei Rathenow und Brandenburg vertheilt, endlich aber nach der Einigung mit dem Churfürsten von Sachsen sie nach Wittenberg marschiren lassen, wo er am 3ten September die Elbe passirte und sich am folgenden Tage bei Düben mit den Sachsen vereinigte. Tilly, welcher die Städte Naumburg, Merseburg und Halle besetzt hatte, war nach Skeuditz marschirt und bezog den 2ten ein Lager zwischen Eutritsch und Möckern unweit Leipzig. Er setzte sich nun in den Besitz dieser Stadt, die nach einigen Unterhandlungen sich ihm ergab. Tilly scheint ungewiss gewesen zu sein, ob er hier eine Schlacht annehmen, oder (vermuthlich wegen der hin-

*) Solche Aeusserungen waren es, die den Fürsten Blücher, wenn er sich an seinen Rückzug nach Lübeck im Jahre 1806 erinnerte, noch lange nachher in Feuer und Flamme setzten, die jedesmal in derben Worten ausbrachen.

ter ihm befindlichen Defileen) vielmehr sich durch Leipzig ziehen, und die Stadt vor der Fronte behalten solle. Hätte er dies gethan, so würde der König von Schweden eine ungleich schwerere Aufgabe zu lösen bekommen haben, und vielleicht würden die Resultate ganz anders ausgefallen sein. Diese Unsicherheit wird sogar wahrscheinlich, weil seine nächsten Anordnungen eine Unbestimmtheit verrathen, vorzüglich aber, weil er während des Gefechts die Uebersicht verlor, wodurch der Zusammenhang der Truppen und ihrer Bewegungen aufgeopfert wurden.

Die Beschreibungen, welche von der nun folgenden Schlacht vorhanden sind, rühren grösstentheils von Verfassern her, die nicht selbst Soldaten waren, und daher den eigentlichen Hergang des Gefechts nur höchst unvollkommen, zum Theil auch verworren und gegen die Möglichkeit beschrieben haben. Es ist ihnen oft nur um eine schöne malerische Darstellung zu thun, und wenn man selbst des als Dichter grossen Schiller's Beschreibung von dieser Schlacht liest, kann man nicht zu einer richtigen Vorstellung von derselben gelangen. Es soll dies kein Tadel sein; aber es beweist nur, dass einem so ausgezeichneten Kopf sogar Vorstellungen und Redensarten entfallen können, welche zu einer irrthümlichen Beurtheilung der wichtigsten kriegerischen Angelegenheiten führen müssen, wenn man sie unbedingt und ungeprüft als wahr annehmen wollte. So z. B. sagt Schiller: „Die zwei grössten Heerführer ihrer Zeit u. s. w. sollen jetzt mit einander ihre „letzte Probe bestehen; einer von beiden muss

seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurück„lassen" u. s. w. Welcher Leser, besonders ein jugendlicher, wird sich hierbei nicht ein so fürchterliches „va banque," ein so schauerliches aufs Spiel Setzen einer mühevoll erworbenen Reputation denken, das durch Nichts, selbst nicht durch das Leben aufgewogen werden kann! — Aber diesem ist nicht also, und der Soldat thut wohl, diese Ansicht scharf im Auge zu behalten.

Hat nämlich der General reiflich überlegt, weshalb er ein grosses Treffen wagen will, hat er seine Anordnungen so getroffen, dass, so weit menschliche Klugheit reicht, Alles berücksichtigt worden ist, und man ihm also rechtmässig keine Vorwürfe machen kann: so hat er das völlige Recht, den Ausgang dem Glück zu überlassen. Denn wenn er dies nicht wollte, so würde er gar nicht mit seinen Anordnungen enden, und dadurch in andere grosse Fehler fallen und gerechten Tadel verdienen. Wahrlich, der Ruhm eines Anführers müsste schlecht gegründet sein, den das Glück allein über den Haufen werfen könnte! Denn das Glück kann kein Sterblicher beherrschen, und also auch deshalb nicht getadelt werden, wenn dasselbe ihm den Rücken kehrt. Den Beweis hiervon liefern so manche, durch sonst wahrhaft grosse Generale verlorene Schlachten, die deshalb ihre Reputation keineswegs gefährdet haben. Es giebt sogar Fälle, bei denen ein Feldherr im Unglück am grössten erscheint. Man möchte deshalb wünschen, dass alle solche Vorstellungen von Opferung des Ruhms bei einer Schlacht

vertilgt werden könnten, weil sie allem Unternehmungsgeist Hohn sprechen. Es müsste als ein Axiom angesehen werden, dass der Ruhm eines Feldherrn, wenn er einen solchen wirklich erworben hat, keineswegs vom Glück abhängt, sondern von der Zweckmässigkeit seiner Anordnungen und deren Ausführung, so viel nämlich von ihm abhängig ist. Das Urtheil des grossen Haufens will in diesem Fall nichts sagen, und behält auch nur kurze Zeit die Ueberhand. Der wahre Ruf, der in die Folge der Zeiten dringt, kann nicht dadurch verfälscht und geschmälert werden.

Als Gustav Adolph sich mit dem Churfürsten von Sachsen vereinigt hatte, der ihm ungefähr 16000 Mann zuführte, war er gegen 40000 Mann stark. Ehe er nun die Anordnungen zum Angriff erliess, rief er einen Kriegsrath zusammen, bei welchem ausser dem Churfürsten von Sachsen, der Churfürst von Brandenburg ebenfalls zugegen war. Der König verhehlte ihnen keineswegs die Gefahr, sondern er äusserte, „dass „bei einer grossen Schlacht eine Krone und zwei „Churhüte auf dem Spiele ständen, und dass das Glück „wandelbar sei." Man darf indess annehmen, dass ein so grosser General, als der König, die Unvermeidbarkeit eines Treffens wohl einsah. Denn was hätte jetzt daraus werden sollen, wenn die Verbündeten einem Hauptschlage hätten aus dem Wege gehen wollen? Es ist also zu vermuthen, dass Gustav Adolph mit sich selbst völlig einig war, dass er aber nur deshalb den Einsatz so gross schilderte, um in den Augen alliirter und unabhängiger Fürsten, der Ausgang

mochte sein, welcher er wollte, als ein bedachtsamer Feldherr zu erscheinen, zu dessen Ueberlegung und Berücksichtigung sie unter allen Umständen ein festes Vertrauen fassen könnten. Zugleich bekam der König Gelegenheit, ihre Gesinnungen kennen zu lernen. Er verschwieg selbst nicht, dass er sich in einer vortheilhafteren Lage befinde, als beide Churfürsten.

Die hierauf erfolgte Antwort des Churfürsten von Sachsen war jedoch völlig genugthuend. Er zeigte die Nothwendigkeit den Feind anzugreifen, um dem vorhandenen Zustande ein Ende zu machen, er erbot sich sogar, ganz allein mit seinen Truppen nach Leipzig zu marschiren und eine Schlacht zu wagen. Der Beschluss war daher bald gefasst, nur verlangte der König, dass derselbe sogleich und noch eher ausgeführt werde, als die Verstärkungen bei der feindlichen Armee, namentlich die Generale Altringer und Tiefenbach, eingetroffen wären.

Beide Armeen, die schwedische und sächsische, traten den 7. September ihren Marsch in zwei Colonnen an, eine Avantgarde vor sich habend. Beide waren rechts abmarschirt, die Schweden rechter Hand des grossen Wegs von Düben nach Leipzig, die Sachsen auf demselben. Auf diese Art passirten sie bei dem Dorf Schelkau den unbedeutenden Loberbach.

Als Tilly die Annäherung der feindlichen Armee erfuhr, verliess er sein Lager bei Eutritsch, und ging in zwei Colonnen so weit vor, dass sein rechter Flügel vor dem Dorfe Seehausen zu stehen kam, der linke hingegen das Dorf Breitenfeld links im Rücken hatte.

Die Stärke seiner Armee war ungefähr der seines königlichen Gegners gleich. Es kann nicht unsere Absicht sein, eine taktische und umständliche Beschreibung dieser Schlacht und des Terrains, worauf sie vorfiel, zu liefern; indess gehört es zur Charakteristik Gustav Adolph's und seines Gegners, der Hauptmomente des Treffens zu erwähnen, wobei wir uns der Führung eines ehemaligen preussischen Officiers überlassen wollen, welcher über diese Schlacht eine eigene Abhandlung geschrieben, und die Gegend in Person genau untersucht, auch einen Situationsplan von derselben aufgenommen hat*). Dies ist ein sicherer und der beste Führer, dahingegen die andern Schriftsteller sehr unsicher sind. Diese beschreiben die Gegend von Leipzig, wo das Treffen vorfiel, als sehr bergig, und stellen einige Höhen als so dominirend vor, dass sie die ganze Umgegend beherrschen, da doch das wellenförmige Terrain jener Gegend nur sehr sanft an- oder ablaufend ist, und steil abgegedachte Höhen gar nicht vorhanden sind. Jene verkehrte Vorstellung hat aber die Schriftsteller zu noch weitern Behauptungen und Folgerungen gebracht, die den Hergang der Sache völlig entstellen. So erzählen z. B. die Meisten, dass Tilly seine Artillerie auf die Berge, und die Infanterie vor die Artillerie am Fuss der Berge gestellt habe, damit die letztere über die erstere habe wegschiessen können. Ueerachtet nun dies

---

*) Es ist dies der Verfasser des *Discours d'un officier prussien sur les batailles de Breitenfeld et de Lützen avec les plans levés sur le terrain par l'auteur du discours*, welche Abhandlung sich in der *Histoire des dernières campagnes de G. A. traduit de l'Italien par Mr. de Francheville* befindet, und dereu Verfasser, wie schon erwähnt, der verstorbene Obrist von Stamfort sein soll.

schon an sich ein wahrer Unsinn ist, weil die Artillerie sich nicht hätte vorwärts bewegen können, so ermangeln doch die Gelehrten nicht, diesem Umstand den Verlust der Schlacht auf Tilly's Seite zuzuschreiben. Allein er lag in ganz andern Ursachen. Eben so unvernünftig ist die Meinung vieler Schriftsteller, dass die kaiserliche Armee nur eine einzige Linie formirt habe. Das Wahre an der Sache, und zwar nach den glaubwürdigsten Berichten, ist Folgendes.

Tilly war, wie wir gesehen haben, in der Gegend zwischen Seehausen und Breitenfeld aufmarschirt. Die Armee stand in zwei Treffen, die Kavallerie auf den Flügeln, und hatte auf der hinter der Front liegenden sanft anlaufenden Anhöhe eine Reserve, welche zwei grosse Batterien deckte. Der Verfasser des „Discours" macht hierbei die Bemerkung, dass Tilly durch seine Stellung das geeignetste Terrain gewählt habe, um ein grosses Gefecht annehmen zu können, weil die Gegend überall zugänglich und offen sei, und einem gewandten Anführer sowohl, als braven Truppen Gelegenheit habe geben können, einen ausgezeichneten Sieg zu erfechten. Tilly habe daher eine Schlacht gesucht und auf die Vortheile seiner vorigen Stellung bei Eutritsch Verzicht geleistet, woselbst er hätte den Feind erwarten können.

Gustav Adolph behielt durch seine Avantgarde den Uebergang über den Lober besetzt, und Tilly detaschirte den General Pappenheim mit 2000 Pferden, den Feind hier eine Weile aufzuhalten. Pappenheim musste mit andern 2000 Pferden unterstützt werden.

Er zog sich endlich zurück, und steckte einen Theil von Podelwitz in Brand, wodurch der König genöthigt wurde, dies Dorf zu umgehen.

Hierauf folgte eine Kanonade, während welcher der König seine Armee mit dem rechten Flügel, auf welchem die Schweden standen, gegen das Dorf Podelwitz, mit dem linken Flügel aber, auf welchem die Sachsen sich befanden, hinter dem Dorfe Göpschelwitz in zwei Treffen und einer Reserve formirte. Bei den Schweden stand die Kavallerie auf beiden Flügeln, bei den Sachsen stand sie als zweites Treffen aufmarschirt, die Infanterie als erstes Treffen allein vor sich habend. Auf einem Hügel in der Mitte der Armee wurde eine grosse Batterie etablirt. Es scheint also, als ob Gustav Adolph seine Armee unter dem feindlichen Artillerie-Feuer habe aufmarschiren lassen; indess war die Entfernung, nach dem Plan zu urtheilen, immer noch über 2000 Schritt gross.

Nun rückte der König vor beiden genannten Dörfern vor. Der Umstand aber, dass beide gegen einander fechtende Armeen ihre Flügel nirgend anlehnen konnten, sondern damit, wie man in neuerer Zeit sich ausdrückt, in der Luft standen, gab zu Bewegungen von Seiten der Kaiserlichen Veranlassung, die ganz genau hätten müssen mit einander in Verbindung stehen und unterstützt werden können, wenn durch dieselben eine günstige Entscheidung hätte herbeigeführt werden sollen.

Pappenheim commandirte auf dem kaiserlichen

linken Flügel, welcher dem schwedischen rechten etwas näher als die übrige Schlachtlinie gekommen war. Als dieser General nun die schwedische Armee das Dorf Podelwitz depassiren sah, griff er ihren rechten Flügel, indem er eine Rechts-Schwenkung ausführte, mit Ungestüm an. Der General Banner führte ihm aber die Kavallerie des Flügels und der zweiten Linie, ebenfalls durch einen Rechts-Abmarsch, um in einem Haken Front gegen ihn zu machen, entgegen, und der Feind konnte seinen Zweck nicht erreichen, sondern wurde sieben Mal zurückgeschlagen. Dies setzt voraus, dass die Gegenbewegung des Generals Banner sehr zur rechten Zeit ausgeführt worden war.

Unterdessen war die Kavallerie des kaiserlichen rechten Flügels auf die Sachsen losgegangen, hatte sie geworfen, und schlug sie endlich völlig in die Flucht. Tilly, um die feindliche Armee ganz zu umklammern, liess nunmehr das zweite Treffen in das erste einrücken, aber aus dem Ganzen sehr grosse Bataillone oder Massen formiren, die aus mehreren Brigaden, eine jede, zusammengesetzt waren, vermuthlich in der Absicht, den Feind dadurch im Centro zu durchbrechen. Seine Reserve und schwere Artillerie blieb auf der Höhe stehen. Nun griff die kaiserliche Kavallerie den schwedischen linken Flügel an.

In diesem Augenblick hatte jedoch das Gefecht auf dem schwedischen rechten Flügel schon eine für Pappenheim nachtheilige Wendung genommen, und der König konnte von dort mehrere Truppen nach dem linken Flügel detaschiren, welche denselben deckten,

und sehr wahrscheinlich den Feind in seiner rechten Flanke werden angegriffen haben. Der König begab sich selbst dorthin. Eine vorzügliche Wirkung soll es hier gehabt haben, dass die schwedischen Escadrons hinter sich Infanterie hatten, und, wenn der Feind heranprellte, sich öffneten, um ihn durch ein solches unvermuthetes Feuer zu empfangen, dann aber vom Fleck auf ihn einzuhauen. Die Infanterie vertrat also damâls in gewisser Art unsere heutige reitende Artillerie, und so scheint sich diese Vermischung der Waffen einigermassen erklären zu lassen.

Tilly's grosse Massen waren gegen die beweglicheren Bataillone und gegen die leichten Escadrons der Schweden zu schwerfällig, und konnten von ihren Waffen keinen so vortheilhaften Gebrauch machen, als ihre Gegner. Pappenheim war durch Banner geschlagen, und floh über Breitenfeld hinaus, um den Weg nach Halberstadt zu erreichen. Der König liess ihn gegen Breitenfeld verfolgen, und nun, da er wegen seines rechten Flügels ausser Sorge sein konnte, führte er mit der Armee eine Bewegung aus, welche unter solchen Umständen schon einen bedeutenden Grad von Manövrirfähigkeit voraussetzt, und wodurch er die Schlacht entschied. Er liess nämlich die Armee eine halbe Viertel-Schwenkung links unternehmen*), und nahm die grossen Batterien, welche

*] Diese Links-Schwenkung ist neuerdings in Zweifel gezogen worden, allein ohne dieselbe weder die prompte Entscheidung, noch die Wegnahme der Batterie auf der Höhe, noch die Verwirrung der kaiserlichen Armee erklärbar. Ob sie, wie heut zu Tage auf dem Exercierplatz geschehen sei, oder nicht, thut nichts zur Sache. Genug, sie musste Statt finden, und zwar 1] um mit der kaiserlichen Armee, welche die Sachsen geschlagen und den

hinter der Mitte der feindlichen Armee gestanden hatten und nun in Wirksamkeit traten, bald weg. Hierdurch griff er die feindliche Armee in ihrer linken Flanke an, welche jetzt in eine sehr kritische Lage versetzt wurde, da der schwedische linke Flügel, unter dem Feldmarschall Horn, in ihrem rechten Flügel, die schwedische Infanterie aber zugleich auch von vorn sie anfiel, so dass sich nur die Truppen durch ihre Bravour einen Rückweg zu bahnen vermochten. Die Unordnung nahm zugleich überhand, die Schweden drückten in ihrer Verfolgung der Fliehenden sehr nach, und Tilly, welcher in Gefahr gerathen war, gefangen genommen zu werden, ging mit den wenigen Ueberresten seiner Armee, in Begleitung der Generale Fürstenberg und Cronenberg, auf dem Wege nach Halle zurück. Die Nacht begünstigte diese Flucht, und erst in Halberstadt traf er mit Pappenheim zusammen.

Dies war der Ausgang der allerdings sehr wichtigen Schlacht von Breitenfeld, bei welcher es merkwürdig ist, dass die Armee Gustav Adolph's in ihrer rechten und auch in ihrer linken Flanke nachdrücklich

---

Schweden in die Flanke gekommen war, in parallele Stellung zu kommen; 2) um die vom Feinde degarnirten Batterien wegnehmen zu können, die hinter seinem linken Flügel lagen, jedoch denselben sehr weit deberdirten. — Der Einwurf, in sechs Gliedern nicht schwenken zu können, will nichts sagen, da wir in den Bataillons-Colonnen dergleichen bequem ausführen.

Zu bemerken ist noch, dass die Front-Veränderung der Schweden nicht eher Statt fand, als nachdem der kaiserliche linke Flügel unter Pappenheim geschlagen worden war, denn der König Gustav Adolph hatte eben deshalb schon vorher seinen linken Flügel durch Truppen seines rechten Flügels unterstützen lassen, weil sie dort nicht mehr nöthig waren. Alsdann erst, erfolgte die Drehung, oder Achtel-Schwenkung links.

angegriffen wurde, und dessenungeachtet den Feind völlig schlug, zum Beweise, dass ein Flankenangriff nicht nothwendiger Weise einen unüberwindlichen Nachtheil herbeiführt, insbesondere wenn der Feind dadurch getrennt wird. Indess ist nicht zu läugnen, dass es den Angriffen der kaiserlichen Armee an Zusammenhang fehlte, dass sie auf gut Glück unternommen zu sein scheinen, und dass eben dadurch dem commandirenden General das Steuerruder aus der Hand gewunden wurde. Nun gab er unfreiwillige Blössen, als er die Sachsen geschlagen hatte und seinen linken Flügel dagegen geschlagen sah. Ist Tilly, wie man sagt, hierzu durch eine zu grosse Hitze und Aufwallung veranlasst worden, als er die Sachsen fliehen sah, so ist dies abermals ein grosser Fehler, vorzüglich, da er ihn hatte von Pappenheim begehen sehn, als dieser den Zusammenhang der Schlachtlinie gestört hatte. Denn Tilly vergrösserte offenbar die Folgen dieses Fehlers des Generals Pappenheim durch eigne Schuld, und beide konnten einander bittere Vorwürfe machen, dieser, nicht zu rechter Zeit unterstützt worden zu sein, und Tilly jenem, dass er nicht zeitig genug sich an die Armee angeschlossen habe. Tilly's grösster Fehler aber war immer, alle seine Hauptkräfte lediglich gegen die Sachsen verwendet zu haben, wodurch er gezwungen wurde, sein zweites Treffen aufzulösen. Die Anordnungen Gustav Adolph's zeigen dagegen deutlich seinen Scharfblick und sein kaltes Blut. Er war gerade jedesmal da zugegen, wo er das Ganze leiten konnte, und erscheint als ein

commandirender General, der die Bewunderung der Nachwelt verdient. Seine Verfahrungsart schildert ihn uns ganz so, wie er eigentlich war, und bedarf daher keines weitern Commentars.

Die ganze unter dem Grafen Tilly gestandene kaiserliche Armee war beinahe aufgelöst. Man sagt, nur 600 Mann habe er nach Halle gebracht und das Pappenheimsche Corps, nur noch aus 1400 Köpfen bestehend, in Halberstadt gefunden. Die Bagage, alle Artillerie und über hundert Fahnen gingen verloren. Der Verlust an Todten belief sich auf 7000 Mann, der Gefangenen und Verwündeten*) auf 6000 Mann, und Viele wurden in alle Gegenden zerstreut. Die Sachsen verloren 2000 Mann. Der Verlust der Schweden soll sich nur auf 700 Mann belaufen haben.

Gustav Adolph, wie dies bekannt ist, durchdrungen von Gefühl, und nach seinem Herzensglauben von Dank gegen das höchste Wesen, dachte zuerst an seinen Wohlthäter, und als der Feind geschlagen war, beugte er seine Knie noch auf dem Schlachtfelde, um seinen Dank in Worte auszusprechen. Dieser Zug schildert zu deutlich die Sinnesart dieses tapfern und grossen Feldherrn und Königs, als dass er in seiner Charakteristik übergangen werden dürfte. Solchen Gesinnungen gemäss war auch die Beurtheilung seiner selbst bei diesem wichtigen Ereigniss, dessen Ausgang er mehr den Veranlassungen einer höheren Hülfe und der Tapferkeit seiner Truppen, als seinen Anordnun-

*) Tilly selbst war verwundet worden.

gen zuschrieb. Gustav Adolph blieb daher vom Glück unberauscht, und disponirte desto unbefangener über die bedeutenden Talente, die ihm zu Theil geworden waren.

Der Churfürst von Sachsen kam nach der Schlacht zum Könige, der ihm dafür, dass er zum Angriff gerathen hatte, dankte und ihm versichert haben soll, er werde „den alten Corporal," wie er Tilly nannte*), bis ans Ende der Welt verfolgen. Der Churfürst war von dem Benehmen des Königs so hingerissen, dass er dem Monarchen betheuerte, er werde Alles anwenden damit er zum römischen Könige erwählt würde. Der König nahm diese Aeusserung wohlgefällig auf, durch welche wenigstens möglicher Weise sehr entlegene Gedanken geweckt werden konnten. Die Nacht blieb Gustav Adolph auf dem Schlachtfelde; am folgenden Tage übertrug er die Belagerung von Leipzig dem Churfürsten von Sachsen, und setzte die Verfolgung des Feindes fort. Er marschirte zu diesem Ende mit 1500 Mann nach Merseburg, traf unterwegs ein beträchliches Corps des Feindes, von welchem dreitausend Mann gefangen genommen wurden und unter den schwedischen Truppen grösstentheils Dienste nahmen. Durch solchen Zuwachs wurde nicht nur der Verlust ersetzt, sondern die Armee wurde bald stärker, als sie vor der Schlacht gewesen war.

Merseburg, und Halle nebst der Moritzburg, fielen in die Hände der Schweden, und deren Garnisonen rekrutirten ihre Armee, während Tilly über Halber-

*) Nach dem *Soldat Suédois*, p. 75.

stadt hinaus nach Hildesheim und endlich bis Corvey floh, woselbst er mit drei Infanterie- und zwei Kavallerie-Regimentern verstärkt wurde. Es war ihm indess noch das Corps des Generals Altringer übrig geblieben, welcher zur Zeit der Schlacht bis Erfurt gekommen war, nach derselben jedoch sich mit dem Corps des Generals Fugger vereinigen und nach der Grafschaft Henneberg rücken sollte *).

Nach der Eroberung von Leipzig begab sich der Churfürst von Sachsen zum Könige Gustav Adolph nach Halle, wo beide die Fortsetzung der Operationen in Ueberlegung zogen.

Es gab jetzt offenbar drei Hauptobjecte derselben, welche eine gleichzeitige Berücksichtigung verdienten, nämlich: 1) die Verfolgung des Generals Tilly; 2) die Bewaffnung der evangelischen Reichsstände zur Vereinigung ihrer Streitkräfte, und 3) der Angriff der kaiserlichen Erbländer, um die feindliche Macht in ihrem Sitz selbst zu zerstören. Das Erste wurde deshalb nicht für rathsam gehalten, weil man den niedersächsischen Kreis, der so sehr gelitten hatte, gern verschonen wollte. An die Stelle des zweiten Punkts wurde der Angriff der Staaten, welche den Fürsten von der Ligue gehörten, gesetzt, und endlich der dritte Punkt dem Churfürsten von Sachsen übertragen. Dieser Fürst wünschte zwar, seine Operationen nach dem Rhein richten zu können; allein Gustav Adolph besorgte, dass Tilly an der Weser ein ansehnliches

---

*) S. den *Soldat Suédois*, p. 79.

Corps zusammen bringen, der Churfürst und sein Feldmarschall Arnim aber ihm nicht würde gewachsen sein. Es wurde also beschlossen, dass der Churfürst nach Schlesien, der König hingegen nach Thüringen, dem obern Rhein, Franken und Baiern marschiren solle.

Diese Anordnung ist schon mehrfach getadelt worden. Folard vergleicht nach seiner Art den König von Schweden mit Hannibal nach der Schlacht von Cannä, schwerlich ganz passend, wie der geehrte Leser selbst entscheiden mag. Was aber in dieser Angelegenheit den Ausschlag giebt, das ist das Urtheil des Kanzlers Oxenstiern, welcher, als er den König das erste Mal wieder sah, sich nicht entbrechen konnte, ihm zu sagen: „Es freuet mich, Ew. Majestät siegreich und mit Ruhm bedeckt anzutreffen, ich würde aber mich noch mehr freuen, wenn ich Sie in Wien wiedersähe." Noch zwanzig Jahr nachher war dieser Staatsmann derselben Meinung, „dass wenn der König nach der Bataille von Leipzig gerade in die Erbstaaten des Kaisers, ohne über den Rhein zu gehen, gedrungen wäre, Ferdinand II. genöthigt gewesen sein würde, jede gerechten Vorschläge zum Frieden anzunehmen." Oxenstiern äusserte dies öffentlich gegen den schwedischen Senat zu Stockholm.

Mauvillon *) hat zwar versucht, den König zu rechtfertigen, allein seine Gründe sind schwächer, als der Einwurf. Er glaubt, Ferdinand II. würde zwar auf eine Zeit lang seine Hauptstadt verlassen, deshalb

*) In der *Histoire G. A. p.* 385.

aber noch nicht alle Friedensbedingungen angenommen haben. Er meint ferner, dass, da die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg dem König Gustav Adolph schon so viel zu verdanken hatten, zu hoffen gewesen wäre, dass die andern ihm ihre Stimme zur römischen Königswahl nicht versagen würden. Er erwähnt endlich der Schwäche der schwedischen Armee zu jener Zeit, und dass, um den König beurtheilen zu wollen, man ein grösseres Genie als dieser Monarch haben müsse, dessen sich Niemand rühmen könne, u. s. w.

Allein bei aller Verehrung, die man den Manen des grossen Gustav Adolph schuldig ist, bleibt doch zu bedenken, dass der Nachwelt nicht nur ein unbefangenes Urtheil zusteht, sondern dass sie auch alle Thatsachen die sie dazu auffordern können, offen im Buch der Geschichte vor sich liegen hat, und sogar zu ihrer eignen Belehrung befugt und berechtigt ist, den Schritten der grossen Männer der Vorzeit nachzuspüren, wiewohl keineswegs, um sie ungerecht zu tadeln, sondern um mit Bewusstsein und mit Bescheidenheit der Wahrheit zu huldigen.

Dies vorausgesetzt, erlauben wir uns folgende Bemerkungen aufzustellen.

Tilly war total geschlagen, allein er hatte ausser den Corps der Generale Altringer und Fugger noch viele Mittel, Garnisonen an sich zu ziehen, Truppen zu werben, und aufs Neue wieder im Felde zu erscheinen, wie dies nachher auch wirklich geschah, wenn man ihm Zeit liess, sich zu erholen. Es war daher nothwendig, ihn unaufhörlich zu verfolgen, und seinen Auf-

enthalt in keiner Gegend zu gestatten, wo möglich so lange, bis alle seine Truppen aufgelöst und völlig zerstreut waren. Hierzu war ein Corps von 8000 Mann hinreichend, welches der König zu nichts weiter, als zur Verfolgung der Tillyschen Armee, bestimmen, und einem seiner ausgezeichneten Generale, Banner, oder Horn, anvertrauen konnte. Hätte dieser General das Glück gehabt, den General Tilly, welcher nur Ueberreste und zum Theil entmuthigte Truppen unter sich hatte, noch einmal tüchtig zu schlagen, so würde die Wiedererscheinung Tilly's in Baiern sehr zweifelhaft geworden sein. Auch konnte das schwedische Corps sich mit den nach Thüringen und Franken, oder nach dem Rhein operirenden Truppen wiedervereinigen und den Umständen gemäss gebraucht werden.

Was nun die Unterstützung und Bewaffnung der evangelischen Reichsstände anbetrifft, so konnte diese durch den Churfürsten von Sachsen bewirkt werden, wenn derselbe mit der Hälfte seiner Truppen nach Thüringen marschirt, sich von dort nach Hessen, oder nach Franken gewendet, und die Herzoge von Sachsen ernestinischer Linie, so wie den Landgrafen von Hessen, nach der Säuberung ihrer Lande vom Feind mit sich vereinigt hätte. Man behauptet, die Armee Gustav Adolph's sei nach der Leipziger Schlacht durch Zulauf von allen Seiten stärker geworden, als sie vor diesem Ereigniss war. Wenn aber die Stärke derselben nur dieselbe, nämlich 40000 Mann, geblieben wäre, so hätten, nach Abzug der gegen Tilly zu detaschirenden 8000 Mann, und des unter dem Commando des

Churfürsten von Sachsen verbleibenden Corps von gleicher Stärke, noch 24000 Mann für die Hauptarmee des Königs übrig bleiben können, welche zu dessen Unternehmungen um so mehr hinreichend gewesen sein dürften, als keine bedeutende kaiserliche Armee zur Deckung der Erbländer vorhanden war, oder durch eiliges Zusammenziehen in schlagfertigen Stand gesetzt werden konnte.

Der König fand den Weg nach Böhmen offen, und in diesem Lande mit grosser Wahrscheinlichkeit einen bedeutenden Anhang unter den dasigen Protestanten, die sich freiwillig unter seine Fahnen gestellt haben würden. Es ist sogar möglich, dass in diesem Lande so wie in Oesterreich, die Annäherung der schwedischen Armee und des Beschützers der unterdrückten Glaubensgenossen, diese zu Ergreifung der Waffen vermocht haben würde. Hierdurch würde der König wegen seiner Flanken und seines Rückens haben völlig sicher gestellt werden, die Verpflegung seiner Armee regelmässig Statt finden, und er nun durch Mähren nach Wien dringen können. Dem Kaiser blieb kein anderer Weg zur Flucht, als nach Italien offen, und es hätten grosse Unglücksfälle eintreten müssen, um nicht zu einem auf gerechte und billige Bedingungen gegründeten Abschluss des Friedens zu gelangen.

Der Churfürst von Baiern war nicht in der Verfassung, um den Marsch des Königs zu hemmen, und die Ligue wäre durch das Gegenbündniss der unter dem Churfürsten von Sachsen vereinigten evangelischen

Reichsstände in Zaum gehalten worden. Dann erst hätte Gustav Adolph an die deutsche Königskrone denken können, wenn ihm je ein solcher Gedanke eingekommen, und nicht bloss durch den Churfürsten von Sachsen veranlasst worden ist. Nur war die möglichste Eile nöthig, um unmittelbar die Streitkräfte des Kaisers zu lähmen. Durch den Marsch nach Böhmen würde die Errichtung der Armee, die nachher durch Wallenstein zusammen gebracht wurde, unmöglich geworden sein, und die zu hoffenden Fortschritte des Churfürsten von Sachsen, hätten die Streitkräfte des ganzen evangelischen Deutschlands mit denen Gustav Adolph's vereinigt. Es liegt nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit, dass dieser Monarch, wenn das Glück seine Waffen begünstigt hätte, in denselben Fall kommen konnte, worin vor seinem Eintritt in Deutschland der Kaiser war, nämlich, keinen bedeutenden Feind mehr vor sich zu haben.

Nach dem Unglück, welches Tilly bei Leipzig erlebte, hatte man ihm ausdrücklich verboten, ein grosses Gefecht anzunehmen. Es ist daher wahrscheinlich, dass dieser General die Operationen der Schweden wenig gestört haben würde, wenn er sogleich ein hinlängliches Corps gegen sich gehabt hätte. Es fragt sich sogar, ob es ihm gelungen sein könnte, sich von der Weser zu entfernen.

Die Folge zeigte deutlich, dass ein solcher Operationsplan vortheilhaft gewesen wäre, und dass es darauf mehr ankam, dem Hauptfeinde Gustav Adolph's die

Spitze zu bieten, als die entfernteren Länder der katholischen Fürsten zu durchziehen und dadurch die Vereinigung der protestantischen Reichsstände zu erleichtern. Der König wurde genöthigt, das erstere wieder vorzunehmen, als die Umstände dazu weit ungünstiger waren. Wie sehr auch der Sieg von Breitenfeld auf die Protestanten, ohne weitere Zuthuung Gustav Adolph's, gewirkt und sie zum Widerstand aufgefordert hatte, erhellet daraus, dass sie auf dem zu Frankfurt am Main gehaltenen Reichstage, jetzt unumwunden auf die gänzliche Widerrufung des Restitutions-Edikts drangen und dadurch die Absichten des kaiserlichen Hofes, auf dieser Versammlung gänzlich vereitelten, weshalb dieselbe sich auflöste. Einen solchen Schritt würden sie früherhin nicht gewagt haben, und ihrer Vereinigung zum gemeinschaftlichen Widerstande konnte nun nichts im Wege stehen. Es hätte diese daher ohne Zweifel durch den Churfürsten von Sachsen bewirkt werden können. Der geehrte Leser möge diese Umstände zusammengenommen gegen die weit schwächeren Gegengründe halten und dann selbst entscheiden*).

*) Die Führung der Hauptoperationen nach dem Rhein war eine Anomalie von dem Haupt-Object. Da sie aber einmal eingeschlagen worden war, musste sie verfolgt werden, bis die Umstände ein Anderes geboten. Hieran liess es der König auch nicht fehlen, und aus solchem Standpunkt betrachtet, lässt sich nichts dawider einwenden. Allein die Resultate dieser Unternehmung konnten nicht der Erwartung entsprechen und führten Gustav Adolph an die Donau, wo er eine Kraftäusserung zeigte, welche früher angewandt, von den entscheidensten Folgen hätte werden können. Ohne daher den grossen Feldherrn geradezu tadeln zu wollen, kann man dennoch nicht umhin, den Ansichten Oxenstiarn's beizutreten, unbeschadet dass die anderweitigen offensiven Schritte des Königs den Meister bezeichnen.

Gustav Adolph ordnete in den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt die Errichtung von Truppen zu ihrer Beschützung an, und setzte den Fürsten Ludwig von Anhalt zum Statthalter ein, nachdem er mit den Fürsten seines Hauses ein Bündniss geschlossen, und die von ihnen zu zahlende Subsidie festgesetzt hatte. Alsdann marschirte er den 17. September über Querfurt nach Thüringen. Erfurt wurde mit List weggenommen und besetzt, doch aber mit dem Rath der Stadt ein billiger Vergleich abgeschlossen, aus welchem man, so wie aus des Königs mündlichen Aeusserungen gegen die von ihm vor sich beschiedenen Deputirten, seine milden Gesinnungen und seine religiöse Denkungsart abnehmen kann. Der katholischen Geistlichkeit bewies er viele Toleranz. Endlich ernannte er den Herzog Wilhelm von Weimar zum Statthalter in Thüringen und zum commandirenden General der dort zu errichtenden Armee, und bestimmte, dass die Königin seine Gemahlin, einstweilen in Erfurt residiren solle, welche Stadt befestigt wurde.

Der König brach den 26. September wieder von dort auf, und nahm seine Richtung nach dem Thüringer Wald, indem die Armee über Gotha und Arnstadt nach der Gegend von Ilmenau rückte, und dort einen Tag ruhete. Bis zum 1. Oktober war der Thüringer Wald passirt, und das Schloss Unter-Massfeld weggenommen worden. Königshofen wurde ohne Schwierigkeit besetzt, unerachtet der Ort gut befestigt war; Schweinfurt ergab sich gleichfalls, und die Stadt Würzburg leistete keinen Widerstand, nachdem die Besatzung

sich in das Schloss gezogen hatte, sondern wurde sofort, nach Abschluss eines Vergleichs, den königlichen Truppen übergeben. Die Citadelle oder das Schloss musste aber beschossen werden, und wurde bald darauf durch Sturm erobert, bei welcher Gelegenheit die Garnison grösstentheils umkam. Man fand grosse Vorräthe aller Art, besonders an Waffen, und die Eroberung Franken's war in wenigen Tagen vollendet, eines Landstrichs, der um so wichtiger war, da derselbe von den kaiserlichen Truppen, aus Berücksichtigung der liguistischen Landesfürsten, sehr schonend behandelt worden war. Der Bischof von Würzburg war entflohen, und Gustav nahm die Huldigung des Landes an; der Bischof von Bamberg hingegen fing an zu unterhandeln, entzog sich aber einem Abschluss, als der König nach dem Rhein marschirte.

Jetzt erschien auch Tilly wieder, wiewohl noch in einiger Entfernung vom Kriegsschauplatz, nachdem er die Ueberreste seiner Armee gesammelt, und auf die bereits gedachte Art, alle detaschirten Truppen an sich gezogen hatte. Er hatte sich ferner bereits den 12. Oktober mit einem von dem Herzoge von Lothringen geworbenen Corps bei Aschaffenburg vereinigt, und wollte da er keinen Feind gegen sich fand, dem König von Schweden entgegen gehen, um Würzburg zu schützen. Allein da dieser Ort den Schweden in die Hände fiel, und ihm eine active Defensive ausdrücklich verboten war, so hatte er Werthheim und Rothenburg an der Tauber besetzt, ging bei Seligenstadt über den Main und setzte seinen Marsch nach der Bergstrasse fort.

Gustav Adolph detaschirte diesen Truppen den General Baudissin entgegen, welcher das von dem Herzoge von Lothringen in Person angeführte Corps Hülfstruppen, bei Bischofsheim angriff und davon 600 Gefangene machte. Der Herzog kehrte nun nach seinen Staaten zurück, und seine Armee löste sich auf. Auch Werthheim und Rothenburg, wo der König den Feind unmöglich dulden konnte, wurde wieder von ihm befreit. Endlich liess Gustav Adolph Hanau durch den Obrist-Lieutenant Haubald angreifen, welcher Officier sich des Orts nicht nur bemächtigte, sondern sich auch bei dieser Gelegenheit so auszeichnete, dass ihn der König zum Obersten beförderte. Diese Charge war zu jener Zeit bedeutender, als sie durch Vermehrung der Generalität in neuerer Zeit hat bleiben können. Eine That, wie die des Obersten Haubald, verdiente jedoch eine ungewöhnliche Auszeichnung, und diese konnte Niemanden befremden, da sie hinreichend für sich selbst sprach, daher eine reine Belohnung des Verdienstes war.

Es ist schon an sich selbst zu vermuthen, dass die Fortschritte Gustav Adolph's an allen Höfen eine grosse Sensation verursacht haben werden. Von kaiserlicher Seite versuchte man vergeblich, Frankreich von der schwedischen Allianz abwendig zu machen, während man wegen der Türken besorgt war. Der Churfürst von Baiern schloss sich dagegen an Frankreich an, und es wäre vielleicht möglich gewesen, dass dieser Fürst eine Neutralität gesucht oder angenommen hätte, im Fall Gustav Adolph, von Wien aus, eine solche

Negociation hätte einleiten lassen können. Die Meinung des Kanzlers Oxenstiern wird daher auch durch diese Stimmung des Churfürsten von Baiern bestätigt, und giebt abermals Veranlassung zu bedauern, dass der König seine Operationen nach einer andern Gegend gerichtet hatte. Die Schweden schienen zwar wegen der Verbindung mit Frankreich unzufrieden zu sein; indess waren in den Bedingungen zu derselben keine nachtheiligen Artikel für den Protestantismus festgesetzt worden.

Nach der Eroberung von Hanau marschirte der König ungesäumt mit einem Corps von 17 bis 18000 Mann dorthin und nach Frankfurt. Er liess den Feldmarschall Horn mit dem andern Theil der Armee zur Behauptung von Franken zurück, eine Maassregel, welche wegen der Nachbarschaft von Baiern nicht überflüssig erscheint, und nahm mehrere Orte der dasigen Gegend weg, deren feindliche Garnisonen zwar freien Abzug erhielten, aber meisten Theils in der schwedischen Armee Dienste nahmen. Den Grafen von Hanau behandelte er vorzüglich gütig, und wurde von ihm als sein Befreier aufgenommen.

Gustav Adolph's Waffen waren an den entgegengesetztesten Enden siegreich. Der General Tott eroberte Rostock; Banner, welcher Magdeburg blockirte, zwang die zur Deblockirung gebrauchte Garnison von Rostock, in Wanzleben zu capituliren, und eroberte Calbe, so wie Mansfeld. Wismar wurde erobert, die Garnison aber, da sie die Capitulation nicht hielt, verfolgt und zu Gefangenen gemacht; Dömitz endlich genom-

men, und dadurch ganz Mecklenburg vom Feinde gereinigt. Dies Alles gab den niedersächsischen Ständen neuen Muth und sie griffen zu den Waffen.

Unterdess machte der Churfürst von Sachsen, nach der Wiedereroberung von Leipzig ebenfalls einige Fortschritte. Der Kaiser liess die Lausitz räumen, und es wurden dem Churfürsten sogar Friedensanträge gethan. Indess blieben die letztern ohne Wirkung, und dieser Fürst rückte in Böhmen ein, wo er die schnellsten Fortschritte machte und Prag ohne Schwertstreich besetzte. Nur bei Limburg fiel ein Treffen von Bedeutung vor, worauf die Kaiserlichen den Ort verliessen.

Der Landgraf von Hessen blieb keineswegs müssig, als Tilly nach Franken marschirt war, und der Herzog Bernhard von Weimar handelte in Uebereinstimmung mit ihm. Der letztere verfolgte das Fugger'sche Corps, brachte ihm einen grossen Verlust bei, und der Landgraf überfiel Vach, nahm bei Corbach einen grossen Transport Lebensmittel für die Armee des Grafen Tilly fort und ging mit mehr als 8000 Mann auf Münden und nachher auf Höxter, welche beide Städte erobert wurden. Aus ganz Westphalen versammelten sich freiwillig Deputirte in Cassel, um wegen der Winterquartiere und hauptsächlich wegen der zu zahlenden Contributionen mit dem Landgrafen Vergleiche abzuschliessen.

An der Ostsee, in Sachsen, in Böhmen, in Westphalen, in Hessen, in Thüringen, endlich in Franken standen die Angelegenheiten Gustav Adolph's ausser-

ordentlich vortheilhaft, die des Kaisers dagegen sehr übel. Seine Armeen waren kaum über 50,000 Mann stark, der grösste Theil von Deutschland gehorchte ihm nicht mehr; Ungarn war bedroht, die Protestanten in Ober- und Nieder-Oesterreich im Aufstande, eben so die Landleute im Lande ob der Ems, der Churfürst von Baiern höchst unzuverlässig, und ein siegreicher Feind vor der Thür. Wer vermag es zu läugnen, dass wenn Gustav Adolph noch in diesem wichtigen Zeitpunkt, seinen Operationen die Richtung von Würzburg auf Nürnberg, Regensburg u. s. w. längs der Donau gegeben hätte, daraus unabsehbare Folgen entstehen konnten? Würde Tilly, wenn er ihm folgte, und seinerseits von dem Landgrafen von Hessen und dem Herzoge Bernhard von Weimar verfolgt wurde, im Stande gewesen sein, der durch den Zulauf der Protestanten in Franken und in Oesterreich immer wachsenden Macht Gustav Adolph's Wiederstand zu leisten? Die Möglichkeit eines solchen Wiederstands ist allerdings nicht abzuläugnen; man kann indess dagegen einwenden, dass der König von Schweden unter weit weniger günstigen Umständen den Feind geschlagen hatte, und dass der Churfürst von Baiern, unter dessen Einfluss der General Tilly, als sein alter Diener stand, schwerlich darein gewilligt haben würde, seinen erst neu errungenen Churhut durch eine einzige Schlacht, deren Ausgang noch misslicher als der, der Bataille von Breitenfeld gewesen sein würde, auf die Spitze des Degens zu setzen. Ein so günstiger Zeitpunkt als der jetzige, war wenigstens noch niemals,

selbst unmittelbar nach der letztgenannten Schlacht nicht, vorhanden gewesen, und wäre auch, wenn Gustav Adolph den Tag von Lützen überlebt hätte, nicht wieder gekommen. Es ist unwahrscheinlich dass Wallenstein, mochte er auch geschlagen werden, jemals die kaiserlichen Armeen auf eine so geringe Stärke hätte herabkommen lassen als sie jetzt waren, so wie es problematisch bleibt, ob Gustav Adolph jemals über die Kräfte so vieler Länder würde ungestört haben gebieten können. Es ist, als ob das Glück des grossen Königs und Feldherrn seinen Culminationspunkt hätte zeigen wollen, dessen Nichtbeachtung zwar seiner Grösse nicht nachtheilig werden konnte, weil die Wahl ohne Widerstand und also nur nach freier Ansicht getroffen worden war, nach welcher der König seine Pläne entwarf; es ist aber vielleicht nicht zu bezweifeln, dass er das Ziel erreicht haben würde, bei dessen Verfolgung auf einem andern Wege ihn der Tod übereilte.

Jetzt war die Zeit da, in welcher von beiden kriegführenden Theilen Beschlüsse von der grössten Wichtigkeit gefasst werden mussten; denn auch die Angelegenheiten des Kaisers forderten eine Aenderung, weil es an Truppen fehlte, die durchaus herbeigeschafft werden mussten, und an einen General, der sie zu commandiren im Stande war. Tilly hatte seit Breitenfeld seinen Credit verloren, und man kann nicht in Abrede stellen, dass sein Benehmen dazu eine gerechte Veranlassung gegeben hat. Ein mit Bewusstsein begangener Fehler wird nirgends strenger als bei einem

englischen Gesandten zurück, und stellte ihm Bedingungen, in welche der letztere nicht eingehen wollte, worauf er ihm kurz erklärte: „er möge ihn mit seinen Vorstellungen verschonen."

Hätte Friedrich V. sich darauf beschränkt, den Absichten Gustav Adolph's im Allgemeinen förderlich zu sein, und den König von England dazu zu bewegen; oder hätte er eine Armee zusammenbringen, und an ihrer Spitze, wie einst ein Mansfeld und jetzt Bernhard von Weimar, oder der Landgraf von Hessen, thätigen Antheil an dem Kampf des Königs von Schweden nehmen können, so würde er bei eintretenden günstigern Umständen auch für sich selbst haben sorgen können. Allein dazu war er der Mann nicht, und Gustav Adolph sah dies auch wohl ein, denn eine Uebereinstimmung in den Gesinnungen zwischen ihm und Friedrich V. konnte unmöglich Statt finden. Eine Zeit wie die damalige, und eine Lage wie die des letztern, erforderten eine kräftige und ausserordentliche kriegerische Sinnesart, die er nicht hatte. Er musste also auf sein Besitzthum Verzicht leisten, und konnte an eine Krone vollends gar nicht denken. Dies zog Gustav Adolph von ihm ab, unerachtet er so sehr geneigt war sich der Unterdrückten anzunehmen.

Ganz anders waren die Verhältnisse mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt beschaffen. Dieser war dem kaiserlichen Hofe ergeben, und der König konnte ihm nicht trauen. Er hatte den Churfürsten von Sachsen, seinen Schwiegervater, von der Leipziger Union abziehen wollen, und versuchte jetzt, den König Gustav

Adolph mit dem Kaiser zu versöhnen, von dem er eine jährliche Pension erhielt. Dies wusste der König, und er persiflirte ihn deshalb derb, indem er ihn „den Friedensstifter" nannte, oder, wenn er im Spiel gewann, ihm sagte, „dass er ausser dem Vergnügen auch noch „kaiserliches Geld gewinne." Auf die Vorstellungen dieses Fürsten legte er kein sonderliches Gewicht, wiewohl er sich gegen ihn umständlich erklärte, auch einen Vergleich mit ihm abschloss.

Gustav Adolph hatte sonst keine Anlage zum Misstrauen, verachtete die Gefahr die ihm insgeheim drohen konnte, und verstattete Jedermann den Zutritt. Inzwischen wurde einst ein Priester in seinem Vorzimmer am späten Abend ergriffen, der einen Dolch in der Tasche hatte. Man brachte ihn in Verwahrsam und benutzte diese Gelegenheit um so mehr, den König mit Bitten wegen Beschützung seiner Person anzugehen, als man erfahren hatte, dass sechs Jesuiten sich feierlich verbunden hätten, ihm das Leben zu rauben, ja dass man in Augsburg gewettet habe, der König werde nicht sechs Monate am Leben bleiben. Hierüber liess sich der Monarch vollständiger aus, so wie sein religiöser Sinn es ihm eingab, und sagte endlich den Umstehenden: „Ihr wollt, ich soll an Gottes „Vorsehung zweifeln!"

Eben so scheint aus seinen Aeusserungen hervorzugehen, dass er durchaus nicht aus menschlichen und untergeordneten Absichten die Fortsetzung des Kriegs für nothwendig hielt, sondern dass er dadurch die Erleichterung der allgemeinen Noth beabsichtigte. Einst

an der Tafel, in Gegenwart des Königs von Böhmen Friedrich V., des Landgrafen von Darmstadt und vieler anderer Fürsten, als von einem Frieden die Rede war, erklärte sich Gustav Adolph durch die Worte: „Glaubt mir, mir ist ein bequemes Leben eben so lieb, „wie jedem Andern, und es liegt mir wahrlich nichts „daran, so bald zu sterben. Es käme also nur dar„auf an, den rechten Weg zum Frieden zu finden, „wobei ich glaube, dass der Kaiser sich mit einem Sepa„rat-Frieden mit mir begnügen, und mich gern wieder „nach Schweden schicken möchte. Aber ich kann „mich nicht entschliessen, so viele und unschuldige „Opfer seiner Rache zu überlassen." Diese Worte machten auf die Anwesenden einen grossen Eindruck, von welchem insbesondere ein alter feuriger Mann, der Pfalzgraf von Lauterbach, ergriffen wurde, und dem Könige seine und aller Protestanten Anhänglichkeit in kräftigen Worten versicherte. Der Monarch erwiederte ihm, man müsse ausharren und einer höhern Macht vertrauen, er hoffe noch viel. „Ich weiss," schloss er, „dass der Kaiser sehr wenig aus dem Kö„nige von Schweden macht, aber ich kann ihm ver„sichern, dass ich eben so wenig mich um ihn be„kümmere, und dass ich ihn durchaus nicht im Min„desten fürchte." Er sagte diese letzten Worte nicht ohne eine Art von Aufwallung, denn er konnte leicht gereizt werden, und war im höchsten Grade für alle Einwirkungen empfindlich, die seinen hohen Standpunkt als König berührten.

Um sich der Stadt Frankfurt versichert zu halten,

vermochte der König den Magistrat, ihm den Eid der Treue zu leisten und sich den Beschlüssen der Leipziger Union anzuschliessen. Der religiösen Haltung der damaligen Zeit gemäss, wurde ein solches glückliches Ereigniss, selbst in der schwedischen Armee, durch Fasten und öffentliche Gebete gefeiert.

Gustav Adolph liess nun aus allen Städten des rechten Rheinufers die spanischen und lothringischen Truppen vertreiben, unerachtet er Spanien noch nicht den Krieg erklärt hatte. Allein diese Besatzungen waren ihm im Wege, und er setzte sich deshalb über die Formalitäten um so mehr hinweg, als die Spanier mit seinen Feinden in Verbindung standen.

Ungefähr um diese Zeit traf die Königin von Schweden in Frankfurt ein, indess hatte dies nicht den mindesten Einfluss auf die Fortsetzung der kriegerischen Unternehmungen, welche vielmehr der strengen Jahreszeit unerachtet weiter verfolgt wurden.

Bereits den 1. December war der König von Frankfurt nach Darmstadt aufgebrochen, hatte die Orte der Berg-Strasse besetzt und unternahm nun eine Recognoscirung jenseit des Rheins, welche ein unglückliches Ende hätte nehmen können. Gustav Adolph entging abermals der Gefahr, aufgehoben, oder niedergemacht zu werden.

Des Königs Hauptabsicht war jetzt auf Mainz gerichtet, wahrscheinlich um diese liguistische Hauptstadt nebst dem dazu gehörigen Landstrich in Besitz zu nehmen und dadurch den evangelischen Fürsten am Rhein die Ueberhand zu verschaffen. Er ging daher,

wiewohl mit vieler Mühe, weil es an Schiffen fehlte, zwischen Gernsheim und Stockstadt am 8. December über den Rhein, und nahm Oppenheim mit Sturm weg. Nun wurde Mainz eingeschlossen und zur Belagerung alle Anstalt getroffen. Der Landgraf von Hessen-Cassel schloss die Festung auf dem rechten Rheinufer ein.

Der spanische Commandant des Orts, Don Sylva, hatte eine Garnison von nur 2000 Mann, aber eine desto bessere castilianische Meinung von sich, als er dem Churfürsten von Mainz auf dessen Besorgnisse antwortete, er habe mehr Soldaten, als nöthig wären drei Könige von Schweden zu schlagen. Indess erfüllte er seine Verheissung nicht sonderlich, sondern capitulirte schon den 13. December und erhielt freien Abzug. Gustav Adolph liess nun das unter dem Namen der Gustavsburg bekannte Fort von sechs Bastionen am Zusammenfluss des Mains und des Rheins anlegen, welches jedoch in der Folge wieder eingegangen oder demolirt worden ist.

Jetzt erst gab der König seiner Armee einige Ruhe in Cantonirungs-Quartieren um Mainz, während er selbst nach Frankfurt zurückkehrte. Hier traf er den Kanzler Oxenstiern an, der ihn auf die oben erwähnte Art anredete. Es ist indess auffallend, dass der König sich mit den Operationen bis an den Rhein noch nicht befriedigt fand, sondern sie wahrscheinlich weiter fortgesetzt haben würde, wenn nicht andere Ereignisse dazwischen gekommen wären. Dies gab zu den sonderbarsten Vermuthungen an den katholischen Höfen Ver-

anlassung. Frankreich besorgte, dass der König von Schweden den Hugenotten zu Hülfe kommen möchte, und an andern Orten breitete man das Gerücht aus, dass er keineswegs gegen den Kaiser allein, sondern vielmehr gegen die katholische Religion Krieg führe, ja sogar, dass er den Kanzler Oxenstiern gegen den Kaiser und die Ligue in Deutschland lassen wolle, um über die Alpen zu gehen und den Papst zu unterjochen. Waren diese Gerüchte gleich übertrieben, so benutzten sie seine Widersacher dennoch, ihm zu schaden, worunter sich der nach Paris geflohene Bischof von Würzburg besonders auszeichnete. Nur der Cardinal Richelieu scheint ihn richtiger beurtheilt zu haben.

Dritter Feldzug in Deutschland, 1632.

Bei dem Uebergang über den Rhein hatte die in Worms befindliche lothringische Garnison diese Stadt sofort geräumt und sich nach ihrem Lande zurückgezogen, aber bei ihrem Marsch grosse Grausamkeiten verübt. Dies empörte den König von Schweden, der eine äusserst strenge Mannszucht in seiner Armee hielt, in hohem Grade. Er beschloss daher, den Herzog von Lothringen für den dem Kaiser geleisteten Beistand zu züchtigen, wodurch er indess seine Operationen noch weiter gegen die Grenzen Frankreichs ausgedehnt haben würde. Ehe Gustav Adolph jedoch nach Lothringen marschirte, schrieb er dem Herzog,

verwies ihm sein Benehmen, und äusserte sich über seine Absichten mit dem Hinzufügen, dass der Hass gegen die katholische Religion keineswegs die Triebfeder seiner Handlungen sei. Er frug ihn nun, ob der Herzog sein Freund sein und also ohne Zeitverlust alle seine Truppen von der kaiserlichen Armée abrufen, oder ob er sein Feind sein wolle? In letzterem Fall würde er ihn sogleich feindlich behandeln. Der Herzog schickte sich in die Nothwendigkeit und antwortete dem König auf eine befriedigende Weise. Hierdurch wurde die Expedition nach Lothringen vermieden, der Herzog wurde jedoch von dem König von Frankreich ungleich weniger glimpflich behandelt, und musste auf die Verbindung mit dem Kaiser Verzicht thun.

Die eben bemerkten Gerüchte über die weitern Absichten Gustav Adolph's hatten zwar noch bis jetzt seinen Verhältnissen mit dem französischen Hofe keinen eigentlichen Eintrag gethan; indess, um die Gesinnungen des schwedischen Monarchen zu erfahren, liess ihn dennoch jener Hof ersuchen, nicht bis nach dem Elsass vorzudringen, welche Provinz Frankreich angreifen wolle.

Dies war ein Antrag, der Gustav Adolph's Unwillen reizen mochte. Mit einer unumwundenen und seltenen Freimüthigkeit erklärte er also dem französischen Hofe: „er sei nicht, um das deutsche Reich zu unterdrücken, sondern um dasselbe zu beschützen gekommen, er wolle es in seinen ursprünglichen Zustand zurück versetzen, nicht aber zergliedern, und er würde niemals zugeben, dass eine Provinz davon los-

gerissen würde." Es ist wohl möglich, dass der König unter gewissem Vorbehalt diese Erklärung gegeben haben mag, und es kann ihm nicht verdacht werden, wenn er eine Anerkennung seiner Mühen und der Gefahren verlangte, die aus der Vertheidigung der germanischen Freiheit für ihn, für seine Armee und für seinen Staat hervorgehen konnten, dass er also hoffte, auch für sein Vaterland bei der glücklichen Beendigung des Krieges etwas thun zu können, und die Grösse, den Glanz, die Wohlfahrt desselben mit der von Deutschland zugleich befördert zu sehen. Dass er aber einzig und allein seine Person und seinen Ehrgeiz, oder die Gloriole eines Eroberers hätte obenan stellen, oder endlich gar feindselige Absichten gegen das von ihm beschützte Deutschland hegen sollen, will einem aufmerksamen Beobachter seiner durch die That gezeigten Gesinnungen und seiner Lebens-Haltung nicht einleuchten. Könnte ein Charakter, wie der Gustav Adolph's, der so viele grossmüthige Gedanken bei jeder Gelegenheit, selbst im gereizten Zustande äusserte jemals eine chamäleonsartige Natur zeigen: dann möchten wohl zu wenige Ausnahmen zu finden sein, als dass man nicht über das Menschengeschlecht das Verdammungsurtheil aussprechen sollte. Wenn daher Mauvillon in seiner Geschichte dieses Monarchen und Andere meinen, dass die in seiner Erklärung gegen Frankreich geäusserten Gesinnungen nichts weiter als ein Deckmantel gewesen wären, um seine weniger interessirten Absichten zu verbergen, so ist dies offenbar ein zu hartes, vielleicht liebloses Urtheil. Denn die Gründe,

dass Gustav Adolph sich den österreichischen Antheil des Markgrafthums Burgau habe zueignen, und den Namen der Stadt Günzburg in Adolphsburg habe verändern wollen, oder dass er auf Magdeburg Absichten gehabt, sind von sehr untergeordneter Art und wollen wohl nicht viel sagen. Wollte man aber verlangen, dass Gustav Adolph sein Unternehmen für Deutschland geradezu für gar nichts ausführen sollte, so ist dies offenbar zu viel. Deutschland war auf dem Punkt seine alte Freiheit zu verlieren, und wäre aus einer germanischen Monarchie zur Provinz eines unumschränkten Beherrschers herabgesunken, in welchem Zustande alle und jede Freiheiten seiner Fürsten und Städte erloschen sein würden. Man darf daher wohl mit Recht fragen, ob der Retter aus dieser Lage, gar keinen Anspruch auf ein Besitzthum in dem grossen Lande hatte, welches er durch seinen Degen sich selbst erhielt. Wahrlich, hätte dieser König sein Werk vollenden können, es dürfte wohl nicht zu viel gewesen sein, wenn wenigstens alle seine Religionsverwandten sich an ihn allein angeschlossen, und ihn zu ihrem Oberhaupt erwählt hätten, denn nur durch ihn, der mit geringen Mitteln angefangen hatte, waren sie im Besitz ihrer alten Rechte geblieben, welche sie nicht mehr vertheidigen konnten. Wirft man dagegen ein, dass die Einheit Deutschlands dadurch verloren gegangen wäre, so kann man fragen, ob sie seit dem Jahre 1648 wirklich fortbestanden hat, und ob die langsam vorbereitete Auflösung des germanischen Staatenbundes nicht schon längst vorhanden war, und aus der Reformation hervorgehen musste, so gross die

Wohlthat dieses Weltereignisses auch sein mag. Vielleicht würde eine friedliche Trennung des südlichen Deutschlands von dem nördlichen, nur heilbringende Folgen gehabt haben, weil zwischen beiden Landestheilen wirklich in jeder Beziehung ein wesentlicher Unterschied Statt findet, und sogar sich nicht absehen lässt, welche Veränderungen ihnen noch in der Zukunft bevorstehen. Es dürfte daher einen Standpunkt geben, aus welchem Gustav Adolph's sogenannte ehrgeizige Absichten sich eher rechtfertigen als tadeln liessen. Wenigstens lässt sich jener Tadel der Geschichtschreiber füglich zurückweisen und nur dadurch entschuldigen, dass er auf irrthümliche Ansichten gegründet ist. Hätte Gustav Adolph das deutsche Staatsrecht mit dem Schwerte durchhauen wollen, so würde er nur jenen Tadel verdienen. War er aber durch Abtretungen oder durch den Erwerb von Ländern, deren Fürsten eigentlich durch die Reformation aufgehört hatten zu existiren, zu Besitzthümern gelangt, kurz, trat er am Ende des Kampfes als angesessener Fürst hervor, so konnte die Wahl zum Oberhaupt nicht als unrechtmässig betrachtet werden. Vielleicht hatte der Churfürst von Sachsen sich Aehnliches gedacht, als er nach der Leipziger Schlacht von der römischen Königskrone einige Worte verlauten liess. Was damals die Dankbarkeit diesem Fürsten eingab, hätte späterhin leicht vor dem ganzen nördlichen Deutschland ausgesprochen werden können, und schwerlich möchte ein Schriftsteller der Nachwelt etwas dagegen einzuwenden gehabt haben.

Die obige, den Absichten Frankreichs auf das Elsass in den Weg tretende Erklärung des Königs von Schweden, muss indess nicht gradezu einen widrigen Eindruck hervorgebracht haben, denn es wurde ihm darauf der Antrag gemacht, die in Lothringen befindliche französische Armee nach Deutschland vorrücken zu lassen. Hierauf erwiederte Gustav Adolph, dass sich seine Armee mit der französischen schwerlich vertragen würde, und der König von Frankreich daher besser thun dürfte, die Spanier in Catalonien anzugreifen. In Deutschland hoffe er es allein mit dem Feinde aufnehmen zu können. Diese Antwort, mit welcher sich der Cardinal Richelieu begnügen musste, bezeichnet hinlänglich die Stellung, in welche Gustav Adolph sich zu dem französischen Cabinet gebracht hatte, und das Interesse welches Frankreich, wiewohl aus andern Gründen als den seinigen, an ihn festhielt.

Richelieu, welcher die Absichten der Ligue, sich unter religiösem Vorwand an den Kaiser anzuschliessen, durchschaute und den letztern gern allein stehend gesehen hätte, schickte den Marquis von Brezé als Gesandten an den König von Schweden, während Gustav Adolph ein Gleiches an den König Ludwig XIII., welcher in Metz anwesend war, gethan hatte, um ihm eine Zusammenkunft antragen zu lassen. Der Marquis von Brezé entschuldigte den König von Frankreich, und die Zusammenkunft unterblieb. Die Hauptabsicht des Gesandten ging aber darauf hinaus, eine Neutralität für die Fürsten der Ligue zu negociiren. Anfänglich konnte man sich hierüber nicht einigen;

endlich liess der König von Schweden dem Gesandten die Bedingungen mittheilen, unter welchen er einen Neutralitäts-Vergleich mit den Fürsten der Ligue abschliessen wolle. Dies Project, obgleich man die darin festgestellten Forderungen nicht geradezu für übertrieben halten kann, ist ganz in dem Ton eines mächtigen Siegers abgefasst, der für das Versprechen, sein Recht nicht ferner geltend machen zu wollen, eine uneingeschränkte Fügung in seinen Willen verlangt. Zugleich geht daraus die völlige Übereinstimmung hervor, welche zwischen Schweden und Frankreich obwaltete, wie auch dass der Cardinal Richelieu in Angelegenheiten die nicht zu den Hauptsachen gehörten, nachgebend war und sich nach dem Verlangen Gustav Adolph's fügte.

Allein der Churfürst von Baiern setzte unter der Hand seine Werbungen und Rüstungen fort, und hatte nur einen vierzehntägigen Waffenstillstand angenommen, um Zeit zu gewinnen. Als der König von Schweden hiervon durch aufgefangene Briefe vergewissert wurde, hatte das Neutralitätsproject und die Negociation der französischen Diplomaten ein Ende erreicht.

Übrigens versuchte Gustav Adolph, den Kaiser von andern Orten her, so viel als möglich durch Diversionen beschäftigen zu können, und wandte sich deshalb an den Fürsten Ragotzi von Siebenbürgen, so wie auch an die mit dem Kaiser bereits in Zwistigkeit gerathene Republik Venedig. Indess wollten diese Versuche nicht gelingen, und es blieb ihm nur übrig, sich an die Fürsten der Ligue schadlos zu halten.

Der Churfürst von Trier hatte unter dem Schutz von Frankreich die Neutralität ergriffen, worüber der König deshalb ungehalten wurde, weil er ihm dieselbe unter gewissen Bedingungen bereits hatte antragen lassen. Der Churfürst bequemte sich daher, den Schweden den Durchmarsch durch sein Gebiet zu verstatten, und zuzugeben dass die Spanier durch die Schweden und Franzosen aus seinen Staaten vertrieben werden könnten.

Mittlerweile zogen die spanischen Truppen sich an der Mosel zusammen, und Gustav Adolph rückte ihnen mit einem Theil seiner Armee entgegen. Der Rheingraf Otto Ludwig, welcher die Avantgarde commandirte, griff sie in der Gegend von Creuznach an und schlug sie, wobei sich ihr Verlust auf 700 Mann an Todten und vielen Gefangenen nebst acht Standarten belief. Die Stadt Creuznach*) und mehrere andere befestigte Orte fielen hierauf den Schweden in die Hände.

Man ist der Meinung, dass der König Gustav Adolph zu dieser Zeit die Absicht gehabt habe, in die Niederlande einzudringen, um die Spanier gänzlich zu vertreiben, und dass er deshalb die Generalstaaten zur Mitwirkung aufgefordert habe. Hätte Gustav Adolph noch eine zweite Armee gehabt, um sie den Unternehmungen seiner Feinde von Baiern aus entgegen setzen zu können, so würde ein solcher Entwurf

*) S. Chemnitz 1r Th. pag. 286. Mauvillon setzt dies Ereigniss weit später an; man darf jedoch nicht zweifeln, dass der Historiograph genauer davon unterrichtet gewesen sein wird.

vielleicht ausführbar gewesen sein, wenn derselbe nicht von Seiten Frankreichs und Englands Hindernisse gefunden hätte. Allein ohne solche bedeutenden Streitmittel scheint die Vernachlässigung des Grafen Tilly, welcher jetzt wieder an der Spitze einer ansehnlichen Armee in Baiern stand, nicht gut haben Statt finden zu können. Jener Entwurf Gustav Adolph's, im Fall dieser Fürst einen solchen gehabt haben sollte, blieb endlich dadurch unausgeführt, dass die Holländer ihm die Versicherung gaben, den Spaniern in den Niederlanden hinreichend Beschäftigung zu verschaffen, damit sie dem Kaiser keinen Beistand zu leisten vermöchten, und dass endlich auch noch Nachrichten von der Tilly'schen Armee einliefen, welche den weitern Operationen gegen die Spanier ein Ziel settzen.

Nunmehr sollte der Churfürst von Köln an die Reihe kommen, wozu auch alle Einleitungen getroffen wurden. Indess kamen wichtigere Umstände dazwischen, und die Ausführung wurde aufgeschoben.

Mitten unter diesen kriegerischen Beschäftigungen, trat der König zu Anfang des Jahres 1632 mit Friedensvorschlägen hervor, welche, wenn man ihren Inhalt mit den damaligen Zeitumständen vergleicht, in der That von einer solchen Beschaffenheit sind, dass sich vorhersehn lassen musste, wie sie von den feindlichen Mächten aufgenommen werden würden. Um die Gesinnungen seiner Gegner zu erforschen, waren sie offenbar zu schroff abgefasst worden, denn sie entschieden Sachen, über welche man eben im Streit war und über die das Recht der Waffen

noch nicht entschieden hatte. Ausserdem aber offenbarten sie Absichten, welche vielleicht noch verborgen bleiben, oder auf einem andern Wege, als eine Erklärung der evangelischen Stände, angemessener der Gegenpartei vorgelegt werden konnten.

Der Hauptinhalt dieser Friedensvorschläge*) bezweckt zuvörderst eine völlige Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken in ganz Deutschland, die Aufhebung des Restitutions-Edikts, die Wiedereinsetzung des Churfürsten von der Pfalz, die Vertreibung der Jesuiten, ferner Manches, wie solches nachher in dem grossen Friedensschluss wirklich stipulirt, dagegen Anderes, was selbst im Jahr 1648 nicht festgesetzt wurde. Vor Allem aber ist ein Artikel merkwürdig, in welchem es heisst: „Sr. Majestät der Kö„nig von Schweden sollen zum römischen König er„wählt werden, weil Sie das Reich vom Unter„gang gerettet haben." — Dieser Gedanke wurde also nun unverholen und öffentlich ausgesprochen, und zwar durch den Monarchen selbst. Es stand zu besorgen, dass wenn der König von Schweden nicht gänzlich der Gesinnungen der protestantischen Reichsstände gewiss war, diese Verlautbarung mehr schaden als nutzen konnte. Denn von je her war die Verfassung Deutschlands als etwas Heiliges betrachtet worden, woran die Hand anzulegen für ein Sacrile-

*) Sie stehen umständlich in *Mauvillon's Histoire de Gustave Adolphe*, pag. 448. Desgleichen s. *Theatrum europaeum*, zweiter Theil [vom J. 1629 bis 1633] pag. 592., unter der Randbemerkung: „Postulata des Königs in Schwe„den an Chur-Baiern und andere katholische Reichsstände." Ferner im *Soldat Suédois*, p. 212.

gium gehalten wurde, dergestalt dass es den Protestanten, die freilich immer der schwächere Theil geblieben waren, gar nicht einfiel, die kaiserliche Krone einem Fürsten ihrer Confession jemals angetragen zu sehen, weil dies ganz ausserhalb der Reichsverfassung lag, und den katholischen Glaubensgenossen als ein Gränel vorkam. Es musste also den Zeitgenossen auffallen, und ist sogar den befangenen Nachkommen auffallend geblieben, dass ein ausländischer Monarch, mochte er noch so grosse Verdienste um Deutschland besitzen, ja selbst dies Reich vom Untergange gerettet haben, nach der höchsten Würde in der Christenheit streben konnte: und dies ist es, was man Gustav Adolph nicht hat verzeihen können, und worin man einen unermesslichen Ehrgeiz hat sehen wollen.

Obgleich nun hierüber noch Vieles zu bemerken übrig bleibt, so müssen wir uns doch mit den vorhin angeführten Gedanken begnügen, und lediglich bei der Wirkung stehn bleiben, die eine solche Aeusserung, wie schon erwähnt worden ist, hervorbringen musste. Hier aber bleibt nur zu bedauern, dass Gustav Adolph jene Erklärung, nach welcher er die römische Königskrone als den Preiss seiner Anstrengungen verlangte, wenigstens in dem damaligen Zeitpunkt, nicht noch vermieden hat. Es scheint dies ein politischer Fehler zu sein, durch welchen Oel in das Feuer gegossen wurde, wodurch die Erbitterung der altgläubigen Katholiken vergrössert werden, und, wenn nicht höchst entscheidende Schläge des Glücks zu seinem Vortheil erfolgten, der Zeitpunkt zu Erfüllung seiner Bestre-

bungen nur entfernt werden musste. Ob jene Erklärung mit der Zustimmung des Kanzlers Oxenstiern geschehen ist, bleibt ungewiss und sogar zu bezweifeln. Immer aber musste sie das Vertrauen zu dem König untergraben, und insbesondere auf die Churfürsten, nicht nur katholischen Glaubens, sondern auch derer von Sachsen und von Brandenburg nachtheilig wirken, insbesondere wenn jene Aeusserung, wie wahrscheinlich ist, ohne Wissen von diesen beiden letztern geschehen war. Es konnten hieraus höchst unangenehme Verhältnisse entstehen, und es bleibt deshalb unbegreiflich, wie der scharfsinnige König Gustav Adolph eine solche Clausel zur Sprache bringen konnte, in einer Zeit in welcher seine Macht noch nicht vollständig genug gegründet war. Wäre dies letztere der Fall gewesen, alsdann hätten seine übrigen politischen Entwürfe ebenfalls in das Leben treten können, da sie hingegen jetzt nur insofern eine Betrachtung erfordern, als aus ihnen, hauptsächlich aber aus der vorstehend erwähnten Hauptangelegenheit, der Charakter des Königs hervorgeht. Bemerkt muss jedoch werden, dass obgleich die Friedenspräliminarien das Gepräge einer grossen Zuversicht auf sein Glück an sich tragen, dessenungeachtet die nachtheiligen Schlüsse, welche man aus ihnen für den grossen Gustav Adolph zu ziehen gewagt hat, viel zu voreilig sind, und die Verdienste dieses Monarchen und Feldherrn um Deutschland, nicht schmälern können.

Am Rhein und auf dem Kriegstheater der Umgegend hatte der König völlig die Oberhand erlangt, und der Besitz von Mainz und Frankfurt, nebst mehreren

bedeutenden Orten, konnte seiner Herrschaft in dieser Gegend um so mehr zur Grundlage dienen, als die Truppen seiner Bundesgenossen, namentlich des Landgrafen von Hessen, in derselben zurückblieben, wozu noch ein Corps Schweden kam, an dessen Spitze der General und Kanzler Oxenstiern stand, welchem die Absichten seines Monarchen genau bekannt waren. In Franken war, wie wir wissen, der Feldmarschall Horn mit einem Corps von 8 bis 10,000 Mann gelassen worden, jedoch jetzt zu schwach, um der zu ansehnlicher Stärke gelangten Armee des Grafen Tilly Widerstand leisten zu können. Die Anwesenheit des Königs in Franken wurde dadurch unerlasslich, und er sah sich endlich genöthigt, die Armee welche er dorthin führen wollte, und welche aus 25000 Mann bestand, worunter 8000 Pferde Kavallerie waren, bei Aschaffenburg zusammenzuziehen und mit derselben den 6. März aus dasiger Gegend und von Steinheim, bis wohin der König von seiner Gemahlin und andern Fürsten begleitet wurde, aufzubrechen.

Tilly hatte sich endlich nach Franken in Bewegung gesetzt, und man kann nicht umhin, sein Zaudern gegen das schwache Corps des Feldmarschalls Horn tadelnswerth zu finden, wenn man bedenkt, dass es für ihn die Hauptsache war, sich dieses Feindes zu entledigen. Indess ist es möglich, dass mancherlei Ursachen ihn mögen davon abgehalten haben, worunter auch der vierzehntägige Waffenstillstand gerechnet werden kann, die Weisungen die er erhalten hatte, ungerechnet. Der Vormarsch Tilly's nach Franken war

wieder mit den grössten Gewaltthätigkeiten in den protestantischen Ländern verbunden, bei welchen die Gräber selbst nicht verschont blieben, und die Gruft eines Marggrafen von Anspach geplündert wurde. Dies musste zu einer Erbitterung führen, von welcher man in unsern Zeiten kaum einen Begriff haben kann.

Der Feldmarschall Horn hatte mit der Belagerung von Höchstadt an der Aisch seine Operationen angefangen, ein kleines feindliches Corps von 500 Mann Infanterie und 500 Pferden, welches von Forchheim kam, zurückgeworfen und Höchstadt erobert. Er besetzte Bamberg, bei welcher Gelegenheit die dasigen Bürger ihm während der Capitulation einen hinterlistigen Streich spielten, und die Stadt eigentlich ohne Vergleich in seine Hände gerieth. Eine solche Treulosigkeit würde von Seiten der damaligen kaiserlichen Befehlshaber vielleicht ein Gegenstück zu der Eroberung von Magdeburg gegeben haben, und verdient deshalb wohl eine Bemerkung, indem der Feldmarschall Horn sich begnügte, die Truppen in der Nacht unter dem Gewehr zu behalten, und am folgenden Tage nur die Häuser der Rädelsführer, der Jesuiten und einiger abwesender Domherren Preis zu geben. Sonst aber geschahen keine Excesse, und die schwedischen Truppen erhielten ihren Ruf unbefleckt. Tilly stand bei Nördlingen und versammelte auf Befehl seine Armee bei Neumark, von wo aus er mit 20,000 Mann gegen Bamberg vorrückte.

Horn beschloss Bamberg in Vertheidigungsstand zu setzen, hatte aber seine Verschanzungen noch nicht

vollendet, als sich am 28. Februar die Spitze der feindliche Kavallerie zeigte. Durch ein Missverständniss liess sich eins seiner Kavallerie-Regimenter in ein Gefecht ein, ward geworfen und warf seiner Seits ein neu geworbenes schwedisches Regiment beim Rückzuge über den Haufen. Die Unordnung bemeisterte sich der übrigen Truppen, sie verliessen die Verschanzungen und flohen über die Brücke der Rednitz nach der Stadt. Der Feind drang mit den Fliehenden zugleich ein, und Horn gerieth in Gefahr seine Artillerie und seine ganze Bagage zu verlieren, und was das Uebelste war, bloss von der feindlichen Avantgarde aus seinen Verschanzungen und aus Bamberg auf eine schimpfliche Weise gejagt zu werden. Dies war der rechte Augenblick, in welchem der commandirende General selbst den Degen ziehen und seine Truppen gegen den Feind führen muss. Horn nahm daher ein Infanterie- und ein Kavallerie-Regiment, warf sich damit dem Feinde entgegen, trieb ihn wieder über die Brücke zurück und hielt ihn so lange auf, bis diese Brücke hinreichend abgebrochen und unbrauchbar gemacht worden war. Dann schickte er alles Fuhrwerk fort, liess die Artillerie einschiffen und marschirte bis Eltmann, wo er den Main passirte und jenseits eine Stellung nahm. Der Verlust soll auf jeder Seite etwa aus dreihundert Mann bestanden haben.

Dies Ereigniss beschleunigte den Abmarsch des Königs, welcher sich nun sogleich in Bewegung setzte.

Horn hatte sich unterdess bis Hassfurt gezogen, und

Tilly war ihm über den Main gefolgt, wobei er einige Kavallerie-Regimenter bis Zeyl, eine Meile von Hassfurt, vorpoussirte. Dies erfuhr Horn und beschloss, zu Ahndung seines Missgeschicks bei Bamberg, die Auftritte von Burgstall bei Wolmirstedt hier zu wiederholen. Er erhielt nun die noch genauere Nachricht, dass nämlich der Feind mit vier Regimentern Kavallerie bei Hallstadt und mit zweien bei Oberheit stände, und nahm sich vor, die letzteren als die Entferntesten zu überfallen. Dieses Project gelang vollkommen, indem die beiden Regimenter fast ganz zu Grunde gerichtet und zwei Standarten erobert, die ganze Bagage aber verbrannt wurde. Zugleich jagte Horn ein in der Nähe stehendes Corps Croaten in den Rhein, und kehrte ohne bedeutenden Verlust nach Hassfurt zurück.

Eine solche, von Unternehmungsgeist zeugende Expedition brachte den Feind auf die Beine und reizte ihn zur Thätigkeit. Tilly ging nun mit seiner ganzen Armee auf Hassfurt los, um die Schweden mit Uebermacht anzugreifen. Allein der aufmerksame Horn entzog sich der Schlinge. Er schickte seine Impedimente nach Schweinfurt und folgte unter den gehörigen Präcautionen mit seinen Truppen dorthin. Schweinfurt liess er möglichst in Vertheidigungstand setzen, legte in den Ort drei Regimenter Infanterie, und marschirte mit den übrigen Truppen dieser Waffe nach Geldersheim. Die Kavallerie liess er hinter Schweinfurt cantoniren, und in dieser Stellung wartete er die Ankunft des Königs ab.

Gutav Adolph traf den 11. März in Dettelbach

ein, und befahl nun dem Feldmarschall Horn sich mit ihm zu vereinigen, welches bei Kitzingen geschah. Hierdurch wurde die Armee Gustav Adolph's 32,000 Mann stark. Ausserdem erwartete der König noch mehrere Verstärkungen nebst einem Corps unter dem Herzog Wilhelm von Weimar und beschloss, bis zu deren Ankunft in seiner Stellung zu verbleiben. Tilly blieb im Bambergschen ebenfalls in der seinigen ruhig stehen.

Unterdessen hatte der General Banner, (welcher mit 8000 Mann in Niedersachsen stand,) den Commandanten von Magdeburg zu capituliren vermocht, welche Verhandlung jedoch durch die Annäherung des Generals Pappenheim unterbrochen wurde. Dieser letztere war Willens die Schweden anzugreifen, allein sein Vorhaben wurde durch Zufall entdeckt, und Banner bezog nun bei Calbe eine sehr vortheilhafte Stellung, worauf Pappenheim die Stadt Magdeburg gänzlich räumen, aber auch die Brücken über die Elbe und mehrere Häuser abbrennen liess, um sich dem im Abmarsch begriffenen Herzog Georg von Lüneburg entgegenzustellen. Banner besetzte hierauf Magdeburg, dann folgte er dem Grafen Pappenheim und vereinigte sich mit dem Herzog Wilhelm von Weimar, worauf der Feind nach Westphalen marschirte. Der eben genannte Fürst eroberte alsdann Göttingen, besetzte Duderstadt, und wurde hierauf nebst dem General Banner zur Armee des Königs gerufen. Dagegen sollte der Landgraf Wilhelm von Hessen - Cassel Ober-Hessen vom Feinde reinigen, und die Operationen des Herzogs von Lüneburg, des Bischofs von Bremen und

der niedersächsischen Kreistruppen unterstützen, zu welchem Ende ebenfalls die Generale Baudissin und Tott von Mecklenburg nach der Weser marschiren mussten. Diesen Veranstaltungen widersetzte sich Pappenheim auf mannigfache Weise, störte die Vereinigung der Alliirten, nöthigte Tott, die Belagerung von Stade aufzuheben, und musste sich endlich zurückziehen, worauf er seinen Marsch nach Westphalen und Hessen richtete. Hier setzte er sich in der Gegend von Cassel fest, bestand manche glückliche Gefechte und wurde dann nach Sachsen abgerufen. Der Herzog von Lüneburg und der General Baudissin, welcher an der Stelle des Generals Tott das Commando erhalten hatte, machte in Hessen, in Niedersachsen und in Westphalen grosse Fortschritte.

Der General und Kanzler Oxenstierna hatte indess gegen die Spanier, welche in die Unterpfalz eindringen wollten, zwar mehrere Vortheile erfochten, jedoch nicht die Besetzung von Speier verhindern können. Nun aber kamen ihm die Operationen des Prinzen von Oranien zu Hülfe, worauf der Feind Speier räumte, und Oxenstiern nach der Besetzung dieser Stadt und Verfolgung des Feindes sich wieder nach dem Main und Rhein zurückzog.

Endlich trat noch ein für die Angelegenheiten des Königs günstiges Ereigniss hinzu, indem der Herzog von Würtemberg sich öffentlich gegen den Kaiser erklärte. Er warb ein Corps von 8000 Mann, welche zwar als nicht sonderliche Soldaten bezeichnet, immer aber zu einer nützlichen Diversion ge-

braucht werden konnten. Hierzu liess der König einige Regimenter im Elsass werben, und alte Truppen von dem Corps des Generals und Kanzlers Oxenstiern stossen, welche unter dem Feldmarschall Horn in das Markgrafthum Baden-Durlach rücken mussten, um dessen kaiserlich gesinnten Fürsten zu züchtigen. Alsdann marschirten sie nach dem Elsass, und Horn erfüllte auf eine glückliche Art den Zweck dieser Expedition, welche den kaiserlichen Truppen eine neue Beschäftigung geben musste.

Es bedarf keiner besonderen Auseinandersetzung, dass durch alle jene verschiedenen Bewegungen zu Anfange des Jahres 1632, die Angelegenheiten des Kaisers in eine sehr nachtheilige Lage gekommen waren. Von der Ostsee bis zu den Grenzen von Frankreich und von der Schweiz war Gustav Adolph siegreich, und befand sich jetzt mit seiner Armee in dem Herzen von Deutschland. Frankreich schien auf dem Punkt loszubrechen, und mit einer zahlreichen Armee in das Erzbisthum Trier zu rücken; der Churfürst von Mainz, die Bischöfe von Würzburg und von Bamberg waren aus ihren Staaten entflohen; der Churfürst von Sachsen hatte fast ganz Böhmen im Besitz; der Herzog von Lothringen war entwaffnet, und die Verbindung mit dem Kaiser aufzugeben gezwungen; der Churfürst von Trier endlich war neutral. Alle Protestanten standen bewaffnet da, und die Landleute des Landes ob der Ems waren im offenen Aufstande begriffen. Der Churfürst von Baiern war unzuverlässig, die Spanier waren geschlagen und fast ganz aus der Unter-

pfalz vertrieben; die Türken, einem nahen völligen Bruch, wie es allen Anschein hatte, geneigt; ja sogar die Schweizer den Schweden ergeben, für welche sie die freie Werbung in ihrem Lande verstatteten.

In dieser grossen Verlegenheit hätte Ferdinand nur dadurch sich helfen können, wenn er selbst in Person seine Armeen mit Erfolg anzuführen vermocht hätte. Dieser Monarch war zwar dazu entschlossen, kam jedoch durch den Rath seiner Minister davon zurück, und nun blieb kein anderes Mittel übrig, als alle Bedingungen einzugehen, die Wallenstein seinem Herrn vorzuschreiben die Kühnheit hatte. Die Geschichte hat uns hiervon alle Umstände mit grösster Vollständigkeit aufbewahrt, und es geht daraus hervor, bis zu welchem Punkt ein treuloser Diener bei einem schwachen Fürsten es treiben kann, wenn er hoch genug steht, für unentbehrlich gehalten wird, und sich die bedrängte Lage seines Herrn schaamlos zu Nutze zu machen weiss. Die Bedingungen Wallensteins *) raubten dem Kaiser seine Souverainitäts-Rechte und

*) Zur Vertheidigung Wallensteins sagt man, dass die bekannt gewordenen Bedingungen unter welchen er das Commando wieder angenommen habe, nicht die wahren und richtigen wären. Wahr aber ist es, dass er durchaus vom Kaiser keine Befehle annahm, sondern sie mehr als einmal ganz unberücksichtigt liess; dass er für sich allein Unterhandlungen anfing, dass er ohne seine Zustimmung keinen kaiserlichen, an Andere gerichteten Befehl für gültig anerkannte, und dass er endlich den i. J. 1633 gefangen genommenen Grafen Thurn, welchen der Kaiser als den Urheber des Aufstands in Böhmen (1618) betrachtete und ausdrücklich befahl nach Wien zu schicken, kraft seiner mit dem Kaiser abgeschlossenen Capitulation in Freiheit setzte. Hieraus geht hervor, dass seine Vollmacht unbedingt war, und dass deren officielle Bekanntmachung unmöglich für den kaiserlichen Hof vortheilhaft sein konnte. Die Beschuldigung, er habe seine Vollmacht überschritten, musste folglich im Dunkeln bleiben. Die Katastrophe scheint dies und dadurch zugleich zu beweisen, dass Wallenstein dem Kaiser zu gefährlich geworden war, und dass

stellten den Verräther über seinen Herrn. Dessenungeachtet glaubte man ihm nachgeben zu müssen, und schloss den Handel ab, bei welchem es der Nachwelt schwer ist zu entscheiden, wer von beiden Contrahenten im nachtheiligsten Licht erscheint. Wallenstein sprach sein Todesurtheil selbst aus; aber nach einem solchen Handel konnte es nur auf eine unanständige Art vollzogen werden.

Sobald als der neue Dictator eine Truppenmasse zusammengebracht hatte, fing er mit der Vertreibung der Sachsen aus Böhmen und zugleich Unterhandlungen mit ihnen an, welche letzteren jedoch fruchtlos blieben. Dann nahm er Prag Anfangs des Monats Mai weg und hatte seine Gegner bald aus Böhmen fortgeschafft. Er wollte nun den Churfürsten von Sachsen zum Frieden zwingen, als Gustav Adolph's Fortschritte in Baiern ihn nöthigten, sich nach der Oberpfalz zur Unterstützung des Churfürsten von Baiern zu ziehen.

Bei der Ankunft des Königs von Schweden, zog sich Tilly aus dem Bisthum Bamberg nach Forchheim, um von dort nach dem Wunsch des Churfürsten gegen die Donau zu marschiren und dadurch Baiern zu beschützen. Er vermied die Annäherung gegen den Feind, umging von Erlangen aus Nürnberg und richtete seinen Marsch über Neumarkt nach Jngolstadt, woselbst er die Donau passirte und gegen den Lech vorrückte.

Die Operationen Gustav Adolph's wurden jetzt

es kein Mittel mehr gab, seine Sache durch richterlichen Ausspruch beendigen zu lassen, welches sonst gewiss vorzuziehen gewesen sein würde.

durch die Bewegungen des Feindes bestimmt, welchem der König nothwendiger Weise folgen und ihn anzugreifen suchen musste, um Baiern erobern und dann seine Unternehmungen gegen Oesterreich fortsetzen zu können. Es war dies zu jener Zeit noch möglich, da sich nicht absehen liess, ob Wallenstein so bald mit einer Armee im Felde erscheinen, und wenn auch dies Statt finden sollte, ob er nicht von den Sachsen in Böhmen würde hinreichend beschäftigt werden können. Der König von Schweden war nach der nunmehr Statt gefundenen Vereinigung mit dem Herzoge Wilhelm von Weimar und mit dem General Banner zwar an 45,000 Mann stark; er musste jedoch seine Kräfte concentrirt halten, um einen entscheidenden Schlag ausführen zu können. Diesen Voraussetzungen gemäss, liess er den Feldmarschall Horn bereits den 18. März mit der Avantgarde nach Windsheim aufbrechen, und folgte ihm den 20. bis in die Gegend von Fürth.

Von Fürth aus begab sich Gustav Adolph in Begleitung des Königs von Böhmen, Friedrich's von der Pfalz, nebst einem grossen Gefolge nach Nürnberg, woselbst er ausserordentlich empfangen wurde. Er ermahnte die Deputirten der Stadt, ihren Committenten zu eröffnen, sie möchten fest bei der einmal ergriffenen Verbindung für die gerechte Sache verbleiben, und stellte ihnen in einer langen Anrede vor, welches Verdienst die Stadt sich um die evangelische Religion erwerben und welches Bei-

spiel sie ihren Glaubensgenossen geben würde. Dann versicherte er der Stadt seinen besonderen Schutz und seine Hülfe. Denselben Abend ging der König wieder zur Armee ab, welche an diesem Tage bis Schwabach marschirt war. Von dort beobachtete er den feindlichen Marsch bis Neumark, verliess aber dann diese Marschdirection und rückte bis Donauwerth vor. Dieser Ort war durch eine feindliche Garnison unter dem Herzog von Lauenburg besetzt, welcher sich zu vertheidigen beschloss, nach Verlust einer auf dem Schellenberge angelegten Verschanzung jedoch genöthigt wurde, sich über die Donau zurückzuziehen. Er liess zwar die Brücke, wahrscheinlich nur zum Theil, hinter sich abbrechen, denn er wurde, wiewohl ohne besondere Wirkung verfolgt, und bald darauf ging die schwedische Armee über die Donau. Nicht länger, als vier und zwanzig Stunden hatte diese befestigte Stadt Widerstand zu leisten vermocht, bei welchem nebst dem Rückzuge der Feind 500 Mann an Todten verlor.

Gustav Adolph hatte nicht nöthig weit zu marschiren, um die feindliche Armee wiederzufinden, denn Tilly hatte mit derselben eine Stellung auf dem rechten Ufer des Lechs, da genommen wo derselbe sich mit der Donau vereinigt, an welche er den rechten Flügel der Armee gelehnt hatte. Vor der Fronte des Lagers befand sich der Lechfluss, und der linke Flügel wurde durch die Stadt Rain gedeckt. Im Rücken des Lagers floss der kleine Fluss, die Acha genannt.

Zur Sicherheit dieser Stellung hatte Tilly sämmtliche Brücken aufwärts des Lechs abbrechen und alle an diesem Fluss gelegenen Städte, bis Augsburg besetzen lassen. Insbesondere wurde der letzgenannte Ort in Vertheidigungsstand gesetzt und die dasige Bürgerschaft entwaffnet.

Diese Stellung der kaiserlichen Armee war äusserst vortheilhaft und schwer zu forciren, auch hatte der Churfürst von Baiern so viel als er nur vermochte, alle waffenfähige Mannschaft versammelt, welche er dem General Tilly in Person zuführte.

Der König von Schweden liess die Retranchements auf dem Schellenberge bei Donauwerth sogleich wiederherstellen, und setzte sich alsdann in den Besitz von allen zwischen der Donau und dem linken Lechufer gelegenen Orten von Donauwerth bis Ulm, welche ihm eine grosse Anzahl Schlachtvieh und andere Subsistenzmittel lieferten. Das Lager der schwedischen Armee wurde bei Nordheim unweit dem Lech genommen, von wo aus der König die feindliche Stellung auf das Genaueste recognoscirte.

Es kam jetzt darauf an, den Feind aus seinem festen Posten zu vertreiben, um sodann in das Innere von Baiern zu dringen. Vielleicht hätte dieser Zweck erreicht werden können, wenn die schwedische Armee oberhalb der Stadt Rain über den Lech gegangen wäre, wodurch sie sich zwischen die feindliche Stellung und München gesetzt, den Churfürsten von Baiern und Tilly aber genöthigt haben würde zurückzu-

gehen, einmal, weil sie schwerlich die Residenzstadt ohne Schwertschlag aufgegeben haben würden, und zweitens, weil sie in dem Winkel an der Donau und dem Lech hingedrückt waren, und wegen ihrer Subsistenz in Verlegenheit kommen konnten, ausserdem aber gezwungen worden wären, in einer unvortheilhaften Localität schlagen zu müssen. Die Rückzugslinie der Schweden konnte gesichert bleiben*); diejenige der baierschen Armee hingegen würde auf Neuburg an der Donau gegangen sein, und in der Beschaffenheit des dasigen Landstrichs manche Schwierigkeit gefunden haben.

Gustav Adolph zog jedoch allen andern Berücksichtigungen den unmittelbaren Angriff des feindlichen Retranchements vor. Denn als in einem Kriegsrath diese Angelegenheit debattirt wurde, und der Feldmarschall Horn die damit verbundenen Bedenklichkeiten zur Sprache brachte, auch vorschlug nach Böhmen zu marschiren, um die Anstalten Wallenstein's zu hintertreiben, wobei ein Corps an der Donau zur Beobachtung der Tilly'schen Armee hätte zurückbleiben müssen, soll der König, wie Alexander am Granicus, ausgerufen haben: „Wir haben ein Meer (die Ostsee) durchschifft, und so viele andere Flüsse überschritten, und sollten einen so kleinen Bach fürchten!" Es konnte also nur von den dazu gehörigen Dispositionen die Rede sein. Diese wurden dadurch einigermas-

*) Die kleinen feindlichen Posten längs der Donau wollten nicht viel bedeuten, und hätten bald genommen werden können. Selbst Augsburg würde nicht lange widerstanden haben.

sen erleichtert, dass das linke Lechufer um einige Fuss das rechte dominirte, dass ferner der Fluss auf schwedischer Seite einen eingehenden Bogen machte, in dessen Spitze die Brücke angelegt werden konnte, und welcher zur Anlegung von zwei grossen Batterien auf beiden Seiten der Brücke geeignet war, und dass endlich oberhalb der Brücke eine Furt entdeckt wurde, durch welche die Kavallerie den Fluss zu passiren vermochte.

Nach diesen Angaben wurde die Disposition entworfen, zwei grosse Batterien von 72 Kanonen wurden an den Ufern etablirt, und mit deren kreuzendem Feuer der feindliche, in einem Gehölz stehende linke Flügel und das Centrum des Feindes beschossen. Um den Bau der Brücke zu verbergen, wurden grosse Feuer von feuchtem Stroh angezündet, deren Rauch die Arbeit mit einer Wolke bedeckte.

Als nach zwei Tagen die Brücke der Vollendung nahe war, liess der König 300 Mann in Fahrzeugen übersetzen, und am jenseitigen Ufer eine Flèche als Tête de pont aufwerfen. Das Feuer sowohl der Artillerie, als des kleinen Gewehrs hatte unter der Zeit ununterbrochen fortgedauert, und der König selbst war auf der Batterie gegenwärtig, und soll mit eigener Hand viele Geschütze abgefeuert haben. Sobald aber die Brücke und das jenseitige Retranchement vollendet waren schickte der König mehrere Infanterie und auch einige Artillerie über den Fluss, welche zwar vom Feinde sogleich angegriffen wurden, aber denselben zurückschlugen.

Unterdess defilirte die Kavallerie durch die etwas stromaufwärts vorhandene Furt, während die Infanterie über die Brücke den Fluss passirte. Der General Tilly führte nun in Person seine besten Truppen gegen die Schweden, welche der König selbst commandirte, konnte aber ihren völligen Aufmarsch nicht mehr hindern. Hauptsächlich scheint die Kavallerie hierbei gewirkt zu haben, welche eher als die feindliche formirt war, und daher deren einzeln herankommende Abtheilungen angriff und warf.

Nachdem das Gefecht einige Zeit mit der grössten Lebhaftigkeit gedauert hatte, wurde der General Tilly von einer Kanonenkugel am rechten Knie schwer verwundet, und kurz darauf der General Altringer am Kopf ebenfalls tödtlich verletzt. Die Unordnung nahm jetzt bei der kaiserlichen Infanterie überhand, und sie musste sich nach ihren Verschanzungen zurückziehn. Es war nun Abend geworden, die schwedischen Truppen waren erschöpft, und wahrscheinlich gleichfalls nicht in der Verfassung, um dem Feind rasch folgen und mit ihm zugleich in das Retranchement dringen, oder dasselbe sogleich angreifen zu können. Der König verfolgte daher den Feind nicht weiter, sondern blieb auf dem Schlachtfelde stehen.

Die kaiserlichen und baierschen Generale hatten, so wie ihre Truppen, einen entmuthigenden Eindruck erhalten, und es schien ihnen, wie es bei solchen Gelegenheit oft Statt findet, die Gefahr eines längern Widerstands grösser zu sein, als der Vortheil, den sie durch Behauptung ihres Postens erringen konnten.

Ihre Verschanzungen waren zwar noch unangetastet, und Gustav Adolph hätte sie nur mit grossen Opfern erobern können, im Fall es ihm nicht möglich war, dieselben mit einem Theil seiner Armee zu umgehen, sondern er einzig und allein auf einen Frontal-Angriff beschränkt blieb. Die kaiserlichen und baierischen Truppen waren indess zu einer hartnäckigen Vertheidigung nicht mehr in der so nothwendigen Spannung und Haltung, und dieser Umstand überwog freilich die Haltbarkeit welche das Retranchement an sich haben konnte, und gehört zu den Belägen wie gross der Eindruck ist, welchen Successe oder Niederlagen auf die Schlagfähigkeit der Truppen haben können. Wenn nun der anwesende Churfürst von Baiern und die übrigen Generale erwogen, dass bei einem Unglück der grösste Theil der Armee, und hiermit Baiern und Ober-Oesterreich verloren gehen könne, so folgte hieraus natürlich der Schluss, dass man sich zurückziehen und die Gemeinschaft mit Böhmen und mit dem Herzoge von Friedland zu erhalten suchen müsse, um in der Folge mit ihm gemeinschaftlich den König von Schweden angreifen zu können. Der Verlust der vereinigten kaiserlichen und baierischen Armee wurde auf 1200 Mann berechnet; der, der schwedischen Armee soll ungefähr von gleicher Grösse gewesen sein.

Als Gustav Adolph am folgenden Morgen das von den Feinden verlassene Retranchement in Augenschein nahm, soll er seine Verwunderung darüber geäussert haben, dass der Churfürst so bald dasselbe geräumt hatte. Man kann hierin dem tapfern Feldherrn nicht

ganz Unrecht geben, wenn man aus dieser Aeusserung abnimmt, dass des Königs Vorsatz war, das Lager nochmals an demselben Tage den 6ten April, anzugreifen und mit Sturm wegzunehmen. Er sah zuverlässig den grossen Verlust den ihm dieser Angriff würde zu Wege gebracht haben, ohne in dem Augenblick an die matte Vertheidigung zu denken, welche der Churfürst besorgte, und deren Voraussetzung ihn zum Rückzuge bewog. Wäre es jedoch möglich gewesen, die Zuversicht der Armee wieder zu beleben, so hätten auch wohl Anstalten getroffen werden können, ihren Rückzug, selbst für den Fall der gelungenen feindlichen Erstürmung des Retranchements dergestalt zu ordnen, dass deshalb noch nicht der Untergang der Armee herbeigeführt werden konnte. Da aber die Besorgniss bei den Anführern und bei den Truppen einmal die Überhand gewonnen hatte, so war in der Verwirrung weder an Anordnungen, noch an ihre Befolgung zu denken, und der Rückzug musste sogleich angetreten werden. Derselbe ging auf Neuburg und Ingolstadt, und der sterbende Tilly rieth vor Allem dem Churfürsten, Regensburg zu besetzen*).

Der König von Schweden verfolgte den Feind nicht weiter, wenigstens findet sich davon keine Spur in den verhandenen Nachrichten. Vielleicht wäre es rathsam gewesen, dem Feinde mit der ganzen Armee so schnell als möglich zu folgen, und ihn vor seiner Ankunft bei Neuburg oder Ingolstadt, noch zu einem nach-

*) S. Chemnitz 1. Th. p. 311.

theiligen Gefecht zu zwingen. Es war wenigstens die Hoffnung dazu vorhanden, in so fern dies jetzt beurtheilt werden kann. Ein solches Treffen hätte für den Churfürsten von Baiern von höchst unglücklichen Folgen sein können, und da derselbe nicht noch eine zweite Armee sogleich bereit hatte, so würde die Residenzstadt so wie das ganze Land, dem Sieger in die Hände gefallen sein, wenn auch noch einige befestigte Orte zu erobern übrig blieben. Die andern Plätze welche Tilly am Lech hatte besetzen lassen, insbesondere Augsburg, hätten füglich durch ein detaschirtes Corps können beobachtet oder angegriffen werden, wozu die königliche Armee stark genug war.

Von allem diesem geschah jedoch Nichts, und es finden sich in keinem Schriftsteller die Gründe angegeben, welche Gustav Adolph bewogen haben konnten, den Feind seinen Rückzug ungehindert fortsetzen zu lassen, um zuvörderst Rain und andere kleine Orte zu besetzen, dann aber nach Lechhausen vor Augsburg zu marschiren, und diese Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Erst von hier aus detaschirte der König 500 Pferde unter dem Obersten Landsberger nach Neuburg, von woher Deputirte an den König gekommen waren.

Mit Augsburg wurden Unterhandlungen angefangen, welche endlich dahin gediehen, dass der Commandant gegen freien Abzug den Ort räumte und nach Ingolstadt geleitet wurde. Augsburg nahm bereitwillig eine schwedische Besatzung ein, und die Bürgerschaft musste eidlich geloben, dem König treu zu bleiben,

wogegen ihr die Aufrechthaltung ihrer Privilegien versprochen wurde. Hieraus bestand die Huldigung, welche Augsburg dem König leistete, und welche übel ausgelegt wurde, wahrscheinlich aber nichts weiter als eine Garantie der Gesinnungen bedeuten sollte, da der König eine eigentliche Besitzergreifung schwerlich zuerst bei Augsburg angefangen haben würde.

Am 15ten April brach der König von Lechhausen nach Ingolstadt auf, bei welcher Festung der Churfürst von Baiern ein verschanztes Lager auf dem linken Ufer der Donau bezogen hatte *). Gustav Adolph rechnete, wie man glaubte, auf ein Einverständniss mit einem in der Festung befindlichen Obersten Fahrenbach, welcher ehedem in schwedischen Diensten gestanden hatte. Allein es wurde solches entdeckt, und dieser Officier arretirt.

Der König liess bald nach Berennung des Ortes die Laufgraben auf dem rechten Donauufer eröffnen und eine avancirte Verschanzung wegnehmen, erlitt aber bei dem Angriff eines andern vorliegenden Werks einen bedeutenden Verlust. Bei dieser Gelegenheit entging der Monarch abermals einer grossen Gefahr, indem er beim Recognosciren sich der Festung näherte, und das Pferd welches er ritt, erschossen wurde. Die Kanonenkugel, mit welcher dies geschah, drang nahe an der Wade des Königs durch das Pferd, wodurch

*) Die Widersprüche der Schriftsteller bei Angabe der Zeit, welche Gustav Adolph in Augsburg zubrachte, sind sehr gross. Indess ist es nicht wahrscheinlich, dass dieser Monarch sich daselbst lange aufgehalten hat. Chemnitz und der *Soldat Suédois* geben übereinstimmend den Abmarsch an, wie solcher obenstehend bemerkt worden ist.

derselbe, mit Blut und Staub bedeckt zur Erde stürzte. Ohne hierüber besonders aus der Fassung zu gerathen, bestieg er ein anderes Pferd und setzte seine Recognoscirung weiter fort. Indess ist leicht zu erachten, dass dieser Vorfall einen grossen Eindruck auf die Umgebungen des Königs und auf seine Armee hervorbringen musste. Es muss dies in keiner zu grossen Entfernung von der Festung geschehen sein, da die Belagerten das Pferd des Königs nach der Stadt schaffen konnten, wo sie die Haut desselben als eine Seltenheit im Zeughaus aufbewahrten. Kurz darauf verlor ein Prinz von Baden, dem der König vorzüglich gewogen war, durch eine Kanonenkugel sein Leben, und diese beiden Ereignisse gaben nach der Zurückkunft des Königs in das Lager Gelegenheit, dass er sich gegen die bei ihm versammelten Generale darüber umständlich ausliess. Die Worte des Monarchen tragen das Gepräge der feierlichen Stimmung, in der er sich befunden hatte, als er dem Tode entgangen war. Sie sind bemerkenswerth, nicht nur weil sie seinen religiösen Sinn schildern, sondern auch weil der König sich über die ehrgeizigen Plane die man ihm zur Last legte, die ihm also zur Kenntniss gekommen waren, und dann auch über seine Absichten, Deutschland „in seinem vorigen Stand und Ansehen zu bringen" ausspricht. Der fromme und tapfere König, wenn er sagt: „Ich nehme Gott und mein Gewis- „sen zu Zeugen," und alsdann sein bisheriges Verfahren und die Opfer, die er seinem Endzwecke gebracht hatte, durchgeht, kann unmöglich missverstanden

werden, oder gar in einem so feierlichen Augenblick Gedanken verborgen haben, die im Mindesten einer zweideutigen Auslegung fähig gewesen wären. Sein ganzer Charakter widerstrebt einer solchen unedelmüthigen Zumuthung. Was er auch gewollt haben mag, und wohin ihn bei längerm Leben die Ereignisse geführt haben möchten: immer darf man dreist behaupten, dass ein solcher Monarch, dessen Genius den Stempel der Unsterblichkeit an sich trug, niemals einen andern Ausgang gewählt haben würde, als einen solchen, der seinem Sinn für das Erhabene und Fleckenlose angemessen war. Er schloss mit den Worten: „Meine Rathschläge und Unternehmungen, die Mühse„ligkeiten die ich ausgestanden habe und noch aus„stehen werde, können mir das Zeugniss geben, dass „ich mein Reich und Alles was mir werth ist, in „keiner andern Absicht verlassen habe, als allein, „nächst meiner eignen Sicherheit, der grausamen Ty„rannei Einhalt zu thun und die evangelischen Für„sten und Stände Deutschlands in ihre vorige Frei„heit zu setzen und einen dauerhaften Frieden zu be„wirken." *)

Ingolstadt war wie bemerkt ist, eingeschlossen worden. Indess ist es wahrscheinlich, dass diese Ein-

*) S. Chemnitz, im I. Th. pag. 316, wo diese Anrede vollständig zu finden ist. Zu bemerken bleibt noch, dass der König Gustav Adolph gewohnt war, öffentlich lange und im Zusammenhange zu reden, weshalb in die Authenticität des Sinnes seiner Worte kein Zweifel gesetzt werden kann. Wenigstens ist die grösste Warscheinlichkeit deshalb vorhanden. Nach einem andern Schriftsteller soll der König noch hinzugesetzt haben: „Wer für die Ehre lebt, muss für das allgemeine Wohl zu sterben wissen," Worte welche seinen Sinn wenigstens ganz bezeichnen.

schliessung nicht vollständig genug hatte bewerkstelligt werden können, da der Churfürst von Baiern, nach Zurücklassung der zu einer kraftvollen Vertheidigung nöthigen Besatzung unter dem Grafen Tilly, Brudersohns des Generals, den 22. April sein Lager verliess und nach Regensburg marschirte. Es findet sich über diesen Abzug des Churfürsten keine Spur, dass derselbe von schwedischer Seite gestört worden wäre *). Es scheint hieraus zu erhellen, dass Ingolstadt auf dem linken Donau-Ufer entweder sehr unvollkommen, oder vielmehr gar nicht eingeschlossen worden war. Es muss daher keine Brücke über die Donau haben angelegt werden können, und der König nicht für rathsam gehalten haben, ein Corps bei Neuburg diesen Fluss passiren zu lassen, da die Communication fehlte. Der Feldmarschall Horn war längs der Donau gegen Regensburg detaschirt worden, erfuhr aber dass der Feind sich bereits im Besitz dieser Stadt befände, und kehrte daher bald zurück.

Während des Aufenthalts des Königs vor Ingolstadt fielen einige diplomatische Auftritte vor, da insbesondere der Churfürst von Baiern den bei ihm accreditirten Gesandten St. Etienne vermochte, bei dem König eine Neutralität zu negociiren, auch Friedensvorschläge zu thun. Hierbei ist für uns lediglich bemerkenswerth, auf welche Art Gustav Adolph den Ne-

*) Mauvillon setzt den Abmarsch der baierischen Armee von Ingolstadt auf den 22. Mai, dessen Uebersetzer hingegen auf den 22. April. Letzteres ist wahrscheinlicher, und stimmt mit den Angaben Anderer und mit der Berechnung der Zeit überein, dass der König schon Anfangs Mai, folglich nach Aufhebung der Belagerung von Ingolstadt, in München war.

[illegible] abfertigte. Er sah nämlich die eigentliche Absicht des Churfürsten sogleich durch, welche nur darin bestand, Zeit zu gewinnen, um desto sicherer seine Vereinigung mit Wallenstein bewirken zu können. Der König ertheilte also dem Diplomaten eine kurze abschlägige Antwort. Allein dieser liess sich nicht so leicht zurückweisen. Er erhielt hierauf eine sehr derbe Auseinandersetzung des Betragens des Churfürsten, und als er auch hiermit noch nicht zu beruhigen war, die gerade Erklärung, er hintergehe vorsätzlich den König; und da der Gesandte sich vernehmen liess, der König von Frankreich sei der Alliirte des Churfürsten, so erwiederte Gustav Adolph, er sei von der Fortdauer der Freundschaft des Königs von Frankreich zwar überzeugt; „will er aber," setzte er hinzu, „dem Churfürsten 40,000 Mann zu Hülfe „schicken, so mag es sein. Es ist mir gleichgültig, „mit welcher Nation ich Krieg führe" *).

Die Besitznahme von Regensburg sicherte dem Churfürsten die Gemeinschaft mit dem Herzog von Friedland, dessen Armee zu Ende des Aprils bereits zu bedeutender Stärke angewachsen war. Um nun den Churfürsten zum Rückmarsch in seine Staaten zu bewegen, hob der König Gustav Adolph die Belagerung von Ingolstadt auf, und beschloss in Baiern weiter vorzudringen. Mosburg, Landshut und das Stift Freisingen wurden daher von den Schweden besetzt, Ingol-

*) Mauvillon lässt den König von Schweden eine wortreiche Antwort ertheilen; sein Uebersetzer hingegen führt die oben stehende kürzere an, welche er aus den Memoiren der Königin Christine entnommen hat, und welche mit der Lebhaftigkeit des Königs übereinstimmt.

stadt jedoch fortwährend durch ein angemessenes Detachement beobachtet.

Diese Occupation Baierns war mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, weil die Schweden auf eine unbegreifliche Weise gehasst wurden. Wo sich einzelne Soldaten, oder kleine Detachements zeigten, wurden sie angegriffen, und wenn sie dem Landvolk in die Hände fielen, auf das Grausamste verstümmelt und zu Tode gemartert. Oeffentlich betete man in den Kirchen: „Erlöse uns Gott von dem Erbfeinde, dem schwedischen Teufel!" — Dies musste den König allerdings höchlich aufbringen. Indess vergalt er demungeachtet nicht Gleiches mit Gleichem. Er redete zwar den Bürgermeister von Landshut hart an, schonte jedoch der Stadt, welche mit einer Contribution von 100,000 Thalern davon kam. Eben daselbe widerfuhr München, welche Stadt dem Monarchen Deputirte entgegenschickte, die sehr gut empfangen wurden. Gustav Adolph äusserte gegen sie: „Ich könnte Magdeburg an Euch rächen, aber fürchtet nichts. Mein Wort gilt mehr, als alle Capitulationen."

Der König nahm sein Hauptquartier in der Stadt München, begleitet von dem König von Böhmen, Friedrich V. von Pfalz und mehreren Fürsten. Die Infanterie campirte in der Nähe, die Kavallerie wurde auf den Dörfern untergebracht. Man sagt, Friedrich V. und die andern Fürsten hätten den König gebeten, das churfürstliche Schloss in die Luft sprengen zu lassen, und es scheint dies nach vielen Zeugnissen wahrscheinlich zu sein. Allein ebenso gewiss ist es, dass Gustav Adolph einer solchen That nicht fähig war,

und daher sie ablehnte. Dagegen liess er die aus 140 Geschützen bestehende Artillerie des Zeughauses wegnehmen. Als charakteristisch für das Zeitalter und für den König darf noch erwähnt werden, dass als der Rector des Jesuiten-Collegiums den Monarchen in lateinischer Sprache beim Empfang anredete, Gustav Adolph nicht nur in derselben Sprache ihm antwortete, sondern sich auch in einen Religionsstreit, welcher eine Stunde lang dauerte und von dem König mit Sachkenntniss und Feinheit geführt werde, einliess. Diese Disputation führte natürlicher Weise zu Nichts, und erregte sogar den Missmuth einiger Umstehenden über eine solche Herablassung. Indess gab sie demungeachtet Gelegenheit eine Eigenheit des Königs zu zeigen, welcher im gewöhnlichen Leben allen Spitzfindigkeiten Feind war, hier aber, wo er sie nöthig glaubte, sich sehr wohl mit ihnen zu befassen wusste. Uebrigens behandelte er die Geistlichkeit mit vieler Milde und liess wie gewöhnlich, eine sehr strenge Mannszucht halten. Dies Alles konnte aber nicht das Betragen der baierischen Landleute ändern, welche nach wie vor die ihnen in die Hände fallenden schwedischen Soldaten verstümmelten und ermordeten.

Ein solcher Frevel, der den Schweden Hunderte von braven Soldaten kostete, brachte die Truppen dermassen auf, dass als der König die Ergreifung der Bauern befahl, mehr als hundert Dörfer angezündet, und viele ihrer Bewohner massacrirt oder an den Bäumen aufgehängt wurden. Diese Wuth der Landleute

pflanzte sich bis in das Bisthum Bamberg fort und kostete manche Schlachtopfer. Hieraus und aus den Unternehmungen der baierischen Truppen enstand ein kleiner Krieg, der den Schweden viel zu schaffen machte, indess von ihnen mit Glück bestanden wurde. Mehrere Garnisonen wurden mit Ueberfällen bedroht, aber ihre Wachsamkeit vereitelte alle Anschläge.

Die Progressen des Königs von Schweden in Baiern, besonders die Niederlage des Generals Tilly und sein Tod, machten ein grosses Aufsehen, und selbst der französische Hof scheint Besorgnisse gehabt zu haben, da er wie behauptet wird, den König Gustav Adolph fragen liess: „Wo er seinen Eroberungen Grenzen setzen wollte?" worauf dieser ihm geantwortet haben soll: „Da, wo es mein Interesse erfordert." Indess, obgleich Mauvillon nach den Arkenholz'schen Handschriften behauptet, dass in den Acten des schwedischen Senats diese Anfrage des französischen Hofes angemerkt sein soll, so scheint es dennoch nicht wahrscheinlich zu sein, dass sie auf eine solche Art weder ergangen, noch beantwortet sein kann, weil das Interesse Frankreichs durch die Fortschritte des Königs von Schweden keineswegs in Gefahr gerieth. So viel bleibt aber wahrscheinlich, dass der kaiserliche Hof um jene Zeit zu grossen Besorgnissen veranlasst ward und nun versuchte, die Allianz zwischen Schweden und Frankreich zu trennen. Hiervon, so wie von andern politischen Verhandlungen jenes Hofes, finden sich in der Zeitgeschichte viele Spuren. Ferdinand II. versuchte sogar, den Papst in diesen Krieg zu verwik-

keln, allein umsonst. Eben so wenig gelang es dem Herzog von Friedland, durch den Feldmarschall Arnheim auf den Churfürsten von Sachsen zu wirken. Dieser Fürst hatte zwar nicht so viel Kraft, sich von den täglichen Zerstreuungen des Hofes loszureissen, um ruhig und mit sich selbst allein beschäftigt, über einen wichtigen Gegenstand lange nachzudenken und ihn von allen Seiten zu betrachten, ohne dabei sogleich von Langweile geplagt zu werden; indess, wenn er sich auch im Grunde seines Herzens auf die österreichsche Seite neigte, und dem ältern Weimarschen Hause, folglich den Schweden, besonders als einer fremden Macht, abgeneigt und auf die sogenannten Vorrechte des deutschen Reichs, wiewohl auf eine unbestimmte dunkle Weise, eifersüchtig war: so konnte er doch nicht sogleich des Königs Gustav Adolph Hülfe in der Noth und die Schlacht von Breitenfeld vergessen, und eben so wenig aus Religionseifer die ermahnenden Briefe des Monarchen aus den Augen verlieren. Alle Versuche auf ihn blieben daher fruchtlos, und der Gedanke, dass der König von Schweden wieder nach Sachsen zurückkommen werde, mochte ihn vollends in seinen Vorsätzen bestärken.

Unterdessen hatte Wallenstein bereits grosse Fortschritte in Böhmen gemacht, und die Zeit scheint jetzt kostbar gewesen zu sein, um die schwedische Armee bald diesem neuen Gegner entgegengeführt zu sehen. Dies muss jedoch dem König Gustav Adolph keinesweges von so dringender Nothwendigkeit geschienen haben, wenigstens findet sich nichts darüber be-

merkt, und es bleibt zu bedauern dass nirgend die Ursachen angegeben werden, welche den Monarchen veranlassten, eine Invasion in Schwaben zu unternehmen und Baiern dagegen zu verlassen. Als Veranlassung dazu werden die in Schwaben ausgebrochenen Unruhen angegeben, welche jedoch von keiner Bedeutung waren. Genug, der König liess Magazine errichten und Contributionen zusammentreiben, und begab sich sodann nach Augsburg, wobei jedoch München besetzt blieb. Von Augsburg marschirte er mit einem Theil der Armee gegen Memmingen, während der andere bei Donauwerth in einem Lager versammelt wurde.

Der Churfürst von Baiern wollte sogleich die Entfernung des Königs benutzen, und München durch den Obersten Craatz wieder wegnehmen lassen, welches jedoch durch den Anmarsch eines schwedischen Corps verhindert wurde. Um nun nicht umsonst eine Expedition unternommen zu haben, kehrte jener Officier über Ingolstadt zurück, ging über die Donau, und griff Weissenburg an. Die kleine Garnison wehrte sich zwar recht gut, musste aber endlich aus Mangel an Munition capituliren, und sollte freien Abzug erhalten. Allein der Oberst Craatz brach sein Wort, und wer nicht Dienste nehmen wollte, wurde niedergehauen.

Diese Eroberung der Baiern brachte den König von Schweden von dem Vorsatz ab, nach Memmingen und Ulm zu marschiren. Er detaschirte dagegen sogleich den Herzog Wilhelm von Weimar mit 2000 Mann zu Beobachtung der Kaiserlichen und Baiern jenseit der Donau, kehrte über Augsburg nach Baiern zurück,

und zog die Garnisonen von Freisingen, Landshut und München zusammen. Alsdann marschirte der König nach Donauwerth, und führte wegen der noch nicht gezahlten Contributionen über vierzig Geisseln mit sich fort.

In dieser Stellung blieb der Monarch bis Anfangs Juni, während welcher Zeit der Herzog Bernhard und der Herzog Wilhelm von Weimar mehrere glückliche Unternehmungen im schwäbischen Kreis ausführten, und Regensburg vom Churfürsten von Baiern befestigt, auch seine Verbindung mit Wallenstein vorbereitet wurde. Nachdem sich der Churfürst, wegen der Dringlichkeit der Umstände, hatte gefallen lassen, das Ober-Commando über die vereinigte Armee dem Herzog von Friedland zu überlassen (als wozu sich derselbe laut seiner Convention mit dem Kaiser berechtigt hielt), kam man von beiden Theilen überein, bei Eger die Vereinigung zu bewirken, welches den 17. Juni stattfand.

Jetzt stand Wallenstein an der Spitze von mehr als 60000 Mann, womit er den König erdrücken konnte. Er soll auch bei Besichtigung seiner Armee geäussert haben, „es würde sich in wenigen Tagen zeigen, ob er, „oder der König von Schweden Herr der Welt sein werde." Allein bei dieser Hyperbel liess er es bewenden, und zeigte keine besondere Thätigkeit, um seinem Gegner zu Leibe zu gehen.

Von den Vorkehrungen Gustav Adolph's, um jene Vereinigung zu hindern, sind wir viel zu wenig unterrichtet, um darüber urtheilen zu können. Eine Hauptursache die ihn davon abgehalten hat, mag wohl seine

Schwäche gegen die feindliche Uebermacht gewesen sein, die den König zur grössten Vorsicht veranlassen muste, um keine Blösse zu geben, oder zwischen beide Armeen zu gerathen. Er hatte bei Donauwerth nicht über 16,000 Mann versammelt.

Mit diesem Corps marschirte der König in die Oberpfalz nach Sulzbach und detaschirte einige Regimenter Kavallerie nach Weyden. Anfänglich war man ungewiss, ob Wallenstein seinen Marsch nach Sachsen, oder nach Baiern richten würde. Die Bewegung der feindlichen Armee auf Tirschenreuth und Weyden zeigte jedoch, dass Wallenstein auf die schwedische Armee losmarschiren wolle. Für den König gab es in diesem Zeitpunkt nur zwei Orte wohin er sich zurückziehn konnte, um Verstärkungen abzuwarten und zugleich einen von jenen Orten festhalten zu können, da beide eine eigenthümliche und relative Wichtigkeit hatten, nämlich Donauwerth, oder Nürnberg. Donauwerth sicherte ihm den Uebergang über die Donau und seine Communicationen mit den zurückgelassenen Truppen und mit Schwaben, allein er musste erst grosse Subsistenz-Mittel anhäufen, die er in einem grösseren Orte zum Theil gefunden haben würde. Ausserdem lief der König Gefahr, Nürnberg, eine Stadt, welche grosse Hülfsmittel darbot, und die ihm in hohem Grade ergeben war, angegriffen und vielleicht mit gleichem Schicksal wie Magdeburg heimgesucht zu sehn, da er doch derselben seinen besondern Schutz verheissen hatte. Es war daher für den König augenscheinlich vortheilhafter, sich mit seiner kleinen Armee unter die Ka-

nen dieser wichtigen Stadt zu ziehn und dort die Entwickelung der feindlichen Unternehmungen abzuwarten. Die Nürnberger ihrer Seits sahen das Ungewitter womit ihre Stadt bedroht wurde im Voraus, und schickten daher eine Deputation in das königliche Hauptquartier, welcher der Monarch seine kräftige Beschützung zusicherte, und ihr die nöthigen Weisungen ertheilte. Der König, der sich bereits den 16. Juni auf Hersbruck zurückgezogen hatte, marschirte nun ungesäumt nach Nürnberg, und nahm dort dergestalt sein Lager, dass die Stadt den Mittelpunkt desselben ausmachte. Sogleich wurde mit einer bastionirten Verschanzung von ansehnlichem Profil angefangen, und es wurden über die Rednitz, welche durch die Stadt fliesst, die nöthigen Communications-Brücken geschlagen. Es arbeiteten täglich 7000 Mann, theils Soldaten, theils Einwohner und Landleute aus der Umgegend an den Verschanzungen, welche in wenigen Tagen der Vollendung nahe waren.

Der König hatte bereits, sobald die Absicht des Feindes auf Nürnberg nicht länger bezweifelt werden konnte, dem Herzog Bernhard den Befehl zugeschickt sich mit ihm zu vereinigen, und gleiche Ordres an Oxenstiern und mehrere detachirte Generale erlassen. Um aber von den Bewegungen des Feindes Nachricht zu erhalten, detachirte er den Obersten Dubatel mit einem Dragoner-Regiment und einigen Escadrons Kürassieren, welcher erfuhr, dass die kaiserliche Artillerie mit einer Bedeckung von 4000 Mann in Neumark angekommen sei. Er machte hierauf einen Ver-

such auf diesen Ort, verlohr aber fast sein ganzes Detachement und wurde selbst gefangen genommen. Sobald der König dies erfuhr, nahm er den grössten Theil der Kavallerie und brach nach dem genannten Ort in Person auf. Leider war das Gefecht geendigt, und der König musste nach Nürnberg zurückkehren.

Wallenstein passirte bei Schwabach die Rednitz, und der König beobachtete seinen Gegner, indem er ihm mit seiner Kavallerie bis hinter der Biber bei Fürth entgegen ging, und seine Truppen bei Kadolzburg, von dem Bach weit entfernt, aufmarschiren liess. Seine Stellung soll zwar gegen Umgehungen gesichert gewesen sein, allein der König war ausser allem Verhältniss schwächer als der Feind. Dies hiess dem Feinde Trotz bieten, ihn herausfordern. Aber Wallenstein bezeigte keine Neigung die Schweden anzugreifen, sondern soll sich geäussert haben: „Gefechte „wären genug geliefert worden, er wolle eine andere „Methode versuchen."

Lässt sich des Königs Benehmen nur nach der eben erwähnten Eigenheit erklären, zu welcher dieser Tag einen neuen Belag lieferte, so kann des berühmten Generallissimus Gleichmuth schwerlich eine Apologie veranlassen, weil er sich Trotz bieten liess, ohne es nöthig zu haben, und durch diese Moderation den Verlust des moralischen Uebergewichts eingestand. Dem Gegner eines solchen Generals würde es nicht zu verdenken sein, wenn er die Meinung von seinem Feinde herabstimmen, und ohne die gehörigen Vorsichtsmaasregeln zu vernachlässigen, sich mehr gegen dessen heim-

tückische Streiche, als gegen den offenen Unternehmungsgeist sichern wollte, der den Feind gewiss zu dem Entschlusse gebracht haben würde, eine gute Gelegenheit nicht vorbeigehen zu lassen, um den Trumpf zu überbieten. Ohne aber hierzu Anstalt zu treffen, bezog Wallenstein in grosser Ruhe sein Lager auf den Anhöhen um Nürnberg, seinen rechten Flügel an Stein, seinen linken an die Biber anlehnend, so dass die Rednitz vor der Front blieb.

Wallenstein soll gehofft haben, den König durch den Mangel zu bezwingen; ellein er muss von den Ressourcen der Schweden eine irrige Vorstellung gehabt haben. Eben so hatte er zwar Nürnberg eingeschlossen, und hielt alle Communicationswege mit Schwaben, Franken und Thüringen besetzt; indess war dies nicht viel mehr, als ein schwacher Cordon, der leicht durchbrochen werden konnte. Im offnen Felde war Wallenstein dem Könige freilich überlegen; aber um einen so grossen, vielleicht Meilen weiten Umkreis völlig zu verschliessen, dazu reichten 60000 Mann doch noch nicht hin. Es war also durch des Königs Lager bei Nürnberg eine Art von Gleichgewicht einstweilen hergestellt worden, und es kam nur darauf an, durch fortificatorische Hülfsmittel und durch Wachsamkeit, das heisst durch eine pünktliche Handhabung des kleinen Dienstes, so wie durch Beobachtung der Haltung des Feindes, und durch Thätigkeit, wo es nöthig war, die Lage der schwedischen Armee sicher zu stellen. An allen dazu erforderlichen Maasregeln liess es der König nicht fehlen, und so konnte die Armee in Ruhe das Weitere abwarten.

Ein Jeder wusste was er zu thun hatte; ausserordentliche Fälle blieben für die Disposition des Feldherrn übrig. Dies ist der Vortheil den solche Zufluchts-Stellungen gegen einen überlegenen Feind gewähren können, wobei es in allen ähnlichen Fällen nur noch darauf ankommt, dass die Subsistenz gehörig für die Dauer der Zeit gesichert sei, die eine Armee in dieser Lage muthmasslicher Weise verbleiben soll. Diejenige von beiden gegen einander stehenden Armeen, welche am längsten zu leben hat, muss nothwendiger Weise im Vortheil bleiben und ihren Endzweck erreichen, denn es ist nicht möglich, dass so viele Truppen auf einem so engen Raum lange Zeit versammelt sein können, ohne die Umgegend gänzlich auszuzehren.

Wallenstein verschanzte sein Lager ebenfalls und soll wirklich geglaubt haben, der König von Schweden werde bald auf das Aeusserste gebracht und alsdann zum Frieden geneigt sein. Als Beweis wird angeführt, der Herzog von Friedland habe dem Könige mehrere bei Neumark gemachte Gefangene, besonders den Obersten Dubatel zurückgeschickt, und ihm aufgetragen, dem Monarchen sehr viel Verbindliches von seinetwegen zu sagen. Man meint, Wallenstein habe durch einen annehmbaren Frieden sich noch mehr seinen Souverain zu verpflichten geglaubt, als durch die Fortsetzung des Kriegs, dessen Ende immer ungewiss blieb. Sollte dies wirklich gegründet sein, so beweist es nur, wie wenig Wallenstein seinen Gegner kannte, welcher eher zu den verzweiflungsvollsten Mitteln gegriffen hätte, als dass er in Bedingungen eingegangen

wäre, die seiner Ehre nur entfernt hätten nachtheilig sein können. Ueberhaupt aber war seine Vorstellung von der Lage der Schweden ganz falsch, und es würde schwerlich in langer Zeit ein eigentlicher Mangel Statt gefunden haben, wenn die Armee des Königs nicht bedeutend verstärkt, dadurch aber alles Missverhältniss aufgehoben worden wäre.

So viel ist in Betreff der möglichen Versuche zu einem Frieden gewiss, dass der König selbst davon einen Argwohn gehabt hat. Er liess nämlich den kleinen und grossen Rath der Stadt versammeln und theilte ihnen seine Ansichten mit der Zusicherung mit, „dass „er sich niemals dem so heilsamen Friedenswerk ent„gegensetzen würde, vorausgesetzt dass seine Alliirten „Genugthuung für die Vergangenheit und Sicherheit „für die Zukunft erhielten, indem er sonst nichts vom „Frieden hören wolle. Sollte aber die Stadt Nürn„berg demungeachtet in Friedensvorschläge eingehen „wollen, so würde er sich mit der Armee zurückzie„hen." — Hierauf legte der Rath das ganze Schicksal der Stadt einzig und allein in die Hände des Königs, stellte ihm alle Maassregeln anheim und gelobte, dass alle Einwohner entschlossen wären, nöthigenfalls ihr Leben und ihre Habe dem allgemeinen Besten zum Opfer zu bringen, und bäten, mit des Königs Genehmigung, sämmtlich zu den Waffen greifen zu dürfen. Der König nahm dies Anerbieten an, und in zwei Mal vier und zwanzig Stunden wurde sofort eine Miliz von 30,000 Mann organisirt, aus welcher man 12 Bataillone der auserlesensten Männer zog, von welchen täg-

lich vier Bataillons zur Bewachung der Stadtwälle mit den Schweden zugleich zum Dienst kamen. Ausserdem theilte die Stadt ihre beträchtlichen Vorräthe mit den Schweden, weshalb es denn auch niemals während der ganzen Blockade an Korn fehlte. Andere Bedürfnisse stiegen zwar im Preise; aber an Brot fehlte es den Soldaten zu keiner Zeit, und von Hungersnoth war gar nicht die Rede.

Diese Standhaftigkeit, wie er es nannte, war dem Generalissimus unerwartet. Er hielt das Lager des Königs für unüberwindlich und erndtete dafür grosse Lobsprüche ein, seine Truppen nicht aufgeopfert zu haben. Ob solches Lob mit Kenntniss der Sache, oder nur in Pausch und Bogen gegeben, und eben so verdient war worden, kann uns ganz gleich sein.

Indess glaubte Wallenstein, durch den Rapport seiner Kundschafter verleitet, eine schwache Stelle des Retranchements entdeckt zu haben. Er liess daher einen Angriff am 5. Juli versuchen, wurde aber mit Verlust von 300 Mann zurückgewiesen. Der Herzog von Friedland blieb jedoch bei seinen obenerwähnten Ansichten und schickte eines Tages einen beim Fouragiren gefangenen schwedischen Rittmeister an den König zurück, nachdem er ihn zur Tafel gezogen hatte, mit dem Auftrage, dem Könige zu sagen, dass er ihn für den ersten Feldherrn der Welt halte, und nichts so sehr wünsche, als ihn mit dem Kaiser durch einen dauerhaften Frieden ausgesöhnt zu sehen.

Gustav Adolph erfuhr hierauf durch einen als Gefangenen eingebrachten kaiserlichen Officier, dass am

folgenden Tage ein Convoi von mehr als 1000 Wagen im feindlichen Lager erwartet werde, und detachirte sogleich den ebengenannten Obersten Dubatel, um wo möglich diesen Transport aufzuheben.

Dieser Officier marschirte mit einem Dragoner-Regiment und einem Commando Kürassiere nach Freistädtlein, escaladirte den Ort, hieb die Bedeckung nieder, und bekam den ganzen Convoi in seine Gewalt. Ihm war der König in Person mit 500 Mann Infanterie und einigen Escadrons Kavallerie bis gegen Burgthan gefolgt. Dort begegnete er einem feindlichen Detachement unter dem General Sparr, dessen Stärke weit grösser war, und sich auf 4 Escadrons Kavallerie, 20 Compagnien Croaten und 500 Mann Infanterie belief, welche den Transport von Freistädtlein auf einem andern Wege sicher nach dem Lager begleiten sollten. Als der König seine Avantgarde angegriffen sah, warf er mit seiner Kavallerie die feindliche sogleich zurück. Allein die feindliche Infanterie vertheidigte sich mit vieler Bravour, und der König verlor mehrere Officiere aus seinem Gefolge. Dies brachte ihn noch mehr auf, bis endlich das feindliche Detachement durchbrochen und grösstentheils niedergehauen, der General und mehrere Officiere aber gefangen genommen wurden. Der König belohnte die Officiere seiner Truppen durch goldene Medaillen, und liess für jede der drei eroberten Fahnen 100 Thlr., ausserdem aber noch jedem Soldaten einen Thaler auszahlen.

Die Aufhebung dieses Transports war dem Herzog von Friedland sehr empfindlich. Es entstand Man-

gel in seinem Lager, man musste viele Meilen weit fouragiren, und daher die Subsistenz mit dem Degen in der Faust von den Schweden erkämpfen. Mehr konnte der König Gustav Adolph bei der Ueberlegenheit des Feindes nicht thun.

Während dieser Zeit eroberte der Feldmarschall Horn Coblenz und viele Orte am Rhein, und der König konnte ihm aufgeben, die Unterpfalz völlig von den spanischen Truppen zu reinigen. Der Feldmarschall marschirte daher den Rhein hinauf, und der Rheingraf Otto Ludwig vertrieb die Kaiserlichen aus dem Elsass, welches Land ganz auf schwedische Seite trat. Es wurden dort Truppen errichtet, Benfeld erobert und Schlettstadt, Türkheim, Colmar u. s. w. besetzt, auch im Anfang Novembers Frankenthal in der Pfalz erobert, und Heidelberg blockirt.

Nun konnte an die Wiedereinsetzung Friedrich's V. gedacht werden, welcher Fürst jedoch den König von Schweden nur um wenige Tage überlebte.

Pappenheim hatte sich nach Obersachsen wenden müssen, und Niedersachsen so wie Westphalen wurden nun grösstentheils durch den General Baudissin befreit. Er bemächtigte sich aller Posten an der Weser, marschirte in das Herzogthum Berg, und zwang Cöln zur Neutralität.

In Sachsen standen die Sachen nicht so gut. Der Feldmarschall Arnheim machte zwar in Schlesien Fortschritte; allein Wallenstein liess von Schlesien aus die Oberlausitz angreifen, und Görlitz nebst Zittau wurden erobert, zugleich aber auch das Land verwüstet. Der

kaiserliche General Holk wurde hierauf mit 6000 Mann nach Sachsen detaschirt, devastirte zuerst das Voigtland, vereinigte sich bei Freiberg mit dem General Gallas und eroberte Freiberg, woselbst die churfürstlichen Gräber mit einer schweren Summe vom Plündern losgekauft werden mussten. Alle Orte wurden verheert, verbrannt, oder ausgeplündert, und die Einwohner niedergemacht, oder gemisshandelt. Meissen hatte gleichfalls ein solches Schicksal. Nun schickte Wallenstein auch noch den General Pappenheim nach Sachsen, um das Werk zu vollenden. Das Leiden dieses alliirten Landes wurde am Ende so gross, dass es auf die Operationen des Königs einen entschiedenen Einfluss hatte, und seine Fortschritte in den feindlichen Ländern hemmte.

Für jetzt war die baldige Ankunft von ansehnlichen Verstärkungen zu erwarten, durch welchen Umstand eine Verzögerung der Operationen des Königs veranlasst wurde. Diese Verstärkungen bestanden aus Truppen, welche der Herzog Wilhelm von Weimar in Niedersachsen und Thüringen durch Vereinigung mehrerer Garnisonen zusammengezogen hatte, ferner aus zwei Regimentern Infanterie und zwei Regimentern Kavallerie des Churfürsten von Sachsen, aus hessischen und pfälzischen Truppen, über welche zusammengenommen der General und Kanzler Oxenstiern das Kommando übernahm. Derselbe fand sie bei Kitzingen versammelt, ging den 6. August über den Main, und marschirte nach Windsheim, woselbst der General Banner und der Herzog Bernhard von

Weimar sich mit ihm vereinigten. Diese Armee war über 50000 Mann stark. Nach dem Befehl des Königs wurde sie auf Neustadt an der Aisch dirigirt, nahm hierauf den Kaiserlichen einen bedeutenden Transport Lebensmittel in Herzogenaurach weg, und vereinigte sich in der Mitte des August-Monats ohne weitere Hindernisse mit der Armee des Königs bei Nürnberg. Es ist auffallend, dass Wallenstein dies geschehen liess, ohne irgend einen Versuch anzustellen, eine solche Vereinigung zu hintertreiben. Er konnte voraussehen, dass er sich der jetzt weit stärkern schwedischen Armee nicht würde entgegenstellen können, und dass er folglich sich nach irgend einer anderen Gegend würde zurückziehen müssen. Ein unternehmender General würde daher vielleicht einen Versuch angestellt haben, die noch getheilten feindlichen Streitkräfte zu einem Gefecht zu vermögen, wobei, wenn das Glück ihm günstig war, der Verlust den Gewinn wohl aufwiegen konnte. Wäre er dagegen auch nicht so glücklich gewesen, seine Gegner zu schlagen, so würde er deshalb dennoch eben so wenig als ohne Gefecht, an der Wahl seiner Rückzugslinie haben gehindert werden können, wenn er diese nur durch einleitende Bewegungen hätte zu sichern gewusst. Dies und die unentbehrliche Umsicht bei seinen Operationen hätte allerdings die Bedingung bleiben müssen, um keinem grossen Echec ausgesetzt zu werden. Aus Besorgniss aber, ganz in Unthätigkeit zu verbleiben, scheint wirklich eine Wahl gewesen zu sein, die den Beifall der Nachwelt nicht verdienen kann.

Allen diesen Rücksichten mochte der kaiserliche Generalissimus indess kein Gehör gegeben haben, denn er sann nur darauf, seine Stellung auf alle Art und Weise zu verstärken, auch zog er aus Baiern ein Corps von 7000 Mann unter dem General Fugger an sich*).

Der König Gustav Adolph war dagegen entschlossen, den Feind anzugreifen, und versammelte seine Generale zu einem Kriegs-Rath. Dies geschah offenbar nicht deshalb, damit der König sich auf die Meinung Anderer stützen wollte, denn daran war er niemals gewohnt gewesen, sondern nur, um viele Ansichten zu vernehmen, und sie mit den seinigen zu vergleichen. Als nun die Frage berathen wurde, auf welche Art der Feind aus seinem Lager delogirt werden könne, war die Versammlung des Dafürhaltens, dass man die Zeit abwarten müsse, bis Wallenstein aus Mangel an Lebensmitteln zum Abmarsch gezwungen werden würde. Allein dieser Meinung trat der König nicht bei, weil er voraussah, dass seine jetzt so stark gewordene Armee eben so bald, als der Feind, an Subsistenzmitteln Mangel leiden würde. Er theilte daher den Generalen seinen Entschluss und die Haupt Data seiner Dispositionen mit, und nahm die feindliche Stellung den 21. August nochmals in Augenschein.

Er versuchte hierauf, durch einige Demonstrationen seinen Gegner zu Verlassung seines Lagers zu ver-

---

*) Dies konnte von den Schweden nicht gehindert werden, und lässt sich wegen gänzlich veränderten Umständen nicht mit dem vergleichen, was vorhin Wallenstein hätte thun können.

mögen. Da jedoch dieser Versuch ohne Wirkung blieb, so schritt er zu ernstlicheren Maasregeln, liess am rechten Ufer der Rednitz drei grosse Batterien anlegen, und durch diese das auf dem andern Ufer befindliche feindliche Lager nachdrücklich beschiessen. Dies brachte indess den Feind ebenfalls noch nicht ausser Fassung. Um nun bei seinem einmal gefassten Vorsatz zu bleiben, griff der König die Stadt Fürth an, vertrieb daraus den Feind, und marschirte mit der Armee über die Rednitz. Er wurde hierzu um so mehr veranlasst, als ihm die Nachricht zugegangen war, dass der Feind sein Lager nur schwach besetzt behalten, mit dem Gros seiner Armee aber abmarschiren würde. Allein diese Nachricht fand sich in der Folge keineswegs bestätigt, obgleich ein Theil der feindlichen Armee, des heftigen Feuers wegen, sich etwas zurückgezogen und zwei Anhöhen, den alten Berg und die von Burgstall, besetzt, auch durch Verhaue und Retranchements gesichert hatte.

Gustav Adolph nahm deshalb sein Lager bei Fürth, welcher Ort hinter seinem linken Flügel lag, und liess diese Stellung verschanzen. Lange konnte jedoch dieser Zustand nicht dauern, weil die Gegend aufgezehrt war, und es an Fourage fehlte. Die feindliche Armee litt aber noch mehr durch Mangel an Brot, an trinkbarem Wasser und an Futter, besonders auch durch Schwärme von Heuschrecken, von grossen Fliegen und anderem ekelhaften Ungeziefer, welche Plage so arg wurde, dass viele Menschen unter den grössten Schmerzen daran starben. Glücklicher Weise blieben

die Schweden mit diesem Uebel verschont, welches in der Localität seine Ursache haben mochte.

Den 24sten August rückte der König aus seinen Linien vor, und liess seine Artillerie in grossen Batterien auffahren. Seine Absicht war, die Anhöhe, welche den Namen: „der Burgstall" führte anzugreifen, deren Zugang jedoch nicht anders als unter feindlichem Feuer zu erreichen war. In diesem Augenblick sollen einige der ersten Generale versucht haben, dem König diesen Angriff abzurathen, weil er mit einem zu grossen Verlust verbunden sein würde. Der König soll zwar auch diese Vorstellungen angehört haben, allein er blieb demungeachtet bei seinem Vorsatz. Das Feuer der Artillerie fing nun an, und 200 Geschütze beider streitenden Theile unterhielten dasselbe auf das Lebhafteste, während die schwedische Armee sich in Bewegung setzte. Als sie nahe an das feindliche Retranchement auf dem Angriffspunkt heran kam, fand sie ein so schwieriges Terrain von steilen Anhöhen, und Schluchten die dasselbe durchschnitten, dass deren Ersteigung höchst schwierig und oft unmöglich war. Die Kavallerie konnte gar nicht gebraucht werden, und ausser einem Gefecht mit einem feindlichen Kürassier-Regiment, wobei der schwedische Angriff abgeschlagen wurde, kam diese Waffe nicht zur Wirksamkeit. Der König, unterstützt insbesondere durch den Herzog Bernhard von Weimar, erstieg zwar eine dem sogenannten alten Berge gegenüberliegende Anhöhe, von welcher auch der Burgstall, so wie das feindliche Lager hätte be-

schossen werden können; allein es war nicht möglich, Artillerie dorthin zu bringen. Kurz, nachdem dieser Kampf lange gedauert hatte, machte die Nacht demselben ein Ende *). Es scheint, dass der grosse Verlust, vielleicht auch die Unmöglichkeit, den Zusammenhang der im Gefecht gewesenen Truppen zu erhalten, den König veranlasste, vor der Hand stehen zu bleiben, wo er war, und erst mit den Anbruch des folgenden Tages sich zurück zu ziehen. Die Schweden verloren an 2000 Mann, worunter viele höhere Officiere waren. Dem König selbst wurde ein Theil der Sohle des Stiefels am rechten Fuss durch eine Kanonenkugel weggenommen, jedoch ohne ihn sonst zu verletzen. Die Anzahl der Blessirten war sehr gross. Der Verlust der feindlichen Armee wird auf 1000 Todte und eine noch grössere Anzahl an Verwundeten und Gefangenen angegeben. Wallenstein verlor ein Pferd unter dem Leibe.

Am 25. August nahm der König sein Lager zwischen der Rednitz und der Pegnitz, und liess vor demselben einige Reduten aufwerfen. In dieser Lage blieben beide Armeen vierzehn Tage stehen, ohne dass etwas Bedeutendes vorgefallen wäre.

Dies letzte grosse Gefecht bei Nürnberg liefert einen schlagenden Beweiss von der unbegrenzten Kühnheit des Königs Gustav Adolph. Man kann nicht

*) Man lese in der *Histoire militaire etc, traduit par Mr. de Francheville* (aus dem Italienischen des Gualdo Priorato) die *Remarques militaires*, p. 400, deren Verf., wie schon erwähnt, ein preussischer Officier ist, und welche eine Beschreibung des Terrains, so wie manche interessante Bemerkung enthalten.

behaupten, dass er etwas Unmögliches, sondern nur dass er Gewagtes unternommen hat. Denn er kannte die feindliche Stellung gewiss so genau als möglich war, aber er rechnete auf die Tapferkeit der Truppen die unter seinen Augen fochten, und schon oft, wie vor nicht langer Zeit am Lech, die grössten Schwierigkeiten überwunden hatten. Diese Armee hatte sich nach ihm gebildet, dies beweisen die Beispiele eines Bernhard von Weimar, Horn, Banner, Baudissin, Dübatel und mehrerer Anderer. Mit solchen Leuten ist es schwerer, als mit andern, zu bestimmen was ihnen unmöglich sein wird. Und hätte durch den Herzog Bernhard, die das feindliche Lager und vorzüglich den linken Flügel des Burgstalls dominirende, oder wenigstens bestreichende Höhe eher weggenommen werden können, woran Ursachen hinderten, die in der schwedischen Armee vielleicht selbst nicht bekannt gewesen sein mögen: so dürfte Wallenstein ein ähnliches Schicksal gehabt haben, wie Tilly am Lech. Der Umstand aber, dass diese Höhe nicht eher als am Abend erstiegen, und dass keine Artillerie auf dieselbe hinaufgebracht werden konnte, weil sie sehr steil war, und weil ein in der vorigen Nacht gefallener Regen, nach der Behauptung gleichzeitiger Schriftsteller, sie vollends unzugänglich gemacht hatte; dieser geringfügige Umstand wandte eine wahrscheinliche Niederlage von der kaiserlichen Armee ab. Hätte eine solche Statt gefunden, alsdann würde der Verlust der Schweden sich erst verzinset haben, und diejenigen, welche den König wegen seiner gewagten Unternehmung tadeln, würden finden,

dass er sie nicht zu theuer erkauft habe. Es lässt sich daher schwerlich behaupten, man hätte das Vergebliche dieses Versuchs voraussehen können. Wenigstens lässt sich dagegen setzen, dass dies gewiss nicht des grossen Gustav Adolph Blick gewesen ist, mit welchem er seinen Angriff entwarf. Allerdings aber darf man annehmen, dass Unternehmungen von dieser Art nicht die Sache aller commandirenden Generale sein werden, vorzüglich wenn sie schon abschreckende Erfahrungen gemacht haben, ohne dass man deshalb ihnen Vorwürfe machen darf. Denn es gehört wahrlich ein eigner Sinn dazu, zu sehen, wie er sah, und zu thun, was er that. Wir wollen uns auf diese Bemerkung beschränken und gestehen, dass man Gustav Adolph auch bei dem Misslingen seiner Thaten bewundern dürfe, mag es auch Feldherrn geben, welche die Hände über den Kopf zusammen schlagen würden, wenn sie gezwungen wären, sich in eine ähnliche Waffenthat einzulassen. Diese würden ohne Zweifel nicht in einem solchen Examen bestehn, weil sie nicht dazu geboren sind, mögen sie immerhin als geschickte Heerführer gelten und sonst auch brave Männer sein.

Der Mangel äusserte sich immer fühlbarer bei der an Stärke bedeutenden schwedischen Armee. Da nun aber jetzt der König durch keine Nothwendigkeit wie vordem zurückgehalten wurde, so gedachte er, den Kriegsschauplatz aufs Neue nach Baiern zu verlegen. Folgte ihm Wallenstein, so wurden dadurch die Länder seiner Allirten zugleich beschützt und die Last des Kriegs fiel auf den ersten Fürsten der Ligue.

Folgte Wallenstein den Schweden nicht, so konnte der König bei glücklichem Fortgang seiner Waffen hoffen, den Kaiser in Oestreich selbst anzugreifen, und dadurch Wallenstein zum Rückzug zu zwingen, vielleicht sogar dem Kriege einen Ausschlag zu geben. Dies scheinen die Gründe zu den nächstfolgenden Märschen gewesen zu sein, welche jedoch mit vieler Umsicht eingeleitet werden mussten, um nicht das so lange beschützte Nürnberg einer grossen Gefahr auszusetzen.

Zu diesem Ende liess Gustav Adolph daselbst eine Besatzung von 4500 Mann unter dem General Kniphausen, und übertrug dem Reichskanzler Oxenstiern die Oberaufsicht in allen wichtigen Angelegenheiten. Hierauf marschirte er den 8. September im Angesicht des Feindes, welcher sich ganz ruhig dabei verhielt, aus seinem Lager ab, und nahm seine Richtung über Neustadt an der Aisch nach Windsheim. Bei Neustadt blieb der König bis den 13ten September stehen, um zu sehen ob der Feind bei Entfernung der schwedischen Armee einen Versuch auf Nürnberg unternehmen würde. Allein Wallenstein bezeigte keine Neigung den König auf sich zu ziehen, sondern verliess am 13. ebenfalls sein Lager und marschirte nach Forchheim.

Dieser Abmarsch geschah mit so grosser Unordnung und Eile, als ob die Schweden der Armee auf dem Fusse gefolgt wären. Vorräthe, Waffen und selbst Kranke wurden zurückgelassen, und ein Schwarm Traineurs konnte nicht mehr über die Rednitz kommen.

Die Garnison von Nürnberg fiel in die Arriergarde und that ihr vielen Schaden.

Hierauf wurde der Herzog Bernhard von Weimar nach Kitzingen zu Beobachtung des Feindes an den Main detaschirt, und der König marschirte mit der Armee über Rothenburg an der Tauber, Dünkelsspül und Nördlingen nach Donauwerth, wo sie den 25. September eintraf. Die Stadt Rain war von den Baiern erobert worden, und musste daher erst wieder weggenommen werden, welches indess bis zum 30. September bewerkstelligt wurde. Ueber den vorigen Commandanten, Obersten Mitschefal, der sich schlecht vertheidigt hatte, liess der König Kriegsrecht halten, und ihn nach dessen Ausspruch enthaupten.

Diese Bewegungen des Königs bewirkten, dass der Churfürst von Baiern, welcher mit der kaiserlichen Armee bis Bamberg gerückt war, sich hier von derselben trennte, um seinen bedrohten Staaten zu Hülfe zu kommen. Die vereinigte Armee war so sehr geschwächt, dass Wallenstein nicht mehr als 16000 Mann stark blieb, und der Churfürst mit 7 bis 8000 Mann seiner eignen Truppen den Rückmarsch antrat.

Die kaiserliche Armee des Generalissimus setzte ihren Zug durch das Baireuthische und Coburgische fort, verheerte nach gewohnter Weise Städte und Dörfer, und verübte Frevel und Grausamkeiten deren Schilderung jedes Gefühl empören muss. Ganz natürlich erregte die Annäherung solcher barbarischer Schaaren in Sachsen ein grenzenloses Schrecken, und der Churfürst konnte sich nicht entbrechen, den König Gustav

Adolph auf das Dringendste zu bitten, ihm und seinen armen Unterthanen zu Hülfe zu kommen.

Der König war auf dem besten Wege, den Churfürsten von Baiern seine schwere Hand fühlen zu lassen, und es würde ihm nicht unmöglich geworden sein, Baiern zu erobern. Oxenstiern rieth von dem Marsch nach Sachsen ab und war der Meinung, der König müsse den Aufstand der Bauern in Oberösterreich unterstützen und endlich in die Erbländer des Kaisers rücken. Hier fand er wenig Widerstand, und es lässt sich nicht absehen, wohin ihn eine solche Operation führen konnte. Am Ende würde Wallenstein dennoch gezwungen gewesen sein, nach Oesterreich zurückzukehren, weil die Verheerung Sachsens immer der Beschützung der kaiserlichen Staaten untergeordnet bleiben musste. Allein bis dahin würden die getreuen Bundes- und Glaubensgenossen des Königs von Schweden unendlich haben leiden müssen. Diese Berücksichtigung schmerzte den König, und zugleich besorgte er, dass der dem Churfürsten von Sachsen verweigerte Beistand ihn in die unbedingte Nothwendigkeit versetzen könnte, mit dem Kaiser Frieden zu schliessen. Diese Gründe bewogen daher den Monarchen, seinen Vorsatz zu ändern, und nach Sachsen zurückzukehren.

Die schwedische Armee wurde also bei Schweinfurt zusammen gezogen, und trat alsdann den Marsch durch den Thüringer Wald nach Arnstadt an, woselbst der Herzog Bernhard von Weimar sich wieder mit ihr vereinigte. Den 29. October marschirte sie nach Erfurt, nachdem der König mehrere Truppen theils

an die Donau in Baiern und in Schwaben, theils nach den Rheingegenden detachirt hatte. Die Stärke der Hauptarmee belief sich nur nahe auf zwanzigtausend Mann, mit welcher er den 1. November bei Naumburg eintraf.

In Erfurt trennte sich Gustav Adolph von der Königin, und soll bei dem Abschiede auf eine ungewöhnliche Art gerührt gewesen sein, woraus die gleichzeitigen Schriftsteller eine Vorempfindung gemacht haben, wie denn bei jedem wichtigen Ereigniss von Zeichen und Vorbedeutungen bei ihnen die Rede ist. Es giebt allerdings auch in neuerer Zeit Beispiele von solchen Vorempfindungen, die in das Gebiet des Unerklärbaren gehören. Dagegen aber hat es auch viele Vorempfindungen gegeben, die sich hinterher als völlig grundlos bewährt haben, und es ist sogar wahrscheinlich, dass ihre Anzahl grösser ist, als die der erfüllten; diese werden bald bekannt, jene aber grösstentheils verschwiegen. Eine gesunde Lebensphilosophie befiehlt daher, sämmtliche Vorempfindungen in den Hintergrund zu schieben und von ihnen weiter keine Notiz zu nehmen. Sie können nur schaden, und selbst wenn man ihre Erfüllung vorher wissen könnte, würde kein besserer Rath übrig sein, als in Ruhe es abzuwarten. Wer hierzu nicht aufgelegt ist, möge den Degen mit der Pflugschar vertauschen.

Wallenstein hatte sich in den Besitz von Leipzig gesetzt und beabsichtigte auf Dresden zu marschiren. Um aber den Ch[illegible] von Sachsen, welcher bei Torgau [illegible] abzufertigen,

richtete er seinen Marsch auf Eilenburg. Hier erfuhr er die Ankunft des Königs Gustav Adolph in Erfurt und schickte sich nun an, ihm entgegenzugehen. Er marschirte deswegen über Leipzig, zog den Grafen Pappenheim an sich und nahm ein Lager bei Weissenfels, während er zugleich ein Detachement nach Naumburg abschickte, um sich des Defilés von Kösen und des dortigen Uebergangs über die Saale zu bemächtigen. Allein die Schweden hatten bereits Kösen besetzt.

Man sieht hieraus, dass Gustav Adolph gerade zur rechten Zeit von Erfurt abmarschirt war, und also von dort aus, oder wenigstens von Buttstädt aus, wo er den 29sten October mit der Armee eintraf*), jenes auch in unserer Zeit berühmt gewordene Defilé von Kösen hatte besetzen lassen. Wäre dies nicht geschehen, so hätte der König einen bedeutenden Umweg machen müssen, um über die Saale zu kommen, worüber die Zeit verloren gegangen wäre, und es frägt sich noch, ob überhaupt ein grosses Gefecht unter solchen Verhältnissen wie bei Lützen, möglich gewesen sein würde. Es bedarf daher keiner besonderen Hervorhebung dieses Umstands, um bemerklich zu machen, dass einem geübten Feldherrn, so etwas als die

---

*) In der kleinen Schrift: „Naumburg in den Tagen vor und nach der Lützener Schlacht am 6. Nov. 1632", Naumburg 1826, wird aus einer ältern Schrift angeführt, der König habe schon den 29. Naumburg besetzen lassen und sei den 30. zuerst bis auf die Höhen von Kösen gerückt, habe dort verweilt, um vom Feinde Nachricht einziehen zu lassen, und sei am folgenden Tage über die Saale nach Naumburg marschirt. Dies bezeichnet hinlänglich des Königs Präcautionen bei diesem Marsch. Sogar für den Fall eines Rückzugs liess er einige Uebergangs-Punkte besetzen und verschanzen.

Besetzung des dicht vor ihm liegenden Defilé's, über welches er marschiren wollte, unmöglich entgehen konnte. Uebrigens passirte die schwedische Armee die Saale in zwei Colonnen, nämlich mit der Infanterie über die Brücke bei Kösen, und mit der Kavallerie durch eine Furt bei dem Dorfe Altenburg, eine halbe Meile von Naumburg.

Der König von Schweden liess sein Lager bei Naumburg durch einige Verschanzungen verstärken, und Wallenstein war ungewiss, was er thun wollte. Er versammelte daher einen Kriegesrath, in welchem die meisten Stimmen darin übereinkamen, dass es nicht rathsam sei, den König von Schweden in seinem vortheilhaften Posten anzugreifen, und dass die vorgerückte Jahreszeit es nothwendig mache, den Truppen ruhige Quartiere zu verschaffen. Dagegen erachtete man für nothwendig, den Fortschritten des Feindes in Westphalen und am Niederrhein, woselbst der Graf von Berg Cöln belagere, Grenzen zu setzen. In Sachsen könne die Armee enge Contonirungs-Quartiere beziehen, damit sie im Fall der Noth sich sogleich zu versammeln im Stande sei. Wallenstein trat dieser Meinung bei, und trug dem Grafen Pappenheim das Commando über ein Corps auf, mit welchem er gegen den General Baudissin nach Westphalen marschiren sollte *). Hierauf ging die Hauptarmee den

*) Die Stärke dieses Corps kann 8, höchstens 10000 Mann betragen haben. Nach dessen Abmarsch blieb die Hauptarmee, nach Zusammenstellung der zuverlässigsten Nachrichten, noch 15 bis 17000 Mann stark.

Die schwedische Armee betrug über 20000 Mann. Nach der Schlacht soll sie mit 15 bis 16000 Mann bei Weissenfels den 7. Nov. angekommen sein.

4. November von Weissenfels bis gegen Merseburg zurück und nahm ein Lager zwischen der Saale und dem Flossgraben. Das Schloss von Weissenfels blieb unter dem General Grafen Colloredo besetzt, auch wurden nach Altenburg und nach Zwickau einige Truppen zu Beobachtung des Feindes detachirt.

Der Vorsatz des Königs Gustav Adolph konnte kein anderer sein, als die kaiserliche Armee aus Sachsen fortzuschaffen, seinem Alliirten dadurch die so dringend erbetene Hülfe zu gewähren und alsdann sich mit ihm zu vereinigen. Dies war nur durch eine entscheidende Schlacht möglich, ganz und gar aber nicht dadurch, dass er sich der Ruhe überliess, mochte auch bereits die rauhe Jahreszeit eingetreten sein. Die Ansichten, welche beide Feldherren von ihrer Lage hatten, waren also einander gänzlich entgegengesetzt, denn wenn Wallenstein an die Möglichkeit einer nahe bevorstehenden Schlacht geglaubt hätte, würde er schwerlich seine Armee durch ein beträchtliches Detachement geschwächt haben. Hierdurch kam er den Absichten des Königs gewissermassen entgegen *).

Als nämlich der Monarch den Abmarsch des Ge-

*) In dem der *Histoire de Gustave Adolphe traduite par Francheville* beigefügten *discours sur la Bataille de Lützen, par un officier prussien*, wird zwar geäussert, der König habe sich mit dem Churfürsten von Sachsen bei Grimma vereinigen wollen, und sei den 5. Nov. von Naumburg gegen Pegau aufgebrochen; allein Pappenheim war bereits den 4. nach Halle abmarschirt, und der König erfuhr nach dem *Soldat Suédois* pag. 470, dass der Feind Weissenfels verlassen habe, worauf er ihm um so mehr zu folgen beschloss, als die eingebrachten Gefangenen aussagten, dass Pappenheim mit sechs Regimentern bereits nach Halle gerückt sei, worauf die Armee den Befehl erhielt, am folgenden Tage drei Stunden vor Tage sich in Bewegung zu setzen.

nerals Pappenheim in Erfahrung brachte, beschloss er sogleich davon Vortheil zu ziehen und seinen Gegner anzugreifen. Er brach daher unverzüglich von Naumburg auf und rückte nach Weissenfels vor. Pappenheim war zwar wirklich abmarschirt und bis Halle gekommen, dort aber mit Belagerung des Schlosses Morizburg beschäftigt, wodurch er mehrere Tage aufgehalten werden konnte. Ein Aufschub von wenigen Tagen konnte also dem Könige in dieser Beziehung nicht viel helfen, er hätte denn die Verstärkungen, welche zu ihm stossen sollten, erst abwarten müssen. Er äusserte sich hierüber gegen seine Generale: „dass „ehe die Sachsen, Hessen und Lüneburger angekom„men sein würden, Pappenheim ebenfalls wieder zu„rückgekehrt sein könnte, dass der Feind eben so gut, „als er, Verstärkungen an sich ziehen könne, und dass „er hoffe, eine Entscheidung herbeizuführen, ehe jener „General zurückgekommen sei. Der Feind", setzte er hinzu, „sei niemals schwächer, als wenn er unerwar„tet angegriffen werde, und Wallenstein werde über„rascht werden, weil er unentschlossen zu sein scheine. „Endlich aber wolle er, ihr König und zugleich ihr Ge„neral, vorangehen, und Jedem, der ihm folgen würde, „den Weg der Ehre zeigen." Diese Worte, welche der König mit einer ausserordentlichen Zuversicht und mit heiterer Miene sprach, begeisterten damals die Umstehenden, uns aber geben sie nach zweihundert Jahren noch einen Fingerzeig, aus welchem Standpunkt der König seine Lage betrachtete, und durch welche Gründe die Begierde motivirt wurde, bald mit dem

Feind den nothwendigen und ehrenvollen Kampf zu bestehen.

So bald Colloredo auf dem Schloss von Weissenfels die Spitzen der schwedischen Colonnen im Anmarsch sah, gab er das verabredete Zeichen durch drei Kanonenschüsse, und benachrichtigte seinen commandirenden General ausserdem von dem, was er in Erfahrung gebracht hatte. Wallenstein versammelte abermals einen Kriegesrath, in welchem die Generale sämmtlich der Meinung waren, dass man dem Könige entgegen marschiren müsse, um seine Annäherung an Leipzig und die Vereinigung mit seinen Alliirten zu hindern, wie auch, dass Pappenheim ungesäumt zurückzurufen sei. Nach diesem Beschluss, den Wallensein füglich hätte selbst fassen können, wurden die Anordnungen getroffen.

Die kaiserliche Armee setzte sich nun sogleich in Bewegung, und kam den 5. November alten Styls des Morgens bei Lützen an, woselbst sie mit dem rechten Flügel hinter diesem Ort, und mit dem linken gegen den Flossgraben etwas zurückgebogen, aufmarschirte, aber einen avancirten Posten an der vorwärts befindlichen Rippach unter dem General Isolani vorschob. Nach der Kenntniss, welche man von diesem Terrain hat, scheint die Behauptung nicht ungegründet zu sein, welche in dem „Discours sur la bataille de Lützen*)" enthalten ist, dass Wallenstein,

*) *Par un officier prussien*, in der Uebersetzung des *Gualdo Priorato* von Francheville, pag. 432. Diesem sicheren Führer werden wir in Betreff der Schlacht von Lützen folgen.

wenn er weniger auf seine Uebermacht rechnen wollte, besser gethan hätte, sich unmittelbar hinter der Rippach zu setzen, welche eine stärkere Vertheidigung gewährte als die vor der kaiserlichen Stellung befindlichen Graben der Landstrasse. Wenigstens hätten Anstalten getroffen werden können, um das Defilé bei Rippach hartnäckiger zu vertheidigen. Allein ungeachtet Gustav Adolph sich in ein Gefecht einlassen musste, um den Feind daraus zu vertreiben, und hierdurch nothwendiger Weise die Armee bei Lützen allarmirt wurde, so geschah dennoch nach allen Nachrichten nicht etwas Bedeutendes zur Unterstützung des Generals Isolani und seiner Croaten, sondern er musste der überlegenen schwedischen Armee weichen.

Nachdem das Defilé genommen war, blieb der König mit seiner Armee jenseits im Bivouac den 5. November stehn*). In dieser Nacht theilte Gustav Adolph dem Herzog Bernhard von Weimar und den andern Generalen die nöthigen Dispositionen für den folgenden Tag mit. Alle versammelten sich um den königlichen Wagen, in welchem der Monarch die Nacht zubrachte, und man sprach grösstentheils von dem

*) In den meisten Nachrichten über die Schlacht von Lützen wird behauptet, der König sei bereits am Abend des 5. Novembers in der Stellung bei Lützen selbst angekommen, von welcher aus er den 6. den Feind angriff. Allein aus allen Umständen geht hervor, dass dies nicht der Fall sein konnte, sondern dass er nach Wegnahme des Defilés bei Rippach, welche um oder bald nach Mittag den 5. erfolgte, dort stehn bleiben musste. Denn die Stellung bei Lützen selbst ist zu nahe an dem Feind, und ein Angriff konnte an demselben Tage nicht mehr Statt finden. Er musste also weiter rückwärts stehn bleiben. Es lässt sich vermuthen, dass der König den grössten Theil des noch übrigen Tags zur Recognoscirung der Gegend angewendet haben wird, wo er am folgenden Tage schlagen wollte, da im November der Tag schon ziemlich kurz ist.

morgenden Tage. Einige von den Anwesenden äusserten sich über die Stärke des Feindes, und dass es vortheilhafter sein dürfte, den Churfürsten von Sachsen abzuwarten. Der König hörte dies ruhig an, äusserte aber auch seine Gedanken darüber, wie wir sie schon kennen, und sagte alsdann mit lauter Stimme: „er „könne es nicht ertragen, Wallenstein so nahe vor „seinen Augen zu sehen, ohne ihm zu zeigen, dass es „nicht an ihm liege, wenn er ihn nicht eher mit dem „Degen in der Faust vor sich getroffen hätte. Man „müsste doch sehen, was er jetzt im freien Felde thun „werde, und ihn aus seinem Versteck heraustreiben." Dies verschloss den Umstehenden den Mund, und Jeder benutzte nun nur die Gelegenheit, wenn sie sich zeigte, seine gänzliche Hingebung zu betheuern, und dem Könige die treueste Anhänglichkeit bis in den Tod zu versichern. Der König, der seine Diener kannte, wurde jetzt sehr freundlich, zeigte eine heitere Miene, und liess sich nun seine Kleidung zum morgenden Tage reichen, welche in einem einfachen neuen ledernen Koller bestand. Der Herzog Bernhard und mehrere Andere baten ihn inständig, einen Helm und einen Kürass anzulegen, allein der König lehnte es ab, weil er in der Schulter noch eine Kugel in einer zugeheilten Wunde hatte, auf welche der Druck des Kürasses ihm unerträglich fiel. Der Vorsatz des Monarchen war, den Angriff mit dem Anbruch des Tages zu unternehmen; allein ein ausserordentlicher dicker Nebel machte dies unmöglich, und hinderte die Spitze der Truppen vor sich zu sehen, weshalb die ersten

Pistolenschüsse auch nur erst gegen 9 Uhr des Morgens fallen konnten.

Auf eine besondere Terrain-Beschreibung können wir uns abermals nicht einlassen; indess ist solches auch wenig erheblich, da die dasige Gegend fast völlig eben ist, und selbst der Flossgraben, wegen seiner geringen Tiefe, beinahe als gar kein Hinderniss des Zugangs angesehn werden kann. Die einzige Bemerkung, die wir uns erlauben, beschränkt sich lediglich darauf, dass Gustav Adolph einen Frontal-Angriff vielleicht vermieden, und seinen Gegner unter Begünstigung des Nebels, durch einen Links-Abmarsch tournirt und in der rechten Flanke angegriffen haben würde, wenn es die damalige Beschaffenheit des von vielen Wiesen durchschnittenen Erdbodens um Lützen, vorzüglich zwischen dieser Stadt und dem Dorfe Zweschwitz, welche noch jetzt in der nassen Jahreszeit Schwierigkeiten darbieten dürften, erlaubt hätte. Der Grund und Boden, vereinigt mit der Wirkung des Spätherbstes, scheinen eine solche Angriffsart unmöglich gemacht zu haben*).

Als endlich die Armee das Gewehr in die Hand genommen hatte und zum Abmarsch bereit war, wendete der König die Zeit bis zum völligen Aufgang der Sonne dazu an, eine feierliche Andacht halten zu lassen. Dann ritt er längs der Fronte beider Tref-

---

*) Von welchem Schlage die militairischen Anmerkungen der Geschichtsschreiber sind, davon giebt Mauvillon bei dieser Gelegenheit eine Probe, indem er sagt: „Der König habe nicht einen Flügel des Feindes, sondern seine ganze Armee schlagen wollen," und deshalb habe er ihn nicht umgangen.

fen, sprach einige ermunternde Worte, und liess alsdann die Armee rechts, die Têten beider Treffen in gleicher Höhe, abmarschiren. Die Kavallerie des rechten Flügels formirte eine Avantgarde.

Wallenstein hatte in seiner bereits angegebenen Stellung die grosse Strasse von Lützen nach Leipzig vor der Fronte, und liess die gegen den Feind gekehrte Seite des Grabens dieser Landstrasse vertiefen, um hinter den Aufwurf Infanterie und Artillerie stellen zu können. Diese Arbeit hätte sogleich anfangen sollen, als das Defilé von Rippach forcirt war, weil der Angriff unfehlbar vorausgesetzt werden konnte. Hinter dieser Strasse hatte Wallenstein vor seinen rechten Flügel und vor seiner Mitte zwei grosse Batterien von respective 14 und 7 Geschützen postiren lassen. Die Vorstädte von Lützen waren ausserdem mit Infanterie besetzt, deren Gros die Mitte der Schlachlinie ausmachte, und in vier grossen Massen formirt war, wovon eine als erstes Treffen, zwei als zweites Treffen, und eine als Reserve aufmarschirt standen. Die Kavallerie befand sich wie gewöhnlich auf beiden Flügeln, auf dem rechten mit einiger Infanterie vermischt.

Die schwedische Armee marschirte nach dem Flossgraben, passirte denselben in der Gegend des Skölziger Busches, und nahm diesen letzteren hinter den rechten Flügel ihrer Kavallerie, indem der linke Flügel, die Scheunen von Lützen etwa 1000 Schritt vor sich habend aufmarschirte, und die Stellung deshalb mit der, der feindlichen Armee fast parallel war. Die

Bagage wurde in der Gegend von Meuchen hinter dem Flossgraben aufgefahren, welches unbedeutende Gewässer sich überhaupt hinter der Infanterie und Kavallerie des linken Flügels in geringer Distanz befand. Der Aufmarsch der Armee fand in einer Entfernung von ungefähr 1500 Schritt vom Feinde statt. Der Nebel hatte sich noch nicht verzogen, als die Kavallerie den Feind entdeckte. Gustav Adolph liess vor den Flügeln der Infanterie zwei grosse Batterien von 26 Stück schwerem Geschütz auffahren, ausserdem aber noch vor jeder Brigade 5 leichtere Canons, und zwanzig auf deren Flügeln.

Die Kanonade nahm um 11 Uhr ihren Anfang, und der König liess die Infanterie gegen den besetzten Graben der Landstrasse vorrücken. Der König, welcher sich auf dem rechten Flügel aufhielt, griff mit den Brigaden desselben zuerst an, worauf der Feind delogirt und einiges Geschütz erobert wurde. Die Kavallerie des rechten Flügels stürzte sich hierauf auf die gegenüberstehenden Croaten, warf sie, und brachte dadurch die nahe stehenden feindlichen Kürassire in Verwirrung. Die Croaten flohen gegen Markranstädt.

Nunmehr fielen die beiden Brigaden des rechten Flügels auf die feindlichen entblössten Infanterie-Massen, und schwenkten deshalb etwas links, wonächst sie in die vollen Quare's eindrängen, und mit ihnen zum Theil im Handgemenge geriethen. Dadurch aber gaben sie selbst ihren rechten Flügel Preiss, und wurden nun von andern feindlichen Truppen in die Flanke genom-

men und zum Rückzug genöthigt, wobei die schon eroberten Geschütze wieder verloren gingen. Der König sammelte indess diese Truppen, liess sie durch andere unterstützen und führte sie gegen den Feind. Die Schweden eroberten abermals die feindliche Batterie, allein der König wurde dabei gefährlich in dem linken Arm verwundet.

Bis hierhin stimmen die meisten Schriftsteller überein, dass die Verwundung bei dieser Unterstützung stattgefunden habe, zu welcher der König an der Spitze eines Kavallerie-Regiments des rechten Flügels, welches ihm jedoch nicht geschwind genug folgen konnte, herbei geeilt sei. Als der den Monarchen betroffene Unfall bekannt wurde, und er einen üblen Eindruck deshalb besorgte, soll er zu der herankommenden Kavallerie die Worte gesagt haben: „Es ist nichts, folgt mir." Allein die Wunde muss sehr bedeutend gewesen sein, da der König grosse Schmerzen empfand und dem Herzog von Sachsen-Lauenburg sagte: „ich habe genug, bringt mich von hier fort." Dies ist die Aussage des Soldat Suédois und des Historiographen Chemnitz, so wie auch die der Histoire u. s. w. von Mauvillon *), welche sich auf

*) *Le Soldat Suédois*, pag. 476. Chemnitz, pag. 465. *Histoire de G. A. par Mr. de M.* (*Mauvillon*), pag. 560. Im *Theatrum europaeum*, andrer Theil, pag. 748 wird die Verwundung und der Tod Gustav Adolph's so erzählt, als ob er des Morgens vor der Schlacht im Nebel, bloss in Begleitung von zwei Reitknechten, habe den Feind recognosciren wollen, auf einen Trupp feindlicher Kavallerie gestossen, und von diesem nebst beiden Begleitern niedergemacht worden sei, worauf der Herzog Bernhard die Armee gegen den Feind geführt habe. Dies mag als ein Beweis der grossen Verwirrung über dieses wichtige Ereigniss gelten, da dies Werk 47 Jahr nach dem Tode des Königs herauskam.

die Handschriften von Arkenholtz gründet. Nun aber entsteht in den Angaben der Schriftsteller eine solche Verwirrung, dass es nicht der Mühe lohnt, und hier auch am unrechten Orte sein würde, sie mit einander zu vergleichen. So viel ist gewiss, dass der Herzog von Lauenburg mit dem König nicht rückwärts, sonder nach dem linken Flügel hinritt, auf welchem Wege der König nochmals blessirt wurde und nun vom Pferde fiel. Hier fand der grosse Gustav Adolph seinen Tod.

Nach einer von Mauvillon citirten Stelle der Relation des Grafen Khevenhüller soll der König bis nach dem linken Flügel gekommen sein, und es ist wahrscheinlich dass dies geschah, als er schon verwundet war; das Uebrige dieser Angabe sind Suppositionen. Indess passt diese Aussage ziemlich zu der Tradition, dass der König unweit des bekannten Schwedensteins geendet habe, da dieser Stein an der Landstrasse an dem Orte liegt, unweit dessen der linke Flügel der schwedischen Infanterie, jedoch besser vorwärts, gegen die feindliche Stellung stand, und ohne Zweifel von Menschenhänden dorthin gebracht worden ist. Ob nun aber der König durch feindliche Kugeln, oder durch die Hand eines Meuchelmörders völlig sein Leben verloren hat, ist unmöglich zu ergründen. In der ersten Zeit nach seinem Tode hinderte der Krieg daran, und späterhin scheint sich Niemand damit befasst zu haben, der Macht genug gehabt hätte, alle Zeugen zu ermitteln, von denen auch die mehrsten schon todt gewesen sein mögen. Wir übergehen daher alle weitern Muthmassungen, da keine einzige zu er-

weisen ist, und selbst der Bericht Wallenstein's an den Kaiser durchaus nicht auf die Facta passt.

Der Körper des Königs blieb unter einem Haufen von Todten liegen, wo man ihn nach der Schlacht, von vielen Wunden durchbohrt fand, und nach Weissenfels brachte.

Der Tod des Monarchen wurde der Armee bald bekannt; was aber das Merkwürdigste ist, er machte zwar einen höchst traurigen Eindruck, ohne jedoch im Mindesten auf den Gang des Gefechts einen nachtheiligen Einfluss zu haben. Mit vieler Besonnenheit ergriff der Herzog Bernhard von Weimar das Commando, und alle Generale beeiferten sich, durch Befolgung seiner Anordnungen den Tod ihres so hochverehrten Monarchen zu rächen.

Der linke Flügel war während der Zeit bereits zum Gefecht gekommen, und der Herzog liess zuerst die vom Feinde besetzten Gartenmauern von Lützen, und alsdann die ebenfalls besetzten Graben der Landstrasse angreifen, hierauf aber den Feind aus dem Hause und dem Garten des Windmüllers vertreiben. Alsdann griff er die feindliche, weiter bei den Windmühlen etablirte Batterie an, wurde jedoch zurückgeworfen. Dies war bereits geschehen, als der König den rechten Flügel wieder zum Angriff vorführte.

Inzwischen hatte Isolani die geschlagenen Croaten auf's Neue gesammelt, ging um den rechten Flügel der schwedischen Armee herum, und fiel die bei Meuchen stehende Bagage an. Indess wurde er durch einen Theil der zweiten Linie zurückgeschlagen.

Als die Nachricht von dem Tode des Königs ankam, und der Herzog Bernhard wieder im Vorgehen begriffen war, führte er eine Bewegung aus, welche für das Schicksal des Tages entscheidend war. Er nahm nämlich eine Brigade Infanterie des linken Flügels nebst drei Kavallerie-Regimentern, und ging mit diesen Truppen zwischen der Stadt Lützen und den Windmühlen in die rechte Flanke der feindlichen Armee vor, während die übrigen Truppen den Feind in der Fronte beschäftigten. Da dies eine Thatsache ist, jedoch der den kaiserlichen rechten Flügel commandirende General bei Zeiten davon hätte unterrichtet werden können, wenn es möglich gewesen wäre diese Bewegung, welche doch auch nicht in einem Augenblick ausgeführt sein konnte, zu entdecken, so muss irgend ein besonderer Umstand dieselbe begünstigt haben. Der Verfasser des Discours u. s. w. äussert, dass ein sanfter Abhang des Terrains jene Bewegung wohl hätte verbergen können, wovon derselbe in dem von ihm aufgenommenen Situationsplan indess nichts angemerkt hat. Genug, diese Disposition hatte einen guten Fortgang, obgleich der Herzog Bernhard um diese Zeit sich nach dem rechten Flügel begeben musste, woselbst nach dem Tode des Königs eine neue Verlegenheit entstanden war. Allein der dort gegenüberstehende Feind wurde geworfen, während dessen rechter Flügel anfing zurückzuweichen. Einige Pulverwagen hinter der Fronte flogen in die Luft, und der Sieg schien sich zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags auf die Seite der Schweden zu neigen, als der General

Pappenheim an der Spitze seiner Kavallerie auf dem Schlachtfelde erschien. Wallenstein sammelte jetzt die auseinander gerathenen Truppen, und Pappenheim kam mit 8 frischen Regimentern auf dem linken Flügel an. Die kaiserliche Armee ging nun auf's Neue zum Angriff über *).

Der schwedische rechte Flügel wurde zurückgedrückt, aber der linke behauptete sich. Nunmehr fand eine ausserordentliche Anstrengung der schwedischen Infanterie Statt, über welche zwar viele Muthmassungen vorhanden sind, jedoch nichts Zuverlässiges gesagt werden kann. Nach Einigen soll die zweite Linie in die erste gerückt sein, worüber Folard, nach seiner Art, viel vorzubringen weiss; nach Andern aber die ursprüngliche Schlachtordnung beibehalten worden sein. Das Wahrscheinlichste ist, dass die Ausdauer, der Muth und die Gewandtheit im Gefecht, auf Seiten der Schweden grösser als bei ihren Gegnern war, dass die tödtliche Verwundung Pappenheim's die Führung in's Stocken brachte, und dass endlich die Verwirrung des Feindes überhand nahm, worauf der Abend herannahte, und die geschlossen gebliebenen Schweden das Feld behaupteten.

*) Es ist sonderbar, dass Pappenheim so spät ankam. Lützen ist höchstens 5 Meilen von Halle entfernt, welche er in 6 Stunden mit der Kavallerie zurückgelegt haben konnte. Er muss daher zu spät den Befehl erhalten haben, oder er ist unbegreiflich spät abmarschirt. Er hätte zu Anfang des Gefechts, oder wenigstens um Mittag sehr bequem eintreffen können. Allein er kam lediglich mit seiner Kavallerie, und zwar gegen das Ende der Schlacht an. Wäre seine Infanterie ebenfalls da gewesen, so hätte sie den Sieg entscheiden können. Allein so diente sie bloss zur Deckung des Rückzugs der Armee, da bei ihrer Ankunft die Bataille verloren, die kaiserliche Armee im vollen Rückzuge, und Pappenheim bereits tödtlich verwundet war.

Der Feind floh nunmehr theils nach Merseburg, theils nach Leipzig. Die Schweden blieben auf dem Wahlplatz stehen. Die kaiserliche Armee verlor alle ihre Geschütze, nebst einer Menge Fahnen und Standarten. Wallenstein ging nach Leipzig, verliess jedoch bald diesen Ort und zog sich mit den Ueberresten seiner Armee nach Böhmen zurück. Demunerachtet wurde ein Te Deum in den kaiserlichen Landen angestimmt, da doch wohl kein Zweifel über den Verlust der Schlacht stattfinden konnte, welche beiden Theilen an 10 bis 12000 Mann an Todtgebliebenen kostete.

Der Herzog Bernhard kehrte endlich auch seinerseits nach Weissenfels zurück, um der Armee einige Ruhe zu verschaffen, worauf er dieselbe zu weitern Waffenthaten, in Uebereinstimmung mit dem Reichs-Canzler Oxenstiern anführte.

Schlussbemerkung.

„Schwedens Glück, unzertrennlich mit Aufrechthaltung der evangelischen Religion verbunden:" dies war die Idee, welche das ganze Leben des Königs Gustav Adolph erfüllte. Für sie war er geboren, sorgfältig gebildet, und mit allen Eigenschaften von der Natur ausgestattet, welche zu rastloser Verfolgung dieser Idee und zu völliger Hingebung an sie nöthig waren. Mit dem Feuer der Jugend hatte er sie ergriffen, und mit dem Eifer des

reifen Alters opferte er ihr sein Leben. Um den grossen König und Feldherrn einigermassen verstehen zu lernen, ist es nothwendig, sich so viel als möglich in jene Idee hineinzudenken. Dies ist schwer, weil die damaligen politischen und religiösen Ansichten sehr von den jetzigen verschieden sind, aber unerlasslich, weil eben in dem Zusammentreffen und in der Uebereinstimmung seiner Zeit mit seinem Charakter seine Grösse verborgen liegt.

Der Geist der Reformation herrschte noch in seiner ganzen Frische, als Gustav Adolph in die Welt trat. Der Eifer für die neuern religiösen Begriffe setzte schon an sich Muth und Unerschrockenheit voraus. Hierzu kam die Lage Schwedens gegen den vertriebenen König Sigismund, und die Nothwendigkeit das Recht und die Geistesfreiheit der Nation mit den Waffen zu beschützen. Diese Vorstellungen mussten einen tiefen Eindruck auf die emporkommende Generation, besonders aber auf denjenigen hervorbringen, dessen Geburt ihn an die Spitze des protestantischen Schwedens setzte.

Wäre jedoch Gustav Adolph ein Gemüth von gewöhnlicher Art gewesen, so hätten jene Verhältnisse ihn doch noch nicht ganz mit sich fortreissen können. Er würde gethan haben, was die Pflicht von ihm fordern konnte, aber über sie hinaus dürfte er nicht gegangen sein.

Allein dieser junge Monarch schien für die Stellung, in welcher er sich befand, auserkohren zu sein. Schwerlich möchte Europa in seiner jetzigen Lage

sich befinden, wenn er nicht erschienen wäre, denn er besass alle diejenigen Anlagen, alle die eigenthümliche Ausbildung derselben, die gerade dazu erfordert wurden, um zu einem gelungenen Ausgange gelangen zu können.

Ein frommer Sinn und ein unbegrenztes Vertrauen auf eine höhere unsichtbare Macht waren frühzeitig ihm eingeprägt worden. Hierzu kam die gerechte Sache des schwedischen Throns und Volks, und endlich die vollen Kräfte in jeder Beziehung, beide vertheidigen zu können. Schon hieraus ging die Pflicht hervor, keine Gefahr zu achten, sobald die grossen National-Güter auf dem Spiel standen. Aber Gustav Adolph hatte auch noch die Lust und Freudigkeit sie aufzusuchen, weil er darin schon einen Theil des Genusses fand, und auf solche Art in seinem Elemente lebte, wenn er für jene Güter streiten sollte. Wenn er also einen Plan entwarf, so berücksichtigte er weniger das Gewagte desselben, als er ohne diese Anlage gethan haben würde, und legte den Ausgang mit einem seltenen Vertrauen in die Hand der obersten Macht des Himmels. Ein solcher fester Punkt mag ohne Zweifel dem grössten Theil unserer Mitwelt als schwer zugänglich erscheinen. Zu begreifen ist es jedoch, dass Derjenige welcher ihn erreicht zu haben glaubt, sich im Stande befindet die Welt aus ihren Angeln zu heben, eine Wirkung, welche jede grosse Idee mehr oder minder hervorzubringen vermag, ohne dass man dem Besitzer derselben eine Täuschung schuld geben könnte. Welche Auslegung aber auch

ein Jeder nach dem Maass seiner Kräfte der Sache geben mag, so geht wenigstens so viel daraus hervor, dass ein von einer grossen Vorstellung ergriffener Geist zu Thaten gebracht werden kann, die dem ununterrichteten Beobachter unbegreiflich vorkommen, den Forscher aber endlich zur Entdeckung des Hebels führen müssen, durch welchen sie in das Leben treten konnten.

Es ist an einem Ort dieser Schrift bemerkt worden, dass ein mittelmässiger Kopf eine ganze Gedankenreihe, welche grossen Thaten zum Grunde liege, nachdenken könne, deshalb aber noch nicht fähig wäre, eine That nachzuthun. Dies ist deshalb erklärbar, weil es ihm an Zündstoff fehlt, auf welchen der zu einer That führende Gedanke wirken könnte. Aus dieser Ursache werden grosse Geister da in Bewegung gesetzt, wo die kleinen keinen Antrieb zur Thätigkeit sehen, weil sie die Bewegungsgründe weder tief genug würdigen und begreifen, noch fühlen können. Nur die eminentesten Köpfe haben die Kräfte, von einer einzigen Idee entbrannt zu werden, sie mit Seelenstärke zu erfassen, und sie im ganzen Leben als Leitstern vor Augen zu behalten.

In seinem zehnten Jahre erlebte Gustav Adolph, dass sein Vater von den Reichsständen zum König erwählt, und Sigismund der Religion wegen, des Thrones verlustig erklärt wurde. Die Nation und der König hatten nur ein und dasselbe Interesse, nämlich ihre Unabhängigkeit zu behaupten, indem sie ihren Glauben vertheidigten. Alle Kriege mit Sigismund

waren ihrer politischen Zwecke ungeachtet zugleich als Religionskriege zu betrachten, weil die Schweden, wenn sie besiegt wurden, ihrer Religionsfreiheit beraubt worden wären, wegen welcher sie schon zwölf Jahr vorher, ehe sie den König Sigismund verstiessen, mit ihm in Streit gelegen hatten. Dies schloss die religionseifrige Nation fest an ihren König, den einzigen Beschützer ihres Glaubens, und den König an sein Volk. Nie war bei Gustav Adolph von einer Opposition im bösen Verstande die Rede, wenn auch eine Verschiedenheit der Ansichten in ausserreligiösen Dingen herrschte. Die Reichsstände und alle Schweden hatten ein unbegrenztes Vertrauen in die Regierung und in die grossen Talente ihres genialischen Monarchen, wovon sie ihm sogleich nach seiner Thronbesteigung die grössten Merkmale durch Aufhebung der nach dem Gesetz bis zu seinem 24sten Jahr dauernden Regentschaft gaben. Der König zeigte bald und anhaltend in seinen administrativen sorgfältigen Einrichtungen, wie sehr ihm Schwedens Glück am Herzen lag, und wollte er einen Zweck durch eine ausserordentliche Anstrengung erreichen, so konnte er seine Räthe und die Reichsstände, als die kräftigsten Stützen zur Beförderung seiner Absichten, in Anspruch nehmen, weil sie gut und gross und heilsam waren. Dieses Verhältniss dauerte während seiner ganzen Regierung fort, ohne dass Jemand ernstlich daran dachte, störend dagegen aufzutreten. Wir sehen im Gegentheil, dass der König noch von Deutschland aus, seinem Reichsrath Fragen über die Fort-

setzung des Krieges vorlegte. Dies setzte von seiner Seite ein grosses Vertrauen voraus, und beweist die gegenseitigen Gesinnungen. Gustav Adolph fühlte sich wahrlich stark genug, ganz allein zu beschliessen, was er thun wollte. Aber es scheint eine Wirkung der Zuneigung zu seinem Lande, nicht aber ein Zwang gewesen zu sein, wenn er die Meinung der Stände zu wissen verlangte. Bei der Ueberlegenheit seines Geistes und bei der Rechtlichkeit seiner Zwecke leitete und beherrschte er sie, und zwar durch die stärksten Bande des Vertrauens und der Zuneigung. Hierzu gaben die gemeinschaftlichen Bedürfnisse des Throns und der Nation die Veranlassung, und Gustav Adolph konnte mit einer solchen fast unumschränkten Herrschaft in der wirklich erhabenen Sphäre seiner Wirksamkeit völlig zufrieden sein, ohne jemals zu dem Versuch angeregt zu werden, seine Macht als König zu vergrössern. Hierzu hat er auch nie einen Schritt gethan, ungeachtet die Grundgesetze des Reichs seine Autorität beschränkten. Der König, welchem es weder an Mitteln noch an Genie fehlte, auch noch diese Schranken, wenn er gewollt hätte, aus dem Wege zu räumen, muss daher freiwillig darauf Verzicht gethan haben, weil seine Penetration und Redlichkeit ihn von den Vorzügen überzeugt haben mussten, die ganz zu der Lage passten, in welcher er sich und das Reich befindlich sah.

Durch die weitere Fortschritte auf diesem Wege und durch den Ausbruch des Religionskrieges in Deutschland im Jahre 1618, musste nothwendiger Weise eine

Verbindung zwischen allen Protestanten mit Schweden entstehen, wenn gleich sie nicht sogleich förmlich angeknüpft wurde, denn alle hatten einen gemeinschaftlichen Feind. Hierzu kamen die Missgriffe und der Mangel an Einigkeit der deutschen Fürsten, denen ein Haupt fehlte, das sie zu einem Zweck zu leiten im Stande gewesen wäre, und zuletzt der unglückliche Feldzug des Königs von Dänemark. Aber die Zeit Gustav Adolph's war noch nicht gekommen. Wäre er früher in Deutschland aufgetreten, so fehlten die Erfahrungen, die der König insbesondere in Preussen machte, es fehlte seiner Armee die Ausbildung die sie dort erreichte, und er fand die erste Wallensteinische, der seinigen der Anzahl nach weit überlegene Armee. Es war folglich besser, dass der König Sigismund nicht eher einen sechsjährigen Waffenstillstand schliessen wollte.

Wir haben bereits manche Anmerkung uns über die Kriegführung des Königs Gustav Adolph erlaubt. Indess ist der Stoff zu reichhaltig, als dass wir nicht noch Einiges hinzufügen sollten, wodurch insbesondere sein persönlicher Charakter und die Kräfte die ihn belebten, in ein noch helleres Licht gesetzt werden können.

Von seinen kriegerischen Anlagen wird der geehrte Leser schon in seinen frühern Jahren die Spuren bemerkt haben. Dergleichen ist jedoch nichts Ungewöhnliches bei jungen Fürsten, welche sich in der Nothwendigkeit befinden, Soldat sein zu müssen. Deutlicher erklärte sich Gustav Adolph's Genius bei dem ersten

Kriege, den er als König (i. J. 1612) führen musste. Sein Campagnen-Plan und vorzüglich seine Diversionen zeugen von Talenten, allein sie hatten keinen günstigen Erfolg. Der junge König verlor hierüber jedoch keineswegs die Fassung, sondern er rettete Stockholm. Da aber die Partie unter den damaligen Umständen zu bedenklich war, und er anderwärts mehr gewinnen als verlieren konnte, schloss er (i. J. 1613) Frieden mit Dänemark.

Ohne jetzt gerade eine übertriebene Begierde nach Krieg zu zeigen, und nachdem Polen durch einen Waffenstillstand zur Ruhe gebracht worden war, unternahm Gustav Adolph i. J. 1615 den Angriff auf Russland. Wenn man die Lage der Politik in jener Zeit betrachtet, so lässt sich nicht läugnen, dass die gegen Polen gezeigte Mässigung bei dessen höchst kritischer augenblicklicher Stellung gegen die Türken, einen tiefen Blick in die Verhältnisse anderer Staaten und eine reife Würdigung der eignen Bedürfnisse voraussetzt. Die Eroberung von Ingermannland zeigt dagegen eine planmässige Unternehmung, die mit schon sehr sicherer Hand ausgeführt wurde. Dies sind gewiss seltene Merkmale in dem Leben eines kaum zwanzigjährigen Königs und Feldherrn, wenn man auch die geschickte Einleitung zum Theil auf die Rechnung des Generals la Gardie setzen mag. Gustav Adolph aber brachte den rechten Blick mit, wovon die Einrichtungen bei seiner Armee den besten Beweis liefern.

Sechs Jahre darauf (1621) sehen wir den König in seiner dritten Campagne (der ersten gegen Polen), in

welcher er sich nur auf die Eroberung von einem Theil von Liefland und von Riga beschränken musste. Nach abermaligem Waffenstillstande enträthselten sich die Absichten Sigismund's immer mehr und mehr, der niemals Frieden schliessen, sondern seinen Gegner entthronen wollte und Unterstützung bei andern Höfen fand. Hierdurch gewann der wieder ausbrechende Krieg noch mehr das Ansehen eines Religionskrieges, und Gustav Adolph wurde als der gefährlichste unter den protestantischen Fürsten betrachtet, dem es nur an Macht fehlte, um als ihr Haupt aufzutreten. Hiernach richtete sich die Politik des Kaisers. Der König schuf nun eine neue Organisation und ein neues Ergänzungs-System seines Heeres, vielleicht weil er langwierige Kriege voraussah, bei welchen es auf die Erhaltung Schwedens ankommen würde. Eine solche Einrichtung war noch in keinem Staat vorhanden.

Auf diese Art gerüstet, begann er 1625 seinen 4ten Feldzug, und versuchte in demselben zuerst ein grösseres Gefecht in freiem Felde bei Walhoff in Semgallen.

Gestützt auf die gemachten Fortschritte, erweiterten sich des Königs strategische Pläne im folgenden 5ten Feldzuge, indem er sich der Festung Pillau bemächtigte und festen Fuss in Preussen fasste, ungeachtet das Land dem Churfürsten von Brandenburg gehörte. Hierdurch konnte der König mit seinen Operationen Polen ungleich näher kommen, als von Curland aus, weshalb man ihm unmöglich Unrecht geben kann, wenn er sich über politische Berücksichtigungen

hinweg setzte, welche selten im Kriege an ihrem rechten Ort angebracht werden können. Es ergiebt sich hieraus, dass der König seine Operations-Objekte mit vielem Scharfsinn zu wählen wusste, wie denn überhaupt dieser Feldzug seine Talente und die Brauchbarkeit seiner Armee augenscheinlich entwickelte. Eine Probe giebt hiervon das Gefecht bei Mewe. Zugleich aber zeigte sich bei dem Könige jene persönliche Kampflust, welche ihm angeboren war, und ohne deren Befriedigung er selten ein Gefecht vorübergehn liess. Es hat sich uns schon oft die Gelegenheit dargeboten, über diese Eigenthümlichkeit Betrachtungen anzustellen. Man möchte indess noch hinzusetzen, dass ein solcher Heerführer für eine solche Armee, insbesondere zu jener Zeit, nothwendig schien, wenn ihre Hingebung, ihr Vertrauen zu ihm und ihre religiöse Zuversicht bis auf einen Grad gesteigert werden sollte, der zu den gewagtesten Unternehmungen*) erfordert wurde. Was konnte aber mehr als das Beispiel von oben herabwirken, um nicht nur mit gewöhnlichem, sondern mit entflammtem Muth den Sieg, oder aber aus freier Wahl den Tod zu wählen? Eine eigentliche Niederlage unter Gustav Adolph's Anführung musste endlich für unmöglich gehalten werden, weil jeder schwedische Officier und Soldat dafür galt, sie nicht überleben zu wollen. Dass es nicht dazu kam, dafür bürgte die Führung des Königs; auch ist von einer Niederlage niemals die Rede gewesen, höchstens von

*) Man möchte sagen „zu halsbrechenden Unternehmungen." Eine solche war der Angriff auf das feindliche Lager bei Nürnberg.

Rückzügen, nie von Flucht, wie die des Generals Tilly und des Wallenstein.

Der 6te Feldzug des Königs im Jahre 1627 war nicht glücklich, vorzüglich durch die zweite gefährliche Verwundung des Monarchen bei Dirschau. Er war seiner Gewohnheit gefolgt, und es ist nur als ein besonderes Glück anzusehen, dass bei einem solchen Benehmen ihn der Tod nicht früher ereilt hat. Hätte Gustav Adolph einen blinden Glauben an einen Fatalismus gehabt, er hätte unmöglich anders verfahren können. Allein einen solchen hatte er keineswegs; desto grösser erscheint er uns. Mit vollem Bewusstsein erblicken wir ihn an den Tod denkend. Es scheint fast unmöglich zu sein, mit mehrerer Resignation das Leben und das Aufhören des Lebens ins Auge zu fassen*).

Wie sogar nicht dieser Unfall einen Eindruck auf den grossen Mann gemacht hatte, beweist der Sturm auf Worndit, den er in Person, obgleich noch nicht einmal hergestellt, unternahm.

Die 7te Campagne, 1628, zeigt uns kecke Gefechte und den Sieg bei Danzig, aber auch die unverschuldete Befreiung dieser Stadt. Wir sehn immer mehr die Politik mit Religionsmeinungen vermischt, so wie

*) Nach seinen Grundsätzen glaubte der König, dass Niemand auf der Erde unentbehrlich sei, selbst ein Monarch nicht. Gefiele es daher der Weltregierung einen solchen abzurufen, so werde sie schon dessen Stelle zu ersetzen, und also auch die von ihm vertheidigte Sache zu schützen wissen. Wenn er sich auf das Beispiel von Alexander und Cäsar berief, so lässt sich entgegnen, dass Gustav Adolph eine grössere Anzahl von Beispielen seiner Verwegenheit gegeben hat, als Beide, wenngleich sie ihm an Kühnheit nicht nachstanden.

die Veranlassung für Gustav Adolph an Deutschland zu denken, wozu des Königs von Dänemark Missgeschick das Seinige beitrug. Die Besetzung von Stralsund, die verweigerte Zulassung schwedischer Gesandten bei dem Congress in Lübek und das Restitutions-Edikt waren die sichersten Einleitungen zu dem deutschen Kriege, den Gustav Adolph zur Erhaltung Schwedens und seines Throns unternehmen musste. Diesem folgte die Vereinigung eines kaiserlichen Corps mit den Polen, in dem 8ten Feldzuge des Königs, als ein unzweideutiges Zeichen der feindlichen Gesinnungen des Kaisers.

In dieser letzten Campagne sehn wir ihn gegen einen unternehmend gewordenen Feind dessen gut ersonnener Umgehung ausweichen, und sich dann seinem Hange zur persönlichen Tapferkeit ganz dahin geben. Es war dies sogar ein unglückliches Reitergefecht, das aber eben so wenig als jede Art von Missgeschick, des Königs Sinn ändern konnte. Als commandirender General nahm er bald die Genugthuung, die ihm das Glück bei Führung eines kleinern Reitergeschwaders versagt hatte. Endlich führte die Entkräftung der Polen und die Vermittelung Frankreichs das Ende des Kriegs herbei, welcher sich, auch selbst jetzt, nur in einen sechsjährigen Waffenstillstand auflösste.

Die nun folgenden Unternehmungen Gustav Adolph's liefern einen vollständigen Belag zu dem an der Spitze dieser Schlussbemerkungen befindlichen Gedanken. Es wird bei einigem Nachdenken bis zur Evidenz klar,

dass dieser König keinen andern Weg einschlagen konnte, wenn er nicht Schweden unterliegen und die protestantische Religion unterdrückt sehn wollte. Diese von ihm hauptsächlich ausgehende Ansicht beweist, dass er der einzige Sterbliche war, der auf der rechten Stelle stand und die Eigenschaften besass, ein solches Unglück abzuwenden. Diesem innern Beruf gemäss, waren nun auch keine Nebenumstände fähig, ihn von der Erfüllung seiner Bestimmung abzuhalten, mochte man ihn selbst in Deutschland noch so sehr missverstehn, und im Anfange seine grossmüthigen Anerbietungen zurückweisen. Jener Gedanke überwog in der Folge seinen Unmuth über die deutschen Fürsten, denen er seinen Schutz beinahe aufdringen musste.

Es war ein grosses Glück, dass in Schweden sich andere Ueberzeugungen entwickelten, als unter den Mächtigen in Deutschland, wenn auch der Kanzler Oxenstiern anfänglich mit Einwürfen hervortrat. Wenigstens war es ein Beweis von Vertrauen, wenn die Reichsstände, der That nach, mit ihrem Monarchen gleichgesinnt und einig schienen. Ein solches Resultat hatten seine nun schon lange Regierung und seine Kriege bewirkt. Es gehörte indess zu der Unternehmung nach Deutschland wahrlich viel Glück, denn mit 15 oder 16,000 Mann, einen so mächtigen Monarchen als den Kaiser angreifen zu wollen, setzte eine grosse Kühnheit voraus, und es scheint verzeihlich, wenn auf kaiserlicher Seite, so unweise es auch sein mochte, ein solcher Anfall verspottet wurde. Die kaiserliche

Macht in Pommern war zwar nicht von grosser Bedeutung, und eine grössere Armee entfernt. Ob jedoch der König auf eine so schleunige Vermehrung seiner Streitmittel rechnen konnte, dass er zeitig genug im Stande sein würde, den anrückenden feindlichen Massen Widerstand zu leisten: davon findet sich keine nähere Angabe. Einen solchen Überschlag würden aber alle calculirenden Strategen für unerlasslich halten, und höchst wahrscheinlich um keinen Preis sich auf ein so wenig gesichertes Unternehmen einlassen wollen. Dachte Gustav Adolph weniger penetrant, als solche Kriegskünstler thun würden, oder gingen seine Entschlüsse so sehr in das Blaue hinein, dass er sich ganz und gar dem Ungefähr überliess? — Dies kann man unmöglich behaupten. Allein sein Vertrauen auf das Glück abgerechnet, so konnte der König zuerst in Anschlag bringen, dass er Stralsund besass, dann dass Pommern durch einen raschen Überfall erobert werden konnte, da der Feind nicht einmal die Hauptstadt in Besitz genommen hatte, und dann, dass seine Erscheinung durchaus wenigstens einigen Eindruck auf die Protestanten machen, und er in Pommern seine Armee bedeutend würde vermehren können. Ob nun aber diese Gründe den Opponenten, die wir uns gedacht haben, einleuchtend sein möchten, ist demunerachtet zu bezweifeln. Der Beifall solcher Gegner, den sie hinterher der Kriegsführung Gustav Adolph's zu zollen verbunden sind, bleibt deshalb problematisch, aber zugleich der Beweis, dass ihre Art zu

sehen unvermögend ist, jemals eine ähnliche Aufgabe zu lösen.

Die Landung des Königs selbst ist beachtenswerth, da er nicht Stralsund, sondern die Insel Ruden dazu wählte. Er konnte von hier aus bequemer und sicherer die Inseln Usedom und Wollin wegnehmen, und dann in das Herz von Pommern dringen. Dies scheint seine Absicht gewesen zu sein. Die Expedition gegen Stettin und dessen Besitznahme nebst den Verhandlungen mit dem Herzog von Pommern, sind mit Dreistigkeit und ohne Zweifel völlig der Sache gemäss ausgeführt worden. Aber des Königs grosse Präcaution gegen den General Torquato Conti zeigt, dass er genöthigt war sehr behutsam zu verfahren; ohne Zweifel deshalb, weil es ihm für jetzt noch an Truppen fehlte, und ein Missgeschick Alles hätte verderben können. Zu seiner Charakteristik gehört die Recognoscirung gegen Garz unter einer unbedeutenden Bedeckung, die man als sehr bemerkenswerth betrachten muss. Der Zug nach Mecklenburg kann nur als ein Versuch in Ermangelung eines Bessern gelten.

Bei den ferneren Operationen des Königs in Verfolgung des von Garz sich zurückziehenden Feindes, verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass Küstrin den Kaiserlichen geöffnet und den Schweden verschlossen wurde. Hätte zu jener Zeit Gustav Adolph nicht wieder nach Pommern zurückkehren müssen, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach den General Tilly aufgesucht haben, und es würden

ganz andere Ereignisse erfolgt sein. Hätte er seinen Feind so wie bei Breitenfeld geschlagen, alsdann möchte keine Eroberung von Magdeburg Statt gefunden haben. Auch würden beide Churfürsten von Brandenburg und von Sachsen früher genöthigt gewesen sein, sich für den König von Schweden zu erklären. Alle diese Vortheile für das protestantische Deutschland mussten nun erst mit schwerem Unglück erkauft werden. Dieser Verzug gab dem Feldzuge einen schleppenden Anfang und hätte dem ganzen Kriege eine nachtheilige Wendung geben können, wenn das Glück nicht dazwischen getreten wäre. Gustav Adolph war wirklich sehr degoutirt, aber der Geist, der ihn trieb, fesselte ihn an die einmal angefangene grosse Unternehmung. Vielleicht giebt es kein Beispiel eines solchen sich selbst verläugnenden Sinnes, mit welchem er auf die kurzsichtigen Fürsten herabsah. Die Allianz mit Frankreich war das einzige ermunternde Ereigniss.

Wir beschränken uns auf die bereits angestellten Betrachtungen über des Königs Gründe zu seiner Stellung bei Schwedt und Vierraden, seine Märsche nach Frankfurt an der Oder und alsdann nach Landsberg. Wollte er nach der Churmark marschiren, so war die Eroberung von Landsberg als ein Umweg anzusehen. Es sind daher offenbar andere Ursachen zu dieser Expedition vorhanden gewesen, und es wird wahrscheinlich, dass der König sich nach Schlesien wenden wollte. Allein nun traten abermals Hindernisse in den Weg, nämlich die verdächtige Haltung der beiden Churfür-

sten und Tilly's Belagerung Magdeburg's. Demungeachtet muss Gustav Adolph von der Richtigkeit seiner vorhabenden Operationen überzeugt gewesen sein, wovon sein Schreiben an die Stadt Magdeburg den Beweis liefert. Endlich aber überwogen jene Gründe seine freie Wahl. Aber das Verhängniss Magdeburg's liess ihn kaum die Hälfte des Endzwecks erreichen, als er nach dem Fall jener Stadt sich nach der niedern Elbe zog. Weise wählte er einen festen Posten bei Werben. Aber, erhaben über die Fesseln, die seinen Operationen im Grossen angelegt worden waren, machte er dem Feinde seine Anwesenheit durch die Gefechte bei Angern, Burgstall und Rheindorf fühlbar. Dies war eine zu schöne Gelegenheit, wieder einmal mit dem Degen in der Faust persönlich thätig zu sein, als dass er sie konnte unbenutzt vorübergehen lassen. Es ist nicht nur möglich, sondern vielleicht auch wahrscheinlich, dass gelehrte Soldaten ein solches Benehmen eines commandirenden Generals und besonders eines Königs mit dem schätzenswerthen Namen einer unverzeihlichen Raufsucht belegen möchten. Aber es würde zu weit führen, zu beweisen, dass dies eine Versündigung und eine total irrige Beurtheilung ist. Uebrigens bedarf Gustav Adolph keiner Apologie, worüber wir uns hinreichend erklärt haben.

Dem zurückgehenden Tilly konnte der König mit einer verstärkten Armee nachrücken. Jetzt folgte die grossmüthige Versöhnung mit dem Churfürsten von Sachsen, endlich aber die merkwürdige Schlacht von Breitenfeld und des Königs meisterhaftes Benehmen bei

diesem Treffen, bei welchem er sich als ein wahrhaft grosser Capitain zeigte. Hier fand vielleicht die erste Anregung zur Erstreitung einer deutschen Krone für ihn Statt, und wer weiss, was daraus geworden wäre, wenn Gustav Adolph den Weg durch Böhmen eingeschlagen hätte.

Seine Operationen am Rhein, da sie einmal beschlossen waren, können zwar nicht getadelt werden, geben aber wenig Ausbeute; nur Tilly wurde zu sehr vernachlässigt. Er kam desto ungelegener wieder zum Vorschein, während zum zweiten Mal die Verhältnisse eine Gelegenheit entstehen liessen, um die Operationen nach der Donau und endlich nach Oesterreich führen zu können. Späterhin musste der König unter weit weniger günstigen Umständen seine Richtung auf Baiern nehmen. Aber der Culminationspunkt des Glücks schien vorübergegangen zu sein.

Wie gross das Uebergewicht Gustav Adolph's in politischen Beziehungen geworden war, hiervon geben seine Antworten auf die Anfragen Frankreich's in dieser Zeit einen Beweis. Vergleicht man hiermit seine Vorschläge zur Neutralität für die Fürsten der Ligue, und insbesondere seine Friedensvorschläge i. J. 1632, so wird man sich noch mehr davon überzeugen können. Warum aber hieraus die bittersten Vorwürfe über einen unbegrenzten Ehrgeiz gezogen worden sind, ist eben so wenig abzusehen, als eine befriedigende Antwort auf die Frage gegeben werden kann, ob denn Deutschland geradezu unglücklich geworden wäre, wenn ein Theil desselben den grossen, wohlthätig gesinnten

Gustav Adolph als König, unter Beibehaltung seiner Verfassung, anerkannt hätte? — Anders, als unter dieser Bedingung, dürfte er schwerlich, nach seiner Denkungsart, eine Krone angenommen haben.

Die Operationen des Königs bis an den Lech verdienen Bewunderung. Das Gefecht aber und der Uebergang waren sehr gewagt. Man sagt, seit Breitenfeld habe die Dreistigkeit des Königs wo möglich noch zugenommen; wenigstens lässt sich nicht läugnen, dass die Gefechte am Lech, bei Nürnberg und bei Lützen, ganz einem verwegenen Charakter in der Conception und in der Ausführung gemäss waren.

Sehr bemerkenswerth scheint uns das Benehmen des Königs zu sein, als ihm das Pferd, worauf er ritt, bei Ingolstadt erschossen wurde. Vergleichen wir die an seine Generale bei diesem Vorfall gerichteten Worte mit den Anschuldigungen, die gegen ihn wegen seiner Absichten erhoben worden sind, so kann man nicht umhin, ihn entweder als höchst doppelzüngig sich zu denken — was er unmöglich gewesen sein kann, — oder ihn von allem Bösen loszusprechen. Vermuthlich hat seine Mitwelt die ihn vor ihren Augen handeln sah, anders als die Nachwelt geurtheilt, weil sie sich alles Misstrauens enthielt. Man wollte ihn unter den Protestanten (denn die Andern waren nicht vorurtheilsfrei) sehr weit gehender Entwürfe beschuldigen; in die Rechtlichkeit seiner Gesinnungen setzte Niemand einen Zweifel. So wie man aber die Zeit kennen muss, in welcher ein grosser Mann lebte, eben so muss man auch den Eindruck berücksichtigen, den er auf seine

Zeitgenossen hervorgebracht hat, wenn man ihn kennen lernen will. Alsdann wird Manches erklärbar, was schwer zu erklären sein würde, wenn man es in ein andres Zeitalter versetzen wollte.

Wendet man Vorstehendes auf den König Gustav Adolph und seine Pläne in Beziehung auf Deutschland an, so ist nicht zu bezweifeln, dass der Eindruck, den dieser Monarch auf die europäische Welt hervorbrachte, sehr gross gewesen sein muss. Als Beweis dienen unzählige Thatsachen, die bereits von uns betrachtet worden sind, seine Präponderanz in der Politik, selbst die ausschweifenden Gerüchte, als ob er seine Eroberungen bis an das Ende der Welt fortsetzen wollte. Als Veranlassung kann man den thatenreichen Gang seiner Feldzüge ansehen, welcher wenigstens gegen die vorigen Kriegsjahre seit 1618 sehr abstach, und besonders seine Fortschritte gegen die bis dahin unüberwindlich geglaubten kaiserlichen Armeen. Der König hatte der Lage der evangelischen Stände ein ganz verändertes Ansehen gegeben, wie es zu keiner Zeit gewesen war, der erste kaiserliche General war total geschlagen worden, der König war bis in das Herz von Deutschland vorgedrungen, der Kaiser war in eine grosse Verlegenheit gerathen, und es fehlte nichts, als noch ein entscheidendes Ereigniss, um von schwedischer Seite den Frieden geradezu vorschreiben zu können. Mit der grössten Besorgniss glaubte man einen solchen Zeitpunkt vorauszusehen. Ist es ein Wunder, wenn seine Feinde die übertriebensten Meinungen von ihm äusserten, oder wenn seine eigentlichen An-

hänger sich allen nur möglichen Hoffnungen überliessen, ja wenn er selbst glaubte, der feindlichen Herrschaft ein Ende machen zu können und das Eisen schmieden zu müssen, weil es warm war? — Wenn aber Gustav Adolph dies auch wirklich gedacht hat, so kann man dennoch nicht sagen, dass er vom Glück berauscht gewesen wäre. Der religiöse Geist der ihn trieb, hinderte ihn zuverlässig daran, und alle seine Handlungen und Thaten während des letzten Feldzugs bezeugen, dass er sich nicht geändert hatte, sondern sich seinem Geschick mit Resignation überliess. Und hierin scheint er eben so original als selten zu sein, ganz und gar aber nicht den Charakter eines eroberungssüchtigen Fürsten an sich zu tragen. Die Territorial-Besitzungen, die er sich als einen Lohn für Schwedens Anstrengungen zueignen mochte, konnten einen beziehungsweisen Werth haben. Ein eigenes, von der germanischen Verfassung ganz unabhängiges Reich würde er nach Allem, was man von ihm weiss und zu erwarten berechtigt war, schwerlich gestiftet haben. Es ist nach diesen für wahr zu haltenden Ansichten daher zu viel gesagt, wenn einige Schriftsteller die Meinung geäussert haben, Gustav Adolph sei für seinen Ruhm zur rechten Zeit gestorben. Man kann im Gegentheil, wenn man ihn kennt, behaupten, dass dieser König viel zu früh abgetreten ist, und dass Deutschland bei seinem längeren Leben und fortdauerndem Glück gewiss nichts verloren haben würde. Denn ein Land, welches einen Monarchen besitzt, der durch seine Thaten und seine Rechtlichkeit alle Meinungen für sich zu

vereinigen im Stande ist, kann nur gewinnen. Ein solcher Fürst muss als ein wohlthätiger Genius in allen Zeitaltern, selbst in dem unsrigen, betrachtet werden; weil nicht bloss eine weit greifende Wirksamkeit und das Unglück unaufhörlicher Kriege, wie das erste Jahrzehend des 19. Jahrhunderts sie hervorbrachte, sondern Thätigkeit zu grossen Zwecken und aus Wohlwollen das höchste Verdienst bezeichnet *). Es dürfte schwer sein, solche Gesinnungen dem König Gustav Adolph abzusprechen.

Von der Invasion nach Schwaben an, welche auf die Belagerung von Ingolstadt folgte, bis Nürnberg finden wir den König mit grosser Vorsicht manövrirend und zuletzt aus den angeführten Gründen eine Zufluchts-Stellung gegen die Ueberlegenheit des Feindes aufsuchend, da er viele Truppen hatte detachiren müssen. Indess konnte er hier so wenig als anderwärts sich enthalten, vorher dem Feinde keck die Zähne bei Kadolzburg zu weisen. In gleicher Art zeigte er sich, immer derselbe, in dem Gefecht bei Burgthan, bei Aufhebung eines feindlichen Convoi's.

Nach Ankunft der Verstärkungen folgte bekanntlich der Angriff auf das feindliche Lager. Dieser beweist abermals, wie fest des Königs Willen war und wie selbstständig er handelte, da alle Generale als sie befragt wurden, den Angriff abriethen. Ihn nach dem gewöhnlichen Maassstabe beurtheilen und die sichtba-

---

*) Wenn der Begriff von menschlicher Grösse richtig gefasst werden soll, kann man hierin nur dem beipflichten, was Abbt in seiner Abhandlung „Vom Verdienst" darüber sagt. S. dessen vermischte Werke, 1r Th. p. 10.

ren Motive für und gegen seine Unternehmung abwägen wollen, wir wiederholen es, würde ganz am unrechten Orte sein. Wallenstein hatte, auf das Wenigste gerechnet, allen Respect für die Methode des Königs bekommen, welches sich in seinem Rückmarsch von Weissenfels und in seinem gesammten Benehmen vor der Schlacht von Lützen zeigte. Aber er beurtheilte dessen ungeachtet den König falsch, wenn er anfänglich, wie behauptet wird, glaubte, der König werde ihn in Sachsen in Ruhe lassen. Hierüber hätte er besser unterrichtet sein können, wenn er erwogen hätte, dass Gustav Adolph unmöglich ihm gefolgt sein konnte, um in der Mitte des Landes eines bedrängten Alliirten, eine feindliche Armee in Quartieren vor sich zu sehen, ohne nach gewohnter Thätigkeit nicht nur einen Versuch zu wagen, sondern Alles aufzubieten, sie aus ihrer Lage herauszuschaffen. Beide Armeen konnten ja überhaupt nicht da stehen bleiben, wo sie waren und einander ihre Rückzugs-Linien bedrohten. Die Conceptionen des Generalissimus scheinen daher auf sehr seichten Gründen basirt gewesen zu sein, wozu die Detachirung Pappenheim's, welcher nach der Weser gehen sollte, den Belag giebt. Die verspätete Rückkunft dieses Generals auf das Schlachtfeld von Lützen bietet nur die Alternative dar, dass Wallenstein ihn vergessen hatte, oder dass Pappenheim einen unverzeihlichen Fehler beging, indem er zu spät abmarschirte. Das letzte ist deshalb das Wahrscheinlichste, weil er, mit Belagerung der Moritzburg beschäftigt, seine Truppen, die er dabei nicht unmittel-

bar brauchen konnte, in weitläuftige Quartiere vertheilt haben mochte, weil er seinen weitern Marsch voraussetzte. Auch ist es möglich dass er die Hauptarmee für stark genug hielt, es allein mit dem König von Schweden aufnehmen zu können. Die Stellung Wallenstein's bei Lützen kann auch eben nicht als ein Meisterstück angesehen werden, da er eine weit bessere bei Rippach dicht vor sich liegen hatte. Die Anordnung zur Schlacht in vier schwerfälligen Infanterie-Massen bewährte sich gleichfalls nicht und hätte die Ueberzeugung von ihrer Unbrauchbarkeit begründen können. Leider hinderte der bei den ersten Angriffen erfolgte Tod des Königs seine Anordnungen, durch welche der feindliche Verlust gewiss noch vergrössert worden wäre.

Der Tod des Königs war allerdings in sehr vielen Beziehungen ein grosses Unglück. Allein es giebt einen Standpunkt, aus welchem er mindestens beneidenswerth erscheint. Für Jeden, der einen so erhabenen Charakter zu achten weiss, wird dieser Monarch noch verehrungswerther, da er sein Leben auf dem Bett der Ehre opferte und sein Blut für grosse Zwecke vergoss. Für alle Zeiten bleibt er ein Vorbild für den Soldaten, der das Leben nicht über seinen Werth schätzt und ein kurzes Sterben dem qualvollen Heranreifen des letzten Augenblicks auf dem beneidenslosen Krankenlager vorzuziehen versteht. Schon Cäsar hielt den Tod dann für den besten, wenn er unerwartet kommt, und ohne Zweifel mit Recht. Wenn ihn aber auch noch die Glorie einer unvergänglichen

Erinnerung umstrahlt, so lange es eine Geschichte giebt: alsdann fehlt ihm nichts, um dem Mann wünschenswerth zu scheinen, der die Spanne Zeit die der Mensch zu leben hat, zu würdigen weiss. Nichts Ausgeschaaltes, Abgestandenes führt ein solcher Abschied von der Welt mit sich. Es ist das Aufhören des Lebens in der Kraft, dem die Infirmität fremd blieb. Die Vorzüge sind grösser als die Nachtheile, nur werden die erstern selten dem geboten, der sie zu empfinden gelernt hat.

Es ist zu bedauern, dass so wenig vollständige Nachrichten über die persönlichen Angelegenheiten des Königs Gustav Adolph, über seine Gewohnheiten, über seine Lebensweise u. s. w. übrig geblieben sind. Von seinen grossen Thaten, von seinen politischen Ansichten und überhaupt von dem, was in die Geschichte seiner Regierung und seiner Kriege ausschliesslich gehört, sind wir unterrichtet. Das Interesse, welches dieser grosse Feldherr einflösst, findet sich aber dadurch noch nicht ganz befriedigt, und es ist auch wohl nicht zu läugnen, dass Charakterzüge wie sie uns von dem Könige Friedrich dem Zweiten aufbewahrt worden sind, einen grossen Mann vollständiger schildern, und sogar über die Begebenheiten seines Lebens ein helleres Licht verbreiten können, als es eine blosse Entwicklung seiner hauptsächlichen Unternehmungen zu bewirken vermag. Wir müssen uns bei dem Könige Gustav Adolph indess mit sehr Wenigem begnügen.

Die Grundlagen seines Charakters, ein durchdringender Verstand, erleuchtet durch ausgebreitete Kennt-

nisse, ein eisenfester Wille, das einmal als richtig Erkannte festzuhalten und in die That übergehen zu lassen, ein lebhaftes, leicht reizbares Gemüth und ein tiefes Gefühl, so wie eine entschiedene Vorliebe für alles thätige Eingreifen, die bis zum Wohlgefallen an Bestehung einer Gefahr ging: alles dieses ist uns bereits bekannt. Hierzu kam eine seltene und wahre Pietät, die, wenn sie auch dem Aeussern nach, die Farbe des Jahrhunderts an sich trug, doch bei ihm eine eigentliche Herzensangelegenheit war.

Die Beschäftigungen des Königs in Mussestunden bestanden im Lesen in der heiligen Schrift, womit er täglich einige Stunden zubrachte, in Hugo Grotius's grossem Werk*) und in den alten classischen Schriftstellern. Diese Lectüre hatte, wie man aus dem Wenigen, was man von seinen mündlichen Aeusserungen weiss, ersehen kann, einen tiefen Eindruck auf ihn zurückgelassen.

Gegen seine Armee war er ausserordentlich herablassend, gütig und vorsorgend. Die Art, wie er Belohnungen Statt finden liess, hatte nach Beschaffenheit der Umstände immer etwas Auszeichnendes, Eigenthümliches. So z. B. als ein Officier, Achatius Tott, (vielleicht der nachherige Feldmarschall Ako Tott) eine rühmliche That in Preussen gethan hatte, liess der König die Armee ins Gewehr treten, lobte öffentlich seinen Muth, schlug ihn zum Ritter und bekleidete ihn selbst mit einem Degen. Aehnliche

*) *De jure belli et pacis.* Doch sagte er einst: „Wenn Grotius selbst im Kriege wäre, würde er finden, dass seine lehrreichen Vorschriften sich nicht immer anwenden lassen. S. *Mémoires concernant Christine, reine de Suède.* T. 1. p. 6.

Beispiele sind mehrere vorhanden*). Dagegen war er sehr streng und verlangte Pünktlichkeit im Dienst, insbesondere in der Nähe des Feindes. Vergehungen aber ahndete er ohne Nachsicht. Als er einst erfuhr, dass seine deutschen Truppen marodirt hatten, versammelte er ihre Generale und höheren Officiere, und warf ihnen dies Betragen bitter vor. Dann ritt er in das Lager, und da ihm vor dem Zelt eines Unterofficiers geraubtes Vieh gezeigt wurde, fasste er ihn bei den Haaren und übergab ihn zur Bestrafung mit den Worten: „Komm her mein Sohn, es ist besser „ich bestrafe dich, als dass Gott deinethalben mich „und die ganze Armee strafe."

Der eigentliche Umgang des Königs beschränkte sich auf den Kanzler Oxenstiern, einige Geistliche und einige seiner Generale, dann aber auch auf die gerade anwesenden Fürsten. Von diesen spielte während der Anwesenheit des Königs in Frankfurt am Main, zu Zeiten der Landgraf von Hessen-Darmstadt mit ihm eine Partie eines uns nicht genannten Spiels. Doch beschränkte sich der fürstliche Verkehr meistens auf die Mittagstafel, die nach damaliger Sitte vor Zwölf Uhr statt fand. Der Umgang mit dem König von Böhmen Friedrich V. von der Pfalz scheint in den Schranken des Ceremoniels geblieben zu sein. Der Kanzler Oxenstiern hingegen erfuhr die Gedanken

*) Vor der Schrift: „Der Tod Gustav Adolphs," von Philippi 1832, befindet sich die Abbildung eines Ehrenzeichens, welches des Königs Bildniss vorstellt, und an ausgezeichnete Officier vertheilt, auch wahrscheinlich an einem Bande getragen wurde, da zu diesem Ende ein Ring oben an demselben befestigt ist.

des Königs über alle Gegenstände und durfte sich auch manche Aeusserungen erlauben, die Niemand hätte wagen dürfen. Dies that er unter Anderm auch, als der König sich bei Danzig im Jahre 1627 sehr exponirt hatte. Der Monarch erwiederte ihm dagegen: „Ihr seid doch auch in allen Sachen zu kalt „und hemmt mich im Lauf," wogegen Oxenstiern geantwortet haben soll: „Das ist wohl wahr, aber wenn „ich nicht zu Zeiten etwas Wasser in das Feuer gösse, „so wären Ew. Majestät längst verbrannt." Ob diese Anekdote, welche aus den Arkenholzschen Schriften entlehnt ist, verbürgt werden kann, lässt sich zwar nicht behaupten. Wenigstens drückt sie das Verhältniss des Dieners zu seinem Herrn treffend aus.

Gustav Adolph war während seiner Feldzüge sehr thätig, sah Alles selbst mit eignen Augen, recognoscirte viel und hielt sich bei Märschen in der Nähe des Feindes, grösstentheils bei der Avantgarde auf. Es findet sich kein Beispiel, dass er irgend einen Vortheil der Localität und des Terrains übersehen hätte, oder mit einer Anordnung zu spät gekommen wäre*). Hiervon sind in allen seinen Campagnen die Spuren erkennbar. Seine Gegner kannte der König so genau, als möglich war. Pappenheim gab er vor allen feindlichen Generalen den Vorzug, den man ihm auch

*) Davon gab er noch bei seinem letzten Marsch über die Saale ein Beispiel. Nachdem er das Lager von Naumburg und die Verschanzungen desselben angeordnet hatte, recognoscirte er in Person die Gegend, kam erst Abends in die Stadt, blieb aber nicht darin, sondern campirte im Lager. S. „Naumburg in den Tagen vor und nach der Lützener Schlacht am 6. November 1632."

schwerlich streitig machen kann, weil er mit grosser Entschlossenheit ein sehr reifes Urtheil verband. Einen Beweis von letzterm liefert sein Schreiben an den Churfürsten von Baiern vor der Belagerung von Magdeburg *), in welchem er die damalige Lage der kaiserlichen und baierischen Armee schildert. Sein sonstiges entschlossenes Benehmen, welches ihm bei Lützen das Leben kostete, ist bekannt genug. Das Urtheil des Königs Gustav Adolph über den General Tilly fiel hingegen weit ungünstiger aus, denn er hielt ihn zwar für persönlich brav, aber für beschränkt in seinem Urtheil und nur zu sehr am Hergebrachten hängend. Gustav Adolph bezeichnete ihn daher oft kurz weg mit dem Namen: „Der alte Corporal." Von Wallenstein hielt er noch weniger, und äusserte sich mehrmals über ihn, dass er das Glück nicht zu benutzen verstehe, und ein thörichter, alberner Mann sei. Der König drückte sich hierüber sehr stark aus, und schonte ihn keineswegs. Vorzüglich waren ihm sein Hochmuth, sein Luxus und seine Ruhmredigkeit im höchsten Grade zuwider.

Im Cabinet arbeitete der König mit grossem Fleiss und vieler Anstrengung. Die ersten Ideen zu den vorzüglichsten Einrichtungen der Administration und zu andern organischen Maasregeln sollen unmittelbar von ihm selbst ausgegangen sein, indem er sie dem Canzler mittheilte und mit ihm sie discutirte. Von den Aufsätzen des Königs befindet sich eine Probe

*) S. *Histoire de G. A. par M. d. M. (Mauvillon)* pag. 299.

in der kleinen Schrift: „Erinnerungen an Gustav Adolph," von Rühss. Es ist dies eine Einleitung zur Geschichte seines Lebens, jedoch so viel wir uns erinnern, unvollendet.

Von der Gabe des grossen Monarchen, öffentlich und eindringend zu reden, ist bereits Einiges erwähnt worden. Auch zu seinen Generalen und Truppen hat er oft geredet, und die letztern durch kräftige Worte anzuregen gewusst. Einige Schriftsteller lassen den König vor der Schlacht von Lützen jedoch lange Reden an seine Truppen (nach dem Beispiel der Alten) halten, deren Bewährtheit nicht verbürgt werden kann. Denn schwerlich haben Viele seine Worte vernehmen können, und es ist nicht wahrscheinlich, dass sie aufgeschrieben worden sind. Sein letzter Ausruf vor dem Angriff hingegen, welcher kurz war und von den Umstehenden deshalb nachher leichtlich weiter gesagt worden sein kann, scheint keinem Zweifel unterworfen zu sein. Es ist so recht in dem Geist der damaligen Zeit und Gustav Adolph's frommem Sinn gemäss, als der König rief: „Nun wollen wir daran, das walt' der „liebe Gott! Jesus hilf mir heut streiten, zu deines „heiligen Namens Ehre!"

Ueberall wird uns der König als rasch entschlossen, feurig in der Ausführung, und zu Zeiten auch in dem gewöhnlichen Leben als äusserst heftig geschildert. Er wusste dies recht gut, und äusserte sich sogar darüber. Er sagte einst: „Ich trage die Feh„ler meiner Untergebenen mit Geduld, allein sie müs„sen auch meine Lebhaftigkeit entschuldigen." Hatte

er Jemandem wirkliches Unrecht gethan, so suchte er dies unverzüglich wieder gut zu machen. Oft war der König sehr herablassend, und ging alsdann darin zu weit. Aber Niemand wagte selbst in solchen Augenblicken eine zu weit gehende Zudringlichkeit. Gustav Adolph hatte sehr viel Würde in seiner äussern Haltung, und die Erinnerung an seine Thaten vermehrte die Ehrfurcht gegen ihn. Er zeigte sich daher gewöhnlich, wie er war, und bedurfte nicht der Kunst. An vielen Orten, wo er hinkam, ging ihm ein grosser Theil der Population entgegen, und warf sich vor ihm nieder, welches ihm missfiel. Als derselbe Empfang in Naumburg, kurz vor seinem Tode, unter der lautesten Acclamation Statt fand, äusserte er: „Unsere Sachen stehen gut, „allein ich fürchte, dass mich Gott wegen der Thor- „heit des Volks strafen werde*)."

Dasjenige, was ihm aber die Zuneigung seiner Armee im höchsten Grade erwarb, war dass er nicht nur General, sondern zugleich auch selbstthätig Hand anlegender Soldat war. Diese Eigenthümlichkeit, welcher eine grössere Mässigung zu wünschen gewesen wäre, stellte ihn einem jeden seiner Soldaten gewissermassen näher, und seine rastlose Anstrengung, seine Aufopferung aller Bequemlichkeit, die ein Feldherr, und vielmehr noch ein Monarch haben kann, verbunden mit allen schon geschilderten Eigenschaften, erzeugten einen Enthusiasmus, eine Hingebung für ihn, die sehr gross gewesen sein müssen,

*) S. die Memoiren der Königin Christine. Tome 1, pag. 13.

und wovon sich überall die Spuren finden. Der König lebte im eigentlichen Verstande mit seiner Armee, sie stand ihm als das Werkzeug seiner Thaten nahe, er kannte seine Generale, seine Officiere und jedes der verschiedenen Corps genau, welche in ihm mehr vielleicht ihren Heerführer, als ihren König sahen, und zu ihm ein unbedingtes Vertrauen hatten. Niemals hatte die Armee unter seiner Führung während der letzten zehn Feldzüge einen Echec erlitten. Durch diesen merkwürdigen Umstand, den wir schon einmal berührt haben, steht der König Gustav Adolph unter den grossen Feldherren allerdings einzig da.

Eine vollständigere Schilderung dieses Monarchen gehört in eine Biographie. Wir müssen uns daher damit begnügen, dem geehrten Leser nur noch etwas über dass Aeussere desselben mitzutheilen, so wie er uns auf Grund der Arkenholzschen Überlieferungen vorstellig gemacht wird.

Er war, heisst es, von einer bedeutenden körperlichen Grösse, und, wie die Königin Christine, seine Tochter, sich ausdrückt *), ein schöner Prinz, jedoch etwas zu stark. In den letzten Jahren seines Lebens soll er noch stärker geworden sein, und wenn die Auszüge aus dem Arkenholz richtig sind, so stark, dass für ihn kaum ein Pferd gefunden werden konnte, das ihn in voller Rüstung (die jedoch der König

*) S. die bereits angeführten Memoiren Tom. III. p. 19, in dem von der Königin Christine eigenhändig geschriebenen Aufsatz unter dem Titel: *La vie de la reine Christine faite par elle même, dediée à Dieu.*

nicht mehr anlegte) hätte tragen können. Demunerachtet war er früher sehr gewandt, und blieb bis zuletzt ein guter Reiter. Alle Züge seiner Physiognomie verursachten einen edeln Eindruck. Er hatte grosse, sehr lebhafte, hell gefärbte Augen, viel Sanftes, aber auch viel Stolzes im Blick und eine erhabene Stirn, die Nase ein wenig gekrümmt. Sein ganzes Aeussere bezeichnete Ernst und Würde, und man darf darüber nicht erstaunen, wenn Jedermann glaubte die Tapferkeit, den Scharfsinn und alle die grossen Eigenschaften darin zu finden, welche er durch die That an den Tag gelegt hatte. Die Farbe seines Haupthaares und seines Knebelbartes, wie ihn alle von ihm vorhandenen Abbildungen darstellen, war goldgelblich blond *). Seine ganze körperliche Constitution war fest und dauerhaft. Sie unterstützte ihn ausserordentlich in seiner Thätigkeit, und er hätte, wie sich bei Öffnung seiner Leiche zeigte, ein hohes Alter erreichen können.

*) In der angeführten Schrift von Philippi wird erwähnt, dass er der goldgelben Farbe seines Haupthaars wegen, von Vielen „der Goldkönig" genannt worden sei, seine grossen Augen hätten jedoch nicht weit getragen. Letzteres scheint sich durch seine Verwundung bei Rokittken unweit Dirschau zu bestätigen.

Heinrich, Vicomte de Türenne,

geb. den 11. Septbr. 1611, gest. den 27. Juli 1675.

Türenne.

Sein Vater war der Herzog von Bouillon, souverainer Fürst von Sedan, seine Mutter eine Prinzessin von Nassau-Oranien.

Bis zum zwölften Jahre seines Lebens hatte Türenne einen schwächlichen Körper und zeigte geringe Anlagen. Er war von langsamer und schwerer Fassungskraft und wenigem Fleiss, bis sein Vater, welcher viel für die Bildung seiner Kinder that, sein Ehrgefühl auf das Lebhafteste in Anspruch nahm. Dies wirkte auf ihn dermassen, dass er alle seine Kräfte anstrengte, und in kurzer Zeit grosse Fortschritte machte. Bald wurde er von den Beispielen, welche die Geschichte von grossen Männern liefert, ergriffen, und insbesondere durch die Darstellungen des Curtius, für Alexander von Macedonien enthusiasmirt. Allein er verlor schon im zwölften Jahre seinen Vater, an dessen Stelle sein älterer Bruder trat, und wurde nach Holland zu seinem Onkel Moritz von Oranien geschickt. Leider verstarb auch dieser bald darauf, und dessen Bruder Heinrich Friedrich folgte ihm in seinen Würden.

Diesen Unglücksfällen unerachtet trafen seine Lebens-Verhältnisse und eine immer weiter schreitende

Anregung der in ihm verborgenen Talente zusammen und wirkten vereint, um Türenne rasch auf einer Laufbahn fortschreiten zu lassen, auf welcher er frühzeitig zum Feldherrn gebildet werden sollte.

Er diente von unten auf als gemeiner Soldat, wurde jedoch nach einem Jahre zum Hauptmann befördert. Als solcher machte er den Feldzug des Jahres 1627 mit, und befand sich bei den Belagerungen von Klundert, Willemstadt und Grol. Bei Herzogenbusch 1629 zeichnete er sich sehr aus und gewann dadurch in solchem Grade die Achtung seines Onkels, des Prinzen von Oranien, dass dieser äusserte, Türenne habe alle Anlagen, einst grossen Feldherren ähnlich zu werden.

Im Jahr 1630 trat er als Oberster in französischen Dienst, und war bei der, vier Jahr später stattfindenden, Belagerung von La Motte zugegen, bei welcher er sich durch seine Kühnheit so sehr hervorthat, dass er zum Marechal de Camp ernannt wurde, unerachtet er nur 23 Jahr alt war.

Im Jahr 1635 diente Türenne in der Armee, welche der Cardinal La Valette nach Deutschland den Schweden zu Hülfe führte. Mainz wurde in Vereinigung mit dem Herzog Bernhard von Weimar entsetzt; allein die französische Armee musste sich zurückziehen, wobei der Vicomte de Türenne Gelegenheit fand, seine Talente und seine Fürsorge für die Truppen zu zeigen, als sie sich einem grossen Mangel ausgesetzt sahen.

Der Ruf von seiner Brauchbarkeit war bereits so

begründet worden, dass der Cardinal La Valette im folgenden Jahre bei Uebernahme des Commando's der Armee, das Verbleiben Türenne's in seinen vorigen Verhältnissen ausdrücklich verlangte. Es wurde hierauf die Belagerung von Savern (1636) beschlossen, welchem Entwurf zufolge eine französische Armee, in Verbindung mit den Truppen des Herzogs von Weimar, im Monat Juni nach dem Elsass marschirte. Der Herzog nahm, nach gelegter Bresche und zwei vergeblichen Stürmen, durch einen dritten Sturm die Oberstadt von Zabern weg, und Türenne eroberte die Niederstadt und die Citadelle zugleich mit dem Degen in der Faust, wobei er sich in jeder Beziehung auszeichnete, jedoch am Arm schwer verwundet wurde.

Gegen das Ende des Feldzugs unternahm der feindliche General Gallas eine Expedition gegen die Franche-Comté, und der Vicomte Türenne erhielt den Auftrag, obgleich er noch nicht wiederhergestellt war, den Feind zu vertreiben. Dies führte er mit grossem Erfolg aus, indem er in forcirten Märschen den General Gallas bei dem Flecken Jussey ereilte, angriff und schlug, auch bei dessen weiterer Verfolgung ihm viele Gefangene abnahm. Gallas wollte nun die von dem Herzog Bernhard unternommene Belagerung von Joinville zu stören suchen, allein Türenne schob sich als Deckungs-Corps zwischen ihn und die Armee des Herzogs, wodurch das Vorhaben des Feindes verhindert und Gallas genöthigt wurde, über den Rhein zurückzugehen.

In der folgenden Campagne befand sich Turenne

abermals bei der Armee des Cardinals in der Picardie. Landrecy wurde belagert, und ein unaufhörlicher Regen erschwerte diese Unternehmung auf das Aeusserste, da die Trancheen mit Wasser angefüllt waren. Indess wurden diese Beschwerden einigermaassen dadurch erleichtert, dass der Soldat seinen General sie unaufhörlich mit ihm theilen sah, und dieser Zug in Türenne's Charakter war es insbesondere, der ihm die ausserordentliche Hingebung seiner Truppen schon jetzt und auch in der Folge erwarb. Es werden sich Beispiele finden, die dies hinreichend bestätigen. Er schonte weder seine Person, noch alle möglichen Mittel, sobald es darauf ankam, den Soldaten eine Erleichterung zu verschaffen. Dafür verlangte er die äusserste Aufbietung aller ihrer Kräfte, ohne sich in weichliche Redensarten einzulassen, indem er durch die That ihnen seine Gesinnungen kund that.

Während dieses Feldzugs erhielt Türenne den Auftrag, das feste Schloss Solre im Hennegau, welches mit 2000 Mann besetzt war, wegzunehmen. Dies schwierige Unternehmen glückte ihm über Erwartung, da die Besatzung in wenigen Stunden sich ergab. Eine solche Waffenthat und die tapfere Vertheidigung des verschanzten Lagers bei Maubeuge, in welchem er sich mit überlegener Macht angegriffen sah, erwarben dem Vicomte Türenne die Ernennung zum General-Lieutenant.

In dieser Charge führte er im folgenden Feldzuge dem Herzog Bernhard eine Verstärkung zu, um die Belagerung von Breisach unternehmen zu können.

Dieselbe dauerte nicht weniger als acht Monate, während welcher Zeit sechs grosse Gefechte mit der zur Befreiung des Platzes anrückenden feindlichen Armee stattfanden, von denen die bei Wittenweier, bei Tanne und bei Ensisheim füglich als Schlachten betrachtet werden können. Endlich blieb der Festung nur noch eine Verschanzung an dem Hauptarm des Rheins übrig, durch deren Lage sie hätte entsetzt werden können. Dieses Fort wurde auf Befehl des Herzogs Bernhard durch Türenne angegriffen und erobert, worauf sich Breisach ergab. Während der ganzen Belagerungs-Zeit litt der Vicomte am viertägigen Fieber; allein dies hinderte ihn keineswegs seine Pflicht zu erfüllen.

Im Jahr 1639 wurde er nach der Lombardei geschickt und diente unter dem General Grafen Hartcourt. Er deckte die Belagerung von Quiers und bestand bei dem Dorf La Route ein glückliches Gefecht.

Als im folgenden Jahre der Feind zur Aufhebung der Belagerung von Casal gezwungen wurde, brachte er ihm einen grossen Verlust bei, verfolgte ihn lebhaft, und nahm ihm 18 Geschütze, 24 Fahnen, alle seine Munition und Bagage weg.

Türenne veranlasste hierauf den Grafen Hartcourt, die Belagerung von Turin zu unternehmen, in welchem Ort der Prinz Thomas von Savoyen commandirte, obgleich die Citadelle sich noch im Besitz französischer Truppen befand. Während der Ausführung dieses Entwurfs trat der merkwürdige Fall ein, dass der Prinz Thomas die Citadelle belagerte, und seiner Seits vom Grafen Hartcourt belagert wurde, während

die französische Armee durch die feindliche unter dem General Leganès sich eingeschlossen fand. Indess sah letzterer sich endlich genöthigt seine Stellung zu verlassen, und konnte nicht hindern dass ein grosser Covoi durch den Vicomte Türenne, welcher einer abermaligen Verwundung halber nach Pignerolo gegangen war, von dort der französischen Armee zugeführt wurde, worauf Turin, gegen freien Abzug der Garnison, sich ergab.

Als hierauf der Graf Hartcourt auf Befehl seines Hofes nach Paris gerufen wurde, eroberte Türenne Montcalvo und belagerte Yvrea, welche letztere Unternehmung der bald wieder zurückkehrende commandirende General weiter ausführte.

Als im Jahre 1643 der Prinz Thomas von Savoyen auf französiche Seite trat, und zum Generàl der königlichen Armee in Italien ernannt wurde, erhielt der Vicomte Türenne von der Königin Regentin einen ausserordentlichen Beweiss von Vertrauen dadurch, dass er unter ihm das Commando bekam. Glücklicher Weise fand der Prinz an Türenne viel Gefallen, schätzte seine Ueberlegenheit und überliess ihm die Führung der Armee. Dies gab Gelegenheit seine Talente durch die That zu zeigen, und den Operationen eine unerwartete Wendung zu verschaffen.

Um nämlich die spanische Armee zur Räumung des Piemontesischen zu veranlassen, traf Türenne alle Anstalten, als ob er das Mailändische zu seinem Kriegstheater wählen wolle. Er marschirte zuerst

auf Alessandrien und berennte diese Festung, jedoch so, dass der Feind, wenn er wollte, eine Verstärkung der Besatzung in den Platz werfen konnte. Zu diesem Ende verlegte Türenne seine Truppen in weitläuftige Cantonirungen, wodurch der Feind Gelegenheit fand, die Zwischenräume benutzen zu können. Diese Massregeln hatten die erwünschte Wirkung, da der spanische General beinahe die Hälfte der Garnison von Trino im Piemontesischen herauszog, um sie nach Alessandrien marschiren zu lassen. Sobald dies geschehen war, hob Türenne die Belagerung auf, und rückte, wie eigentlich seine Absicht gewesen war, vor Trino, um diesen Ort zu belagern. Der Feind gab sich zwar jetzt alle Mühe, seinen Fehler zu verbessern, allein Türenne liess sich hierdurch zu keinem falschen Schritt verleiten, und Trino wurde erobert. Dieser Meisterzug erwarb ihm den Marschallstab, unerachtet er noch nicht älter als 32 Jahr war.

Hier endeten seine Vorbereitungen zu der grossen Rolle, die er zu übernehmen bestimmt war. Siebzehn Jahr hatte er gedient, und er legte seinen Lehrmeistern das Lob bei, viel von ihnen gelernt zu haben.

Von dem Prinzen Heinrich von Oranien, seinem Onkel, äusserte er, habe er die Wahl zweckmässiger Stellungen, die Belagerungskunst, und insbesondere die Kunst erlernt, „Entwürfe zu erfinden, sie lange Zeit zu überdenken, und nicht das Mindeste eher als in dem Augenblick der Ausführung, davon verlauten zu lassen."

Von dem Herzog Bernhard von Weimar habe er erfahren, „wie man durch das Glück nicht befangen und durch Unglück nicht betäubt werden dürfe, und sich weder beklagen, noch entschuldigen, sondern den Fehler oder das Missgeschick verbessern müsse."

Von dem Cardinal la Valette: „dass ein commandirender General die Kunst verstehen müsse, sich in der Lebensweise des Soldaten im Felde zu finden, und mit seinen Truppen umzugehen," eine Kunst, welche, beiläufig gesagt, gewiss von hohem Werth und grossen Folgen für Jeden ist, der eine bedeutende Anzahl Truppen unter seinem Commando hat, welche Kunst aber nicht immer richtig gewürdigt worden ist.

Von dem Grafen Hartcourt sei er darin bestärkt worden, „dass angestrengte Thätigkeit und rascher Entschluss grosse Hülfsmittel im Kriege sind, um zu glücklichen Erfolgen zu gelangen, vorausgesetzt, dass damit ein reifes Nachdenken verbunden werde."

Erster Feldzug des Marschalls Türenne, 1644.

Die französiche Armee am Oberrhein, welche grösstentheils aus Weimarschen deutschen Truppen bestand, wurde von dem Marschall Guebriant commandirt. Sie war 16 bis 18,000 Mann stark, und eroberte im November des Jahres 1643 Rothweil. Al-

lein der Marschall hatte hierbei das Unglück, den rechten Arm durch eine Kanonenkugel zu verlieren, an welcher Verletzung er starb.

Der General-Lieutenant Graf Ranzau übernahm nunmehr das Commando, verlegte aber der Subsistenz wegen die Armee in zu weitläuftige Cantonirungen bei Tuttlingen, wurde in dieser nachtheiligen Lage angegriffen, total geschlagen, und gerieth nebst einer grossen Anzahl Generale, Officiere und 6 bis 7000 Mann in die Gefangenschaft. Die Artillerie und Bagage ging verloren, und die französische Armee, welche sich über den Rhein retten musste, kam in dem kläglichsten Zustande im Elsass an. Rothweil musste sich ergeben. Der General Rosen allein mit einigen Truppen, entkam ohne Niederlage durch das Kinzinger Thal. Ein grosser Theil der übrigen Infanterie hatte sich zerstreut.

Unter solchen Umständen übergab der Cardinal Mazarin dem Marschall Türenne das Commando dieser Armee. Da dies das erste Mal war, dass der Marschall ein Commando unter eigenem Namen und unabhängig führte, so lässt sich daraus abnehmen, dass seine Reputation schon sehr gross sein musste, da man ihm unter so schwierigen Umständen den Oberbefehl über Truppen anvertraute, welche entmuthigt und als halb aufgelöst zu betrachten waren. Der Marschall, welcher unlängst von der Belagerung von Trino nach Paris zurückgekommen war, musste unverzüglich zu seiner neuen Bestimmung abgehen, obgleich er noch nicht völlig von der Krankheit hergestellt worden war,

die ihn seit der Beendigung der Belagerung von Breisach nicht verlassen hatte. Dieser Umstand, welchen Türenne in seinen eigenen Memoiren anführt, ist um so merkwürdiger, da seit jener Belagerung eine lange Zeit verflossen war, in welcher er unaufhörlich an seiner Gesundheit litt, auch bei Turin verwundet wurde, ohne jemals die Armee während eines ganzen Feldzugs verlassen zu haben.

Der Marschall traf im December 1643 in Colmar ein, und verlegte im Januar seine Truppen in die Gebirge von Lothringen, da der Elsass zu sehr gelitten hatte, und die Armee einer guten Verpflegung bedurfte. Um seine Quartiere etwas zu erweitern, liess er die vom Feinde besetzten Städte Lüxeil und Vesoul in der Franche-Comté wegnehmen und mit drei bis vier Regimentern (die aber sehr schwach waren,) besetzen. Er erhielt auch zur Verpflegung einige Summen, allein sie waren unzureichend, und Türenne lieh auf seine eigene Rechnung beträchtliche Capitale, um das Fehlende zu ersetzen, und suchte seine Truppen so viel als geschehen konnte, wieder herzustellen. Dies war jedoch nur für die Kavallerie ausführbar, die Infanterie hingegen konnte nicht wieder auf den completten schlagfertigen Stand gebracht werden.

Mit einer solchen Armee liess sich allerdings nicht viel thun. Indess verblieb der Feind im Winter ruhig in seinen Quartieren, ausser dass er Ueberlingen belagerte, welches der Marschall nicht hindern konnte. Dieser Platz hielt sich jedoch bis in den Mai, wonächst der Commandant mit seiner von 1200 auf 300 Mann

geschmolzenen Garnison freien Abzug nach Breisach erhielt.

In der Mitte des Monats Mai versammelte Türenne seine Armee wieder im Elsass. Er erfuhr hierauf, dass der baierische General Mercy (Bruder des commandirenden Feldmarschalls) mit 2000 Pferden jenseit des Schwarzwaldes unweit den Quellen der Donau stehe, und beschloss ihn anzugreifen. Er ging daher bei Breisach mit einigen Truppen über den Rhein, schickte den General Rosen mit fünf Regimentern voraus, und schlug die feindliche Kavallerie gänzlich in die Flucht, wobei ihr 400 Mann nebst vielen Officieren abgenommen wurden. Der Ueberrest zog sich auf die baierische Armee zurück, welche Hohentwiel berennt hatte.

Die feindlichen Truppen hatten sich während des Winters in guten Quartieren ausgeruht, und viele französische Gefangene zur Ergänzung eingestellt, wodurch die Armee an 16,000 Mann stark geworden war. Mit dem Anfang des Juli brach der Feldmarschall Mercy auf, marschirte durch den Schwarzwald und schloss Freiburg ein. Der Marschall Türenne, welcher die Garnison auf 800 Mann Infanterie verstärkt hatte*), zog nun seine kleine Armee, welche nur aus 4 bis 5000 Mann Infanterie, 5000 Pferden

*) Mit einer so kleinen Garnison glaubte man damals eine Festung vertheidigen zu können, während der Commandant eines Platzes von 4 bis 5 Bastionen, schwerlich mit dem Doppelten heut zu Tage würde ausreichen. Die Verhältnisse haben sich freilich geändert, auch ist es möglich dass zu jener Zeit die Einwohner an der Vertheidigung theilnehmen mussten. Aber der Glaube an die Festungswerke war gewiss stärker, und der Beispiele von Vertheidigungen auf der Bresche waren mehrere.

Kavallerie und 20 Geschützen bestand, bei Breisach zusammen, und ging über den Rhein. Er hoffte den Feind unvorbereitet zu finden, näherte sich jedoch demselben nur auf eine Entfernung von zwei Stunden. Der Feind hatte auch wirklich eine Fouragirung vorgenommen, und wurde nicht so geschwind als es möglich gewesen wäre, von dem Anmarsch der Franzosen unterrichtet, gewann jedoch so viel Zeit, seine Fouragirer wieder an sich zu ziehn. Türenne rückte nun bis in die Gegend von Freiburg vor, und sah daselbst die feindliche Armee aufmarschirt. Er recognoscirte hierauf ihre Stellung, und fand bei dem Dorf Ufhaufen eine Anhöhe, welche sie dominirte. Er befahl daher zwei Infanterie Regimentern, welche jedoch nur ein Bataillon von 1000 Mann ausmachten, den Berg zu besetzen, während die übrige Infanterie zu ihrer Unterstützung folgen sollte.

Sobald der Feind diese Bewegung gewahr wurde, schickte er ein unbedeutendes Piket von 20 Mann Infanterie, welches bisher auf der halben Höhe des Berges postirt gestanden hatte, auf das Plateau desselben. Diese Hand voll Leute empfing die französischen Truppen mit einem so lebhaften Feuer, als sie vermochte, und brachte ihre Gegner dadurch auf den Gedanken, dass der Berg stark mit Infanterie besetzt sei. Die Franzosen stutzten, und da der Abhang sehr steil war, und sie in Unordnung geriethen, kehrten zwei Fahnenträger um, worauf das ganze Bataillon ihnen folgte, und sich seitwärts

um den Berg bewegte. Der Feind verfolgte dasselbe mit seinem Feuer, und der Angriff wurde völlig abgeschlagen. Da der feindliche General hierdurch Zeit gewann, die Höhe mit seiner Infanterie stark genug zu besetzen, so gab der Marschall seinen Vorsatz auf, und zog sich zurück. Es geschah solches jedoch nur auf eine kurze Distance von wenigen hundert Schritten, indess mit grosser Unordnung, wie Türenne selbst gesteht. Der Feind aber liess diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehn, wahrscheinlich weil er mit Verbesserung seiner fehlerhaften Stellung beschäftigt war und sich nicht geschwind genug zu orientiren verstand.

Türenne cassirte die beiden Fähnriche (Officiere, welche damals in der französischen Armee die Fahne trugen) und blieb einige Zeit in der Nähe des Feindes stehen, während welcher Stellung ein grosses Kavallerie-Gefecht zum Nachtheil des Feindes vorfiel. Da aber die baierische Armee der französischen zu sehr überlegen war, zog der Marschall sich zurück, und die Garnison von Freiburg capitulirte gegen freien Abzug.

Dieser Anfang war, wie man sieht, nicht glücklich, und Napoleon macht dem Marschall Türenne darüber Vorwürfe *). Er meint, derselbe hätte bei Freiburg selbst ein Lager nehmen sollen, wodurch Mercy an einer Belagerung gehindert worden wäre; Türenne habe mit einer „so bedeutenden Armee" mehr thun und wenigstens eine Stellung nehmen können, um die feindlichen Convois abzuschneiden. Allein die Armee des

*) S. *Mémoires de Napoléon. Notes et mélanges. Tome V. édit. originale, p. 7. 1me observation.*

Marschalls war nicht nur weit schwächer, als die feindliche, sondern auch seine Infanterie schwerlich in einem Zustande, um zu ernsthaften Gefechten geeignet zu sein, wovon wir so eben eine Probe gesehen haben, die um so zuverlässiger zu sein scheint, als Türenne wahrscheinlich nicht die schlechtesten Truppen zu dem ersten Angriff gewählt haben mochte, welcher durch ein so unbedeutendes feindliches Feuer abgewiesen wurde. Nur einigermassen zuverlässigen Truppen, hätte so etwas unmöglich begegnen können, und es ist wahrscheinlich dass diese Betrachtung den Marschall vermocht hat, sogleich nach dem ersten fehlgeschlagenen Versuch abzustehen. Eben so sprechend ist die Unordnung die bei dem Rückzuge einriss, den der Feind nicht zu benutzen wusste. Auf einen Manöver-Krieg, wie bei Wegnahme von Convois hätte stattfinden müssen, konnte Türenne mit seinen Truppen sich schwerlich einlassen, und was eine Stellung unter den Kanonen von Freiburg anbetrifft, so hätte sie sehr lange vorher dazu gehörig verschanzt und insbesondere mit Magazinen versehen werden müssen, welches aber wegen des ausgezehrten Elsasses und wegen des vom Feinde besetzten, vorliegenden, noch dazu nicht sonderlich fruchtbaren Landstrichs des Schwarzwaldes, mit Schwierigkeit verbunden sein mochte. Es dürfte daher nicht unwahrscheinlich sein, dass Türenne bei bessern Truppen auch mehr unternommen haben würde, wovon die Kavallerie-Expedition gegen den General Mercy den Beweis liefert.

Der Herzog von Enghien näherte sich hierauf dem

Kriegsschauplatz mit seiner aus 6000 Mann Infanterie und 3000 Pferden Kavallerie bestehenden Armee, welche unter ihm der Marschall Gramont commandirte, und ging bei Breisach über den Rhein. Den 2ten August vereinigte er sich mit dem Marschall Türenne, welcher 4 bis 5 Stunden von Breisach ein Lager genommen hatte. Es wurde jetzt eine genaue Recognoscirung der ganzen Gegend bis zur feindlichen Stellung und vorzüglich dieser selbst vorgenommen, und alsdann beschlossen, dass der Herzog mit seiner Armee, den auf einer Höhe vor seinem Lager stehenden und stark verschanzten Feind angreifen, der Marschall hingegen durch die Berge und Waldungen ihn auf seiner linken Flanke umgehn und so in die Ebene, wo das feindliche Haupt-Corps stand, eindringen sollte. Der Angriff wurde auf einige Stunden vor Einbruch der Nacht den 3ten August festgesetzt.

Der Herzog fand grossen Widerstand, und wurde das erste Mal zurückgeschlagen. Er stieg daher vom Pferde und führte seine Truppen zum zweiten Mal gegen die feindlichen Redouten, worauf sie endlich, jedoch mit vielem Verlust genommen wurden.

Der Marschall ging zwar durch das Défilé, und trieb den Feind vor sich her, wobei letzterer viel verlor. Als aber die Baiern am Ausgange in die Ebene gekommen waren, blieben sie stehen, und beide im Gefecht begriffene Theile setzten dasselbe fort, indem sie einander bis auf 50 Schritt nahe gekommen waren, und keiner den andern auf den Leib gehen wollte. Die Baiern, welche ihre Infanterie und Kavallerie in

zweiter Linie hinter sich hatten, getrauten sich nicht, die geschlossenen, mit Piken bewaffneten französischen Regimenter anzugreifen, und die Franzosen wagten nicht, in die Ebene weiter vorzudringen, weil sie von ihrer Kavallerie nicht unterstützt werden konnten. Dies ist die Schilderung, welche der Marschall in seinen Memoiren selbst von dieser Action entwirft. So schlug man sich zuerst an zwei Stunden des Tags, ohne zu weichen, und endlich die ganze Nacht hindurch, bis zum Tagsanbruch, während länger als sieben Stunden. Es muss dem Marschall nicht möglich gewesen sein, seine Kavallerie aus dem Défilé hervorgehen und sich formiren zu lassen, denn er bemerkt, dass der Raum nicht verstattet hätte, die Infanterie durch mehr als eine Escadron unterstützen zu lassen. Das Debouchiren muss daher unausführbar gewesen sein. Die Infanterie des Marschalls hielt sich sehr brav, verlor jedoch an 1500 Mann. Auch die Truppen des Herzogs von Enghien hatten viel verloren, und der baierische Verlust soll sich auf 2500 Mann belaufen haben.

Die Lage beider französischen Corps war nichts weniger als günstig. Indess nahm das feindliche Feuer auf Türenne's Seite gegen Anbruch des folgenden Tages etwas ab. Der Feind hatte nämlich nur einige Truppen zur Unterhaltung des Feuers zurückgelassen, und war mit seiner ganzen Armée auf einem näher an Freiburg befindlichen Berge aufmarschirt, um dem Angriff des Herzogs in der Ebene zu entgehen. Der Marschall rückte nun in dieselbe vor und vereinigte sich dort mit dem ebenfalls vorgegangenen Corps des

Herzogs von Enghien. Letzterer hielt es jedoch nicht für rathsam, den Feind an diesem Tage, den 4ten, sogleich anzugreifen, obgleich der Marschall der Meinung ist, dass man die feindliche Armee in grosser Unordnung würde gefunden haben. Allein Ermüdung und grosser Verlust verdienten ihrer Seits berücksichtigt zu werden. Der Feind verschanzte sich auf's Neue, legte Verhacke an und lehnte seinen rechten Flügel der Kavallerie an die Festungswerke von Freiburg in der Ebene. Seine Stellung war stark, allein der Raum für seine Truppen zu gross.

An dem auf diesen Ruhetag folgenden Tage, den 5ten früh, brach der Marschall gegen die feindliche Stellung zuerst auf, und schickte als Avantgarde 800 Musketiere und 10 Escadrons unter dem General-Lieutenant Dubatel voraus. Diese vertrieben die am Fusse des Berges befindlichen feindlichen Musketiere, und der Feind beschoss diese Truppen heftig mit Geschütz. Nach der Disposition des Marschalls musste sich sein Corps so viel als nöthig war rechts ziehen, um der eigentlichen Armee des Herzogs Platz in der Ebene zu machen, wodurch die feindliche Stellung an mehreren Orten zugleich angegriffen werden konnte. Die feindliche Artillerie that wenig Schaden.

Unterdess erhielt der Marschall eine Meldung von einem zum Recognosciren ausgeschickten Kavallerie-Officier, dass der Feind in grosser Bewegung sei, und dass seine Bagage rückwärts marschire. Der Herzog von Enghien, welcher zugegen war, schlug vor, auf eine zur Seite liegende Höhe zu reiten, um sich von

der Richtigkeit der Meldung überzeugen zu können, und Türenne befahl den Truppen im Vorüberreiten, nichts vor des Herzogs und seiner Rückkunft zu unternehmen. Allein dieser ausdrückliche Befehl wurde nicht pünktlich befolgt. Denn kaum waren sie auf der etwa 2000 Schritt rechts gelegene Höhe angelangt, als sie eine volle Salve der feindlichen Geschütze und zugleich die feindlichen Trompeten und Pauken hörten. Die Ursache war folgende.

Der Maréchal de Camp d'Espenant, welcher die Infanterie vom Corps des Herzogs commandirte, hatte als er in die Nähe des vom Feinde besetzten Berges kam, einige mit weniger Infanterie vertheidigte Verschanzungen bemerkt, und ohne allen Befehl sie durch eine Abtheilung seiner Truppen angreifen lassen, vielleicht weil er die Sache nicht für so wichtig hielt, oder auch deshalb, um sich wichtig zu machen. Dergleichen Leute finden sich überall, gehören indess gewöhnlich zu denen, deren Urtheil nicht sonderlich weit reicht. Dies war die Veranlassung zu dem heftigen feindlichen Feuer. Allein die Folgen dieses Vorfalls gingen ungleich weiter.

Die Avantgarde des Generals Dubatel nämlich ging hierauf ebenfalls, obgleich gegen den ausdrücklichen Befehl des Marschalls vorwärts, und stiess nach Aufräumung eines Verhacks auf den Theil der feindlichen Stellung, wo sich der General Mercy nebst seiner ganzen Infanterie befand. Dubatel fand daher grossen Widerstand, und gerade in diesem Moment kamen der Herzog von Enghien und der Marschall mit

verhängtem Zügel auf diesem unglücklich gewählten Angriffspunkt an.

Von der Armee des Herzogs war ausser der Abtheilung welche d'Espenant führte, noch nichts angekommen, und das Gros der Infanterie des Marschalls, welches übrigens kaum 3000 Mann stark war, stand noch in der Entfernung. Der Marschall holte sie nun zwar herbei, überzeugte sich aber bald, dass er die Infanterie vom Corps des Herzogs abwarten müsse, und liess seine Truppen ausserhalb des Bereiches des kleinen Gewehrfeuers halten.

Hierüber verging viele Zeit, und der Herzog von Enghien befahl dem Marschall Türenne endlich, mit seiner Infanterie den Feind anzugreifen. Allein dieser Angriff misslang. Türenne wollte zwar, wie er dem Herzog sagen liess, das Gefecht während des Tages zu unterhalten suchen; er bemerkt jedoch in seinen Memoiren, dass wenn der Feind die Lage der französischen Truppen hätte gehörig beurtheilen können, wenigstens die Infanterie verloren gewesen wäre. Und dies war sie nach des Marschalls eignem Geständniss fast gänzlich durch den ungeheuern Verlust, als das Gefecht bis Abends gedauert hatte. Der Feind hatte ebenfalls viel, jedoch nicht so viel als die französischen Truppen, eingebüsst. Wenn man indess den feindlichen Verlust bei dem ersten Gefecht vor zwei Tagen dazu rechnete, so konnte man annehmen, dass ihm gleichfalls nicht viel von seiner Infanterie übrig geblieben war.

Ohne die voreilige Attaque des Generals d'Espe-

nant würde die baierische Armee einem totalen Echec ausgesetzt gewesen sein, weil der Angriff gleichzeitig an mehreren Orten hätte stattfinden, und der Feind seine Kräfte nicht concentriren können. Jetzt aber zog der Marschall sich nach Einbruch der Nacht zurück. An den folgenden Tagen marschirte der Feind durch den Schwarzwald nach dem Würtembergischen, worauf die französischen Generale beschlossen, ihm zu folgen *).

Der General Rosen wurde als Avantgarde mit acht Escadrons (welche aber nur 600 Pferde stark waren) Tages vorher vorausgeschickt, musste aber am folgenden Tage ein nachtheiliges Gefecht bestehen, weil er in das Gros des feindlichen Corps gerathen war, welches noch 6000 Mann stark sein mochte.

Die französische Armee folgte dem Feinde in das Gebirge, konnte aber der Verpflegung wegen nicht weiter vorwärts gehen; auch wollte man sich vom Rhein nicht zu sehr entfernen. Die Unternehmungen beschränkten sich daher auf Wegnahme des Schlosses Weisseneck und Aufhebung eines Theils des feindlichen Trains, worauf die Armee in ihr voriges Lager bei Freiburg zurückkehrte.

Napoleon tadelt den Herzog von Enghien (nach-

*) Auf diese Art äussert sich der Marschall Türenne in seinen eigenhändigen Memoiren. Der Marquis de la Moussaye in seiner den Memoiren hinzugefügten *Relation sur la campagne de Fribourg* hingegen sagt, dass der Herzog von Enghien zuerst, und zwar den 9. August mit der ganzen Armee nach Langendenzlingen marschirt sei, um dem Feind dadurch, dass er sich zwischen ihm und Villingen setzte, wegen seiner Subsistenz Besorgnisse zu erregen, worauf der Feind seine Stellung bei Freiburg verlassen habe. Diese Angabe hat Ramsey nachgeschrieben, und Napoleon ist ihr gefolgt. Zanthier hält sich in seinen „Feldzügen des Vicomte de Turenne" lediglich an die in den Memoiren enthaltene Erzählung.

her Condé) in der bereits angeführten Schrift, „er habe „einem Grundsatz des Gebirgskrieges zuwider gehandelt, „nach welchem man niemals Truppen angreifen müsse, „die im Gebirge feste Stellungen genommen hätten, son-„dern sich auf ihre Flanken und in ihrem Rücken stellen „solle, um sie aus ihrem Posten zu vertreiben." Er behauptet, „dass, wenn die französische Armee eine „das Petersthal beherrschende Stellung genommen hätte, „Mercy genöthigt gewesen sein würde, entweder die „Offensive zu ergreifen, wozu er zu schwach war, oder „sich durch den Schwarzwald in das Würtembergische „zurückzuziehen, wodurch Freiburg seinem Schicksal „überlassen worden wäre."

Diese Entscheidung eines Meisters, und vorzüglich der von ihm aufgestellte Grundsatz hat viel für sich, und es scheint, als ob die Zurückwerfung der Baiern von Freiburg zu theuer erkauft sei. Doch muss billig auch noch in Betracht gezogen werden, ob die französische Armee, welche ihre Hauptcommunicationen nach Breisach an den Rhein hatte, sich in das Petersthal begeben konnte, wodurch sie die feindliche Armee zwischen sich und Breisach gehabt haben würde. Diese Rücksicht ist um so nöthiger, da sie im Schwarzwalde nicht subsistiren konnte. Hätte sie aber durch ein detaschirtes Corps das Petersthal sollen besetzen lassen, so würde grosse Vorsicht nöthig gewesen sein, damit dieses nicht mit überlegener Macht angegriffen und verloren gegangen wäre, vorzüglich in der dasigen unwegsamen Gegend, in welcher das Hauptcorps seinem Detachement nicht

anders als auf grossen Umwegen zu Hülfe zu kommen, und der Feind, welcher unter den Kanonen von Freiburg stand, immer eine Stellung zu finden vermochte, in welcher er die Rückkunft eines grossen Theils seiner, zu einer Expedition nach dem Peterthal ausgeschickten Truppen, ruhig abwarten konnte.

Die Anwendung des von Napoleon aufgestellten Grundsatzes hätte daher wohl nur alsdann mit Sicherheit Statt finden können, wenn die französische Armee von einer andern Seite, zum Exempel von Kinzingen her, sich genähert, diesen Ort zum Depot erwählt und ihn in einen Place du moment verwandelt gehabt hätte. Merkwürdig bleiben übrigens die Gefechte bei Freiburg, bei welchen die baierische Armee von 15 bis 16000 Mann*) auf 5 bis 6000 Mann herabgekommen war, und die französische Infanterie, welche von beiden Corps zusammen genommen etwa 11,000 Mann anfänglich stark sein konnte, mit nicht mehr als mit 5000 Mann zu den folgenden Operationen überging. Es würde daher ein eigentlicher Manöver-Krieg ohne Zweifel vorzuziehn gewesen sein, wenn solcher möglich war. Indess nöthigte der grosse Verlust den General Mercy, sich weit, nach des Marschalls Angabe auf 20 Stunden, zurückzuziehn, so dass man französischer Seits beinahe keine Nachrichten von ihm haben konnte. In dieser Lage würde die Belagerung von Freiburg von den Franzosen haben unternommen werden können, da in diesem Ort nur

*) Zanthier, Feldzüge des Vicomte de Turenne, pag. 9.

5 bis 600 Mann Besatzung befindlich sein sollten, und es lässt sich nicht sogleich begreifen, warum nicht wenigstens ein Versuch zur Eroberung dieser Festung gemacht wurde, wenn man nicht die Entkräftung der französischen Truppen und die Schwierigkeit der Verpflegung, welche weit herbeigeschafft werden musste, als Ursache annehmen will dass solches unterblieb.

Der Herzog von Enghien glaubte indess, die Verfassung der feindlichen Armee und ihre Entfernung vom Rhein zu ungleich wichtigern Operationen benutzen zu müssen, und beschloss diese mit der Belagerung von Philippsburg zu eröffnen. Der Marschall Türenne musste daher in Breisach alle dazu nothwendigen Veranstaltungen treffen, und die Armee setzte sich nach jener Festung in Marsch, und berennte dieselbe mit der aus 5000 Mann bestehenden Infanterie und einiger dazu nöthigen Kavallerie am 25. August. Die Besatzung des Orts bestand nur aus 6 bis 700 Mann, nebst 80 Pferden, und es ist nicht zu läugnen, dass solche geringe Streitkräfte uns in unserer jetzigen Zeit, in der wir an grosse Massen gewöhnt sind, als unerheblich erscheinen müssen. Allein man vergesse nicht, dass das Verhältniss der streitenden Theile ziemlich gleich blieb, und dass Türenne und Condé ihre Operations-Entwürfe eben so gut für grössere Heere, als für kleinere würden durchdacht haben.

Die Belagerung von Philippsburg, während welcher französischer Seits Germersheim erobert und Speier besetzt wurde, hatte einen erwünschten Fortgang, wo-

bei der Marschall jedoch klagt, dass die Infanterie durch die Gefechte bei Freiburg etwas zaghaft geworden sei. Indess ergab sich die Besatzung bereits am 9ten September.

Der Marschall Türenne ging gleich am folgenden Tage mit der deutschen Kavallerie und 500 commandirten Musketieren über den Rhein und erfuhr, dass feindliche spanische Kavallerie nach Frankenthal auf dem Marsch wäre. Diese wurde durch ein Detachement angegriffen, der commandirende Officier derselben nebst 500 Pferden gefangen genommen, und der Ueberrest aufgerieben. Hiernächst marschirte der Marschall über Worms und Oppenheim, welche Orte sich ergaben, vor Mainz, und zwar in forcirten Märschen, indem er alles Fuhrwerk zurückliess, damit der Feind ihm nicht zuvorkommen möchte. Mainz hatte noch keine feindliche Besatzung und war ohne Frage ein sehr wichtiger Platz. Er schickte daher einen Parlementair an das Domcapitel, erhielt aber bald die Nachricht, dass jenseit des Rheins ein feindliches Detachement von 1000 Dragonern, Baiern, unter dem Obersten Wolff angekommen sei und den Einlass fordere. Der Marschall näherte daher sich noch mehr der Stadt, schickte abermals einen Officier an das Domcapitel und drohte, die Stadt von allen Seiten anzugreifen, wenn nicht bald Abgeordnete erscheinen würden. Hierauf capitulirte die geistliche Obrigkeit, unter welcher vermuthlich Niemand war, der Ansehn und Kraft genug zum Widerstand gehabt hätte. Die baierischen Dragoner zogen sich zurück, und der Herzog von Enghien

langte mit seinem Gefolge vor Mainz an, worauf der Stadt eine vortheilhafte Capitulation bewilligt wurde. Der Churfürst hatte sich nach Frankfurt begeben. Uebrigens unterwarf sich die ganze Umgegend, ausgenommen das Schloss Creuznach, worin feindliche Garnison stand, und die Citadelle von Mainz wurde mit 3 bis 400 Mann besetzt, da man keine stärkere Besatzung erübrigen konnte. Oppenheim und Worms erhielten ebenfalls kleine Garnisonen, und der Marschall kehrte mit den Truppen, die er mit sich geführt hatte, nebst dem Herzog wieder nach Philippsburg zurück.

Jetzt liess der Herzog von Enghien Landau belagern, und als der dazu commandirte General Aumont erschossen wurde, übertrug er dem Marschall die weitere Fortsetzung dieser Unternehmung, worauf sich die Festung bereits den 19. September ergab. Es wurden nunmehr einige andere noch in Feindes Händen befindliche Bergschlösser weggenommmen, und gegen Ende Octobers marschirte der Herzog mit den, unter seinem unmittelbaren Oberbefehl stehenden Truppen, über Kaiserslautern und Metz nach Frankreich zurück. Türenne blieb mit nur wenigen Truppen bei Philippsburg stehen.

Einige Tage darauf traf die Nachricht ein, dass der General Mercy mit der baierischen Armee, welche sich im Würtembergischen wieder etwas erholt und verstärkt hatte, nach der Gegend von Heidelberg und Mannheim marschirt sei, wozu vielleicht der Abmarsch des Herzogs von Enghien Veranlassung gegeben hatte. Mercy mochte, nach der Muthmassung des Marschalls,

die Absicht haben, ihn nach jener Gegend zur Deckung von Speier, Worms und Mainz zu ziehen und Philippsburg zu entblössen, um alsdann den letzten Ort angreifen zu können, wiewohl sich nicht absehen lässt dass der feindliche General durch eine förmliche Belagerung, welche doch nöthig war, sich in kurzer Zeit in dessen Besitz setzen konnte, obgleich damals diese Festung mit ihren Werken nicht bis an den Rhein reichte, und der Angreifende sich zwischen ihr und dem Strom festsetzen konnte.

Der Marschall liess daher 2000 Mann zur Sicherstellung von Philippsburg daselbst in einem verschanzten Lager zurück und nahm einige hundert Musketiere, nebst seiner ganzen Kavallerie, ging über den Rhein nach Speier und schickte 1000 Pferde nach Worms und Mainz zur Verstärkung der dasigen Garnisonen. Er trieb die Vorsicht so weit, dass er (nach seinen Memoiren) besorgte, der Feind könne bei Mannheim den Rhein passiren, — wozu einige Anstalten getroffen waren — und dann bei Frankenthal, welches in feindlichen Händen war, nicht nur die Communication zwischen Speier und Worms unterbrechen, sondern den Ort zum Depot bestimmen, um von dort aus mit Geschütz und Munition versehen, zur Wiederoberung von Mainz und von Worms zu schreiten. Türenne hielt eine solche Unternehmung für leicht, vielleicht weil der Feind ihm an Infanterie sehr überlegen, und die seinige ohne Zweifel viel zu schwach war, um ihn für so viele Vertheidigungs-Objecte ausser Sorgen zu setzen. In jedem Fall sehen wir hier-

aus, wie weit er in die Zukunft zu sehen versuchte. Indess führte der General Mercy nichts von solchen Operationen aus; weil, wie der Marschall glaubt, er sich wegen Subsistenz-Mangel scheute über den Rhein zu gehen. Dieser Mangel war auch sehr gross, da die Aecker zwischen Philippsburg und Mainz nicht einmal besäet waren. Uebrigens hätten Mainz und Worms bei ihren unbedeutenden Garnisonen, sich nicht zwei Tage halten können, wie der Marschall sagt, „aber," setzt er hinzu, „es geschieht oft, dass man den „wirklichen Zustand der Dinge nicht kennt, wodurch „Mercy verhindert wurde über den Rhein zu gehen." Nur wenige Truppen zeigten sich auf dem linken Ufer, und das feindliche Hauptcorps blieb zwischen Heidelberg und Mannheim stehen.

Hieraus folgt die sehr bekannte und wichtige Lehre, dass im Kriege ein General sich niemals zu viel um die wahre Beschaffenheit der Umstände, in denen er und der Feind ist, bekümmern kann. Dies setze man in eine sogenannte Strategie, und Jedermann wird es nicht nur begreifen, sondern vielleicht als etwas von selbst sich Verstehendes mit Spott bei Seite schieben. Und dem ungeachtet bleibt die Anwendung schwer, das heisst: der Künstler steht grösstentheils unendlich höher, als die oft sehr einfache Kunst. Die Eroberung von Mainz, Worms und Mannheim hätte in dem folgenden Feldzuge von grossem Einfluss sein können, wenn die baierische Armee nur einigermassen die Kraft dazu gehabt hätte, diese Punkte festzuhalten, und dies muss man voraussetzen, weil ohne proportionirte Streit-

mittel sich nicht Krieg führen lässt. Der General Mercy würde auch schwerlich hieran gezweifelt haben, wenn er die eigentliche Lage, in der er und Türenne sich befanden, reiflich beurtheilt gehabt hätte; es muss also an dieser Kenntniss gefehlt haben, deren Wichtigkeit aus den Memoiren Türenne's hervorgeht.

Da der Marschall sich aber überzeugte, dass sein Gegner solche Betrachtungen keineswegs angestellt hatte, behielt er nur einige Kavallerie-Regimenter bei sich, und verlegte sie in die Städte, die übrigen schickte er der Verpflegung halber nach Lothringen, um sie dort und in den drei Bisthümern die Winterquartiere beziehen zu lassen. Zweitausend Mann mussten so lange bei Philippsburg stehen bleiben, bis der Feind sich aus einander gezogen hatte. Die übrige Infanterie behielt er bei sich in Deutschland. Diese Verfahrungsart schildert bereits einigermassen den Feldherrn und den Blick, den er mit einem gewissen Grade von Sicherheit auf die Verhältnisse richtete.

Um diese Zeit erfuhr der Marschall, dass der Herzog von Lothringen mit 5 bis 6000 Mann über die Mosel gegangen sei, und Castellaun und Simmern, an welchen Orten eine Escadron stand, eingeschlossen habe, welche Truppen sich so gut sie konnten theils vertheidigten, theils nach Mainz zurückzogen. Nun konnte der Marschall aber weder seine zurückgeschickte Kavallerie heranziehen, noch die gegen den General Mercy stehen gebliebene gebrauchen. Er ging daher mit 4 oder 500 Pferden nach Mainz, erfuhr aber, dass der Herzog von Lothringen Bacharach, wo hundert Mann

standen, angegriffen habe. Diesem Ort zu Hülfe zu kommen, war nicht möglich; indess wäre es ihm lieb gewesen, wenn er den Feind hätte auf den Gedanken bringen können, er komme mit einem starken Entsatz herbei. Als er nun bei Bingen angekommen war, liess er durch ausgeschickte Commando's die benachbarten Orte auffordern, Lebensmittel und Fourage für die Armee bereit zu halten, er ertheilte mehreren Ortschäften Sauvegarden, er suchte sogar einige Leute von seiner Bedeckung in das Bacharacher Schloss zu schaffen, die den Lothringern zurufen mussten, dass die Armee in Anmarsch wäre. Dies bewirkte den Rückzug des Feindes. Endlich gelang es dem Marschall auch noch, das Schloss bei Creuznach nach einem ziemlich lebhaften Widerstande in seine Gewalt zu bekommen.

Gegen die Mitte des Decembers wurden die Winterquartiere völlig in Lothringen, dem Elsass und längs dem Rhein bezogen. Der Marschall blieb in Speier.

Zweiter Feldzug, 1645.

In den ersten Tagen des Monats April ging die Armee, welche aus 6000 Mann Infanterie, 5000 Pferden Kavallerie und 15 Geschützen bestand, bei Speier auf einer deshalb geschlagenen Schiffbrücke über den Rhein *). Das Hauptquartier kam nach Pforzheim,

*) Die Benennung „Armee," die wir einer so geringen Anzahl Truppen beilegen, welche noch nicht die Stärke einer heutigen Brigade hatten, möge

und die Armee bedurfte einiger Märsche, um sich in die ihr angewiesenen Quartiere auszubreiten. Der feindliche General Mercy stand mit einem Corps von 6 bis 7000 Mann hinter dem Neckar, und hatte kurz zuvor 3 bis 4000 Mann zur Verstärkung der kaiserlichen Armee nach Böhmen geschickt, auch seine Ersatzmannschaft noch nicht an sich gezogen, und seine Truppen in bequeme Cantonirungen verlegt. Dies war die Ursache, weshalb der Marschall eilte im Felde zu erscheinen.

Da man erfuhr, dass der Neckar mehrere Furten habe, so marschirte Türenne mit seiner Armee den 16. April gegen den Feind und ging ohne Schwierigkeit über den Fluss. Er wählte hierzu die Gegend bei Marbach, von welcher der nächste feindliche Posten anderthalb Stunden entfernt war. Mercy wollte sich nach Schwaben zurückziehen; allein Türenne erreichte vor ihm Schwäbisch-Hall und marschirte bei Heilbronn vorüber, weil solches der Feind noch besetzt hielt. Da der Marschall diese Bewegung auf Hall nur mit Kavallerie ausgeführt und die Infanterie einige Stunden hinter sich zurückgelassen hatte, so besorgte er, dass Mercy diese letztere, welche nur zwei Kavallerie-Regimenter bei sich hatte, angreifen würde, und kehrte deshalb zu ihr zurück. Allein der feindliche General glaubte, die ganze französische Armee sei bei Hall angekommen, und marschirte daher gegen Dinkelspühl

---

den geehrten Leser nicht irre führen. Wir können demungeachtet Türenne aus ihrer Ausführung kennen lernen. Hierauf kommt es vor allen Dingen an.

und Feuchtwangen, wodurch er von der Direction abgedrückt wurde, die er hatte nehmen wollen.

Türenne zog sofort seine Infanterie heran. Hierbei macht er selbst die Bemerkung, dass wenn er nicht jene Besorgniss gehabt, und vielmehr die Kavallerie dem Feind gleich nachgeschickt hätte, um ihn in seinem Marsch aufzuhalten, er ihn mit vielem Vortheil würde haben angreifen können. Der Ort, wo die Infanterie zurückgeblieben war, ist nicht genau angegeben worden, indess muss derselbe der feindlichen Armee näher, oder vielleicht eben so nahe als Hall gelegen haben, welches wahrscheinlich ist, da der Feind sowohl als der Marschall, aus der Gegend von Heilbronn abmarschirt waren um Hall zu erreichen, woselbst jedoch die Franzosen früher ankamen, und die baierischen Fouriere verjagten. Indess hatte der Aufenthalt die Folge, dass der Feind einen Vorsprung gewann, und die ihm nachgeschickte Kavallerie ihn nicht mehr erreichen konnte, weshalb sie nach Hall zurückkehrte.

Dort blieb der Marschall einige Tage stehen, und rückte nun gegen die Tauber nach Mergentheim*). Als Ursache dieses Marsches führt er an, dass es ihm darum zu thun gewesen sei, seine Stellung auf diesem Kriegstheater dergestalt zu nehmen, dass er die hessischen Länder in seinem Rücken hatte, weil er gehofft habe, während des Sommers aus ihnen Truppen

*) Mergentheim wird auch Marienthal genannt, und von den Franzosen Mariendal geschrieben. Beides bezeichnet aber ebendenselben Ort, nämlich Mergentheim an der Tauber, im würtembergischen Jaxtkreise.

zu ziehen, um weiter in Deutschland vordringen zu können. Da nun der Feind sich nach Feuchtwangen zurückgezogen hatte, so bekam es das Ansehn, als ob die französische Armee sich weiter von ihm entfernt habe, und man glaubte daher, dass er sich in bequemere Quartiere auseinander ziehen würde, da er die Oberpfalz und Baiern hinter sich hatte.

Die Verpflegung der Kavallerie verursachte Schwierigkeiten, und die commandirenden Officiere derselben drangen in den Marschall ihnen zu verstatten, dass sie auseinander in die kleinen Städte verlegt werden möchte, von wo sie mit wenigen Umständen wieder auf dem Rendez-vous der Armee zusammen gezogen werden könnte. Diese und ähnliche Vorstellungen, vorzüglich auch der Wunsch, die Kavallerie wegen Mangels an Fourage nicht leiden zu lassen, so wie die Entfernung des Feindes auf beinahe zehn Stunden Weges, bewogen den Marschall jener Bitte nachzugeben. Er selbst sagt: „er habe sich zur Unzeit entschlossen", und gesteht offen den Fehler. Indess behielt er wenigstens die Infanterie und Artillerie in der Nähe von Mergentheim, und schickte den General Rosen mit vier oder fünf Regimentern Kavallerie nach Rothenburg an der Tauber, vier Stunden von Mergentheim. Die andern Kavallerie-Regimenter aber kamen auf zwei und drei Stunden weiter in Cantonirungen.

Schon am folgenden Tage dieser neuen Dislocation stellte Türenne die Betrachtung an, dass über die Auseinanderverlegung der feindlichen Armee, keinesweges eine solche Gewissheit vorhanden sei, als

nöthig wäre, um seinen jetzigen Quartierstand zu rechtfertigen. Er befahl daher dem General Rosen, mit seinen Regimentern näher heran zu rücken, auch machte er einige andere Anordnungen, die sich aber in der Folge nicht als hinreichend bewährten.

Türenne hielt sich beinahe überzeugt, dass der Feind eine Bewegung ausführen würde, wie er sie nachher wirklich ausführte, und unternahm daher eines Tages eine Recognoscirung auf drei Stunden Entfernung und auf dem Wege, den der Feind zum Angriff einschlagen musste. Nun aber erfuhr er auch in der Nacht um zwei Uhr durch eine ausgeschickte Patrouille, dass der Feind mit seiner ganzen Armee von Feuchtwangen aufgebrochen sei, und gerade auf Mergentheim marschire. General Rosen war mit dem grössten Theil seiner Kavallerie angelangt. Er befahl daher sogleich den zwei bis drei Stunden entfernt stehenden Kavallerie-Regimentern, heran zu marschiren, und trug dem General Rosen auf, zur Haupt-Feldwache zu reiten, und ohne Aufenthalt alle Truppen, welche in der Nähe lägen, diesseit (von Mergentheim aus) des Gehölzes zu versammeln. Durch ein Missverständniss zog jedoch dieser General alle Truppen deren er habhaft werden konnte, jenseit des Gehölzes zusammen, wobei der Marschall bemerkt, dass wenn letzteres nicht geschehen wäre, er sich hätte ohne Gefecht zurückziehen können. Es blieb daher nichts übrig, als die Truppen zu formiren so gut es gehen wollte, da die feindliche Avantgarde schon von Weitem zu sehen war. Die Infanterie, ungefähr 3000

Mann stark, welche so eben ankam, wurde in ein rechter Hand befindliches kleines Gehölz geworfen, und zu ihrem Soutien wurden zwei Escadrons hinter dasselbe gestellt; die Kavallerie marschirte in einer Linie auf, und zwei Escadrons blieben als Reserve hinter ihr stehen.

Der Feind erschien sehr bald, und marschirte mit seiner Kavallerie auf beiden Flügeln der Infanterie auf. Der Marschall griff hierauf mit seiner Kavallerie die feindliche des rechten Flügels an und warf sie auf ihre zweite Linie, während die feindliche Infanterie das kleine Gehölz worin die französische Infanterie stand attaquirte. Allein die letztere that keinen Widerstand, sondern zog sich, nachdem sie Feuer gegeben hatte, in grosser Unordnung zurück, worauf der Feind weiter vordrang, und sich die Confusion auch in der Kavallerie des französischen rechten Flügels ausbreitete, da sie ihre Infanterie die Gewehre wegwerfen, und sich in Flanke und Rücken genommen sah. Bald entstand hieraus eine allgemeine Flucht, und der Marschall, welcher Gefahr lief, gefangen genommen zu werden, und sich mit dem Degen den Weg frei machen musste, sah sich genöthigt, in dem rückwärts liegenden Walde Schutz zu suchen, jenseit dessen er drei Kavallerie-Regimenter fand, welche zu spät angekommen waren. Der General Rosen fiel dem Feinde in die Hände, so brav er sich, wie auch die ganze Kavallerie, benommen hatte.

Türenne sammelte zu jenen drei Regimentern 12 bis 1500 Pferde von der andern geschlagenen Ka-

vallerie, und wollte damit den Feind angreifen, wenn er aus dem Walde herausgekommen sein würde. Allein der feindliche General liess sich Zeit, um seine Truppen nach dem Gefecht erst wieder zu formiren; die ganze französische Infanterie war verloren, und nur die drei Regimenter waren nicht zum Angriff gekommen. Der Marschall hielt es daher für das Sicherste, diese Ueberreste zu retten und sich zurückzuziehen. Er schickte ein Regiment nebst allen Versprengten zurück, und befahl dem commandirenden Officier nach dem Main zu marschiren, und an der Grenze von Hessen, etwa 15 bis 16 Stunden von Mergentheim, stehen zu bleiben. Mit den andern beiden Regimentern deckte der Marschall den Rückzug, welches ihm unerachtet aller Schwierigkeiten gelang, obgleich der Feind einige Mal ansetzte, um den Übergang über die Tauber und deren Furten zu hindern, und von allen Seiten herbei gekommen war. Ganz ohne Verlust ging jedoch dieser peinliche Rückzug nicht ab, da nach den Memoiren selbst mehrere Standarten verloren wurden, und Türenne mit einer sehr schwachen Bedeckung anfänglich seinen Weg fortsetzen musste. Indess entfiel den braven Truppen, denen der Marschall ein grosses Lob beilegt, keinesweges der Muth. Solche unglückliche Begebenheiten aber, bei denen Alles verloren zu sein scheint, sind als eine Feuer-Probe zu betrachten, die den Geist welcher Truppen belebt, offenbaren muss, und es kann dem Marschall nicht verdacht werden, wenn er von den beiden Regimentern die ihn begleiteten, eine vor-

züglich vortheilhafte Meinung bekommen musste. Endlich ging er durch eine Furt über den Main, und fand seine Kavallerie unweit der hessischen Grenze wieder.

Ausser dem Verlust der Infanterie, kostete das unglückliche Gefecht bei Mergentheim dem Corps des Marschalls die ganze Bagage, sein Geschütz und 12 bis 1500 Reiter, nebst einer grossen Menge von Officieren. Der Feind blieb einige Tage auf demselben Fleck stehen, ohne das Geringste zu unternehmen.

Napoleon bemerkt bei Gelegenheit dieses Vorfalls*), dass die bequemere Verlegung der französischen Truppen zwar nicht nothwendig gewesen sei, dass aber gerade hierin nicht der Hauptfehler Türenne's gelegen habe. Dieser liege vielmehr darin, dass ihnen ein falscher Versammlungspunkt angewiesen worden sei. Denn nicht bei Herbsthausen, welches auf den Vorposten gelegen habe, hätte Türenne seinen Truppen ihren Lärmplatz anweisen sollen, sondern bei Mergentheim selbst, hinter der Tauber, wo die Armee vier Stunden eher hätte versammelt sein können, und durch die Tauber gedeckt gewesen wäre. Napoleon stellt als Grundsatz auf, „dass ein General seine Truppen auf einem vom Feinde am entferntesten und gegen ihn am meisten gesicherten Punkt versammeln müsse." Er äussert, dass dies einer der wichtigsten Grundsätze sei, den man selten ungestraft überschreiten könne.

Ohne Zweifel darf der einem Corps angewiesene

*) *Notes et mélanges*, T. V. p. 16.

Lärmplatz nicht auf den Vorposten angenommen werden, aber schwerlich und eben so wenig bei einem weit rückwärts gelegenen Ort. Denn es ist gewiss nicht zu läugnen, dass ein plötzliches Versammeln, in den mehrsten Fällen eine Ueberraschung voraussetzt, wenigstens von den Truppen gewöhnlich dafür gehalten wird, weil, wenn man plötzlich einen Angriff selbst unternehmen will, auch so viel Zeit übrig sein muss, um die Truppen zusammenziehen zu können und ihnen dazu die Befehle zu ertheilen. Werden nun unvermuthet die Allarmzeichen durch Kanonenschüsse bei Tage, oder durch brennende Fanale bei Nacht gegeben, so hat Jedermann Eile, auf die er nicht vorbereitet war, oder an die er nicht gedacht hatte, und wenn auch die Rotten und Glieder der Truppen vollzählig sind, so bleibt doch noch manche Geräthschaft, die vielleicht eben im Gebrauch war, liegen. Geht der Marsch nun vorwärts, so findet keine Bedenklichkeit dabei Statt. Geht der Marsch aber rückwärts, so denkt wenigstens die Mehrzahl anders. Ein unangenehmer Eindruck, und zu Zeiten auch ein Verlust, insbesondere wenn Fuhrwerke zurückzuschicken sind, wird daher selten fehlen.

Aus diesen Gründen scheint ein rückwärts liegender Lärmplatz nicht sonderlich empfehlenswerth zu sein, sondern die Dislocation dergestalt eingerichtet werden zu müssen, dass der Versammlungspunkt entweder in der Mitte, oder seitwärts der Fronte liegt, wenn er nicht, wie für die rückwärts stehenden Truppen, vorwärts angenommen werden kann. Ein Rendez-

vous bei dem Hauptquartier, welches selten in erster Linie genommen werden kann, ist eben so wenig in allen Fällen anwendbar, da die Truppen desselben ebenfalls nach einer anderen Gegend aufbrechen können.

Nach diesen Ansichten scheint es keineswegs nöthig zu sein, dass grade die vom Feinde am entferntesten liegende Gegend zum Lärmplatz gewählt werde, um so mehr, da die Cantonirungen eines Corps, gewöhnlich durch eine Avantgarde und ausser dieser durch Kavallerie und deren Vorposten gesichert sind. Thun die Vorposten und die andern vorgeschobenen Truppen ihre Schuldigkeit, so muss eine unvermuthete Erscheinung des Feindes, und vollends ein Überfall, in der Regel unter die Unmöglichkeiten gehören. Wenn alsdann die Zeit, welche zur Versammlung der Truppen auf dem Lärmplatz nöthig ist, mit der Dauer im Verhältniss steht, die dazu erfordert wird, dass die Vorposten und vorgeschobenen Truppen gegen einen mit Übermacht unternommenen feindlichen Angriff sich vertheidigen, oder endlich mit Ordnung weichen, und sich auf die Cantonirungen des Hauptcorps zurückziehen können: alsdann dürfte gegen eine solche Dislocation nichts einzuwenden sein.

Wenden wir diese Gedanken auf den Vorfall bei Mergentheim an, so findet sich Folgendes dabei zu bemerken.

Zuerst ergiebt sich keineswegs, dass der Marschall Türenne überhaupt seinen Truppen einen Lärmplatz im Voraus angewiesen hatte, wozu die allerdings zu weitläuftigen Quartiere die Veranlassung gegeben ha-

ben mochten, weil bei solchen eine plötzliche Zusammenziehung gar nicht möglich war. Dann aber bleibt zu bedenken, dass Türenne dem General Rosen keineswegs befohlen hatte, bei Herbsthausen, welches jenseit des Waldes lag, die Truppen zu versammeln, die er aus der nächsten Umgegend vereinigen könnte. Denn der Marschall hatte ihm befohlen, diesseit des Waldes, d. h. zwischen Mergentheim und dem Gehölz, die Regimenter zu formiren, ein Punkt, welcher nur wenige Tausend Schritt von Mergentheim entfernt sein konnte, da hier die Feldwache gestanden hatte, nicht aber jenseit des Waldes, wohin Türenne sie gewiss nicht gesetzt haben würde. Hiernach fällt der dem Marschall Türenne gemachte Vorwurf, als ob er ein falsches Rendezvous gegeben hätte, grösstentheils weg. Allein es ist nicht zu läugnen, dass ihn diesem unerachtet noch grosse Vorwürfe treffen.

Der erste ist, die gänzlich irrthümliche Dislocation gegen einen Feind, von dem er nichts Gewisses erfahren hatte. Und wollte man hierüber hinwegsehn, der zweite, eine blosse Feldwache vor sein Hauptquartier gesetzt zu haben, ohne den General Rosen weiter vorwärts zu postiren. Endlich der dritte, die Kavallerie von weit entlegenen Recognoscirungen und Patrouilliren dispensirt, oder nicht darauf geachtet und ihr durch die Finger gesehn zu haben, da er die Nachricht von dem feindlichen Anmarsch erst in der Nacht, vielleicht nur wenige Stunden vor dem Eintreffen des ganzen feindlichen Corps erfuhr. Denn da der Feind bis zu ihm hin mehre Märsche zu machen hatte, und

Tags vorher nur wenige Meilen entfernt sein konnte, so hätte der Marschall die Nachricht von dessen Annäherung bereits an dem Morgen haben können und sollen, als er in Person eine Recognoscirung vornahm. Es hat daher ganz das Ansehn, als ob von der Kavallerie der Vorposten, höchstens die ganz gewöhnlichen Patrouillen in der Chaine und auf eine kurze Strecke vorwärts geschehen sind, und dass bei einer solchen, die Patrouille unvermuthet gradezu auf den Feind gestossen ist, weil wenig daran fehlte, dass der Marschall in seinem Quartiere förmlich überfallen worden wäre.

Hätte er ein starkes Kavallerie-Corps, wie z. B. das des Generals Rosen, und dieses wieder die nöthigen Feldwachen und Vorposten vor sich gehabt; hätte die Kavallerie, Commando's auf mehrere Meilen ausgeschickt, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen; hätte der Marschall noch ausserdem Kundschafter gehabt, um zu erfahren wo der Feind sei, und was er treibe: so würde wohl schwerlich ein solcher Angriff erfolgen, und er entweder sich in die gehörige Verfassung haben setzen, oder sich zurückzuziehen können. **Hierin** scheint daher der Fehler weit mehr, als in einem falsch gewählten Lärmplatz, gelegen zu haben. Wir müssen gegen Napoleon sehr dankbar sein, dass er uns Gelegenheit gegeben hat, die vorstehenden Betrachtungen anzustellen, und glauben, uns gegen den grossen Türenne nicht entschuldigen zu dürfen, da er selbst sich nicht geschont hat, und wir aus seinen Fehlern grosse Lehren ziehen können.

Der Marschall erreichte endlich, nachdem er vergeblich auf den Feind gewartet hatte, der ihm nach seiner Meinung vielleicht mit einem Kavallerie-Corps folgen könnte, die Landgrafschaft Hessen. Die verwittwete Landgräfin von Cassel schickte ihm darauf einen General entgegen, um ihn zum Marsch nach einer andern Gegend zu vermögen, womit aber Türenne unmöglich einverstanden sein konnte, da er eine Vereinigung mit den hessischen Truppen und mit den Schweden, welche 6 bis 7 Meilen von Cassel unter dem General Königsmark an der Weser standen, als das einzige Mittel betrachtete, mit neuen Kräften dem Feinde entgegen treten zu können. Türenne ging in Person nach der Residenz, und 6000 Mann Hessen, so wie 4000 Schweden wurden bei Wolfshagen, zwei Meilen von Cassel zusammen gezogen, wo sie sich mit der aus 3 bis 4000 Pferden starken französischen Kavallerie, und deren auf 12 bis 1500 Mann wieder zusammen gebrachten Infanterie vereinigten.

Die Baiern waren unterdess nach dem Rhein marschirt und hatten Germersheim weggenommen. Jetzt belagerten sie Kirchhayn, wurden aber in ihrem Vorhaben gestört, da der Marschall mit der vereinigten Armee ihnen entgegen rückte. Türenne bemerkt in seinen Memoiren, dass dies den 10. bis 12. Tag nach dem Gefechte bei Mergentheim geschehen sei, welches ein Beweiss von der unglaublichen Thätigkeit ist, mit welcher der Marschall seine verzweiflungsvolle Lage wieder hergestellt hatte. Um dies zu würdigen, ist zu berücksichtigen, dass Cassel, von wo aus die

Zusammenziehung der hessischen Truppen betrieben werden musste, über 30 Meilen von Mergentheim entfernt ist, und dass der Marschall in den ersten Tagen des Rückzugs sehr aufgehalten wurde; ferner, dass zu den Negociationen einige Tage, und alsdann zur schleunigen Versammlung der Truppen abermals einige Tage nöthig waren. Man wird alsdann gestehn müssen, dass wenn die hessische Regierung und der schwedische General bereits im Voraus auf einen solchen Fall vorbereitet gewesen wären, die Vereinigung der nun wieder auf 15000 Mann starken Armee unter dem Commando des Marschalls, unmöglich hätte schneller erfolgen können.

Der Feind hatte sich nach Franken zurückgezogen, und die Armee blieb einige Tage im Darmstädtischen stehn. Auf die Nachricht der Annäherung des Herzogs von Enghien, welcher mit 8000 Mann gegen den Rhein rückte, marschirte der Marschall nach der Bergstrasse, um sich mit ihm zu vereinigen. Der Herzog kam über Speier *), und beide Corps suchten Heilbronn vor dem Feinde zu erreichen, um dort über den Neckar zu gehen. Allein sie fanden den Feind bereits dort stehn, und marschirten den folgenden Tag nach Wimpfen, welcher Ort vom Feinde besetzt war, sich jedoch sogleich ergab, wodurch der Uebergang über

*) Von hier an bis zur Vereinigung des Marschalls Türenne mit dem Herzog von Enghien, welche den 5. Juli in der Gegend von Ladenburg erfolgte, fanden noch mehrere Bewegungen, ehe sie Heilbronn erreichten Statt, welche jedoch von untergeordneter Wichtigkeit sind, und einer vollständigen Beschreibung dieses Feldzugs überlassen werden müssen. Türenne erwähnt selbst in seinen Memoiren; der obengedachten Märsche weiter nicht.

den Neckar frei wurde. Der Feind zog sich nach Feuchtwang zurück und verschanzte sich daselbst.

Wimpfen blieb von den Franzosen besetzt. Der General Königsmark aber, welcher in einem Kriegsrath Widerspruch gefunden hatte, war mit dem Herzog von Enghien zerfallen, und marschirte daher mit seinem Corps, ohne weiter sich zu beurlauben, nach dem Main ab. Ein solches Benehmen mitten in den Operationen eines Feldzugs, kann unmöglich gebilligt werden, obgleich Türenne mit vielem Beifall dieses schwedischen Generals gedenkt. Die Hessen blieben jedoch bei der französischen Armee, welche nach Rothenburg an der Tauber marschirte und dort einige Tage verweilte.

Die feindliche Armee zog sich nun gegen Dünkelspühl, liess dort 3 bis 400 Mann als Garnison und nahm ihr Lager zwei bis drittehalb Meilen weiter rückwärts hinter einem Gehölz. Es scheint, als ob dies ein Versuch hat sein sollen, die französische Armee mit einer Unternehmung auf den letztgenannten Ort zu beschäftigen und sie alsdann unvermuthet anzugreifen. Ein solches Strategem war damals anwendbar, weil die Armeen wenige Geschütze und vorzüglich selten Wurfgeschütze bei sich hatten, weshalb eine jede kleine Stadt, wenn sie auch nicht durch Erdwälle fortificirt worden war, wenigstens mehrere Tage, oft auch Wochen lang vertheidigt, und den Operationen einer Armee ein Hinderniss von Bedeutung werden konnte. Aus dieser Ursache wurden oft an den Orten, die uns jetzt kaum beachtenswerth erscheinen, Garnisonen von eini-

gen hundert Mann gelassen, welche unter einem tüchtigen Commandanten eine ansehnliche Rolle spielen, sich hartnäckig vertheidigen und endlich noch freien Abzug erhalten konnten, da man zu Zeiten nur zufrieden sein musste, ein solches Hinderniss und solchen Stein des Anstosses aus dem Wege räumen zu können. Dieserhalb sehen wir die Generale der damaligen und nächstfolgenden Zeit, solche Barricaden auf ihren Kriegstheatern in jeder Beziehung benutzen, in der sie ihnen nützlich werden konnten, ohne Besorgniss, dadurch unnützer Weise Truppen zu verlieren und die Armee zu schwächen. Seitdem aber durch Vervollkommnung und Vermehrung der Artillerie, der Angriff dem Widerstande hinter einer unbedeutenden Verschanzung überlegen geworden ist, fallen dergleichen Vertheidigungen kleiner Orte in der Regel weg, wenn auch zu Zeiten Ausnahmen Statt finden, weil die hartnäckige Behauptung eines solchen Postens, nicht mehr mit dem Aufwand an Kräften der dazu erfordert werden würde, im Gleichgewicht steht. Die Generale der neuern Zeit sind daher genöthigt, an die Stelle solcher Hülfsmittel andere zu setzen, wozu ihnen die grösseren Streitmittel die sie besitzen, die Anleitung geben müssen. Diese Bemerkung scheint deshalb nothwendig zu sein, damit man sich nicht verleiten lassen möge, über die Maasregeln der ältern Feldherren bei Besetzung kleiner Orte, als über etwas Geringfügiges hinwegzusehen, da an deren Stelle lediglich die zahlreicheren und grösseren Detachirungen getreten sind, die Combinirung einzelner Fälle aber dieselbe geblieben ist.

Als hierauf die französische Armee vor Dünkelspühl anlangte und diesen Ort förmlich angreifen wollte, erfuhr der Marschall des Nachts durch einen Ueberläufer, dass der General Mercy mit der baierischen Armee aufgebrochen und nur noch zwei Stunden weit entfernt sei. Der Herzog von Enghien beschloss hierauf, den Platz durch Kavallerie beobachten zu lassen und sogleich mit der ganzen Armee, unter Zurücklassung des Trains, dem Feinde entgegenzugehen.

Um 1 Uhr des Nachts wurde aufgebrochen, der Marschall Türenne commandirte die Avantgarde, bei welcher der Herzog sich befand, während der Marschall Grammont den übrigen Theil der Armee führte. Mit Anbruch des Tages entdeckte man die Spitze der feindlichen Avantgarde, welche sich aber bald zurückzog. General Mercy liess nun seine Truppnn hinter Teichen aufmarschiren, worauf es zu einer Kanonade kam, welche den ganzen Tag dauerte. Da jedoch der Feind in seiner Stellung nicht füglich angegriffen werden konnte, so zog die französische Armee sich in der Nacht nach Dünkelspühl zurück, und es ward beschlossen, ohne längeres Verweilen vor diesem kleinen Orte, nach Nördlingen zu marschiren. Man sieht, dies war ein missglückter Versuch, zu welchem der feindliche Posten von Dünkelspühl und das Zusammentreffen mit dem Feinde in einer Gegend, in welcher man ihn nicht angreifen konnte, die Veranlassung gegeben hatte.

Am folgenden Tage erreichte die Armee nach einem dreistündigen Marsch die Ebene von Nördlingen,

welcher Ort vom Feinde besetzt war, und der Herzog von Enghien nebst dem Marschall Türenne, welche durch Gefangene die Annäherung des Feindes erfuhren, recognoscirten die vor ihnen liegende Gegend.

Die Armee des Generals Mercy war inzwischen mit 6 oder 7000 Mann kaiserlicher Truppen unter dem General Glein verstärkt worden, liess während ihres Marsches ihre Bagage zurück, und rückte bis gegen das Dorf Allerheim vor, hinter welchem sie sich auf einer Anhöhe mit dem rechten Flügel an einen Bach und mit dem linken an das Schloss Allerheim setzte. Die Absicht Mercy's soll gewesen sein, sich in dieser Stellung zu verschanzen; auch gewährte das hochliegende, befestigte Schloss einen guten Stützpunkt, und der äusserste rechte Flügel sowohl, als das vor der Mitte unterhalb der Höhe liegende Dorf Allerheim wurden mit Infanterie besetzt. Das Hauptcorps der letztern stand hinter diesem Dorf, die Kavallerie auf beiden Flügeln.

Die französische Armee rückte gegen Mittag vor, bedurfte aber einer langen Zeit, um sich zu entwickeln, wie Türenne selbst gesteht, worüber es 4 Uhr des Nachmittags wurde. Diese uns unbegreifliche Langsamkeit war gewiss ein tactischer Fehler, welcher bei einer grössern Manövrirfähigkeit hätte vermieden werden können. Die französischen Feldherren beschlossen endlich, das 400 Schritt vor der feindlichen Fronte liegende Dorf Allerheim anzugreifen. Sie nahmen daher im Vorgehen ihre Artillerie vor die Linie, litten aber mehr durch das feindliche Feuer, als der Feind durch

das ihrige. Es scheint, dass dies hauptsächlich durch die damalige geringe Beweglichkeit der Artillerie verursacht wurde, indem Türenne erwähnt, dass das Vorlegen der Pferde beim Avanciren viele Zeit geraubt habe. Hinzuzufügen bleibt noch, dass beim Angriff die französische Infanterie in zwei Treffen das Centrum bildete, und im dritten durch die ihre Flügel debordirende Kavallerie unterstützt wurde. Das hessische Corps und eine andere Abtheilung französischer Truppen, standen als Reserve respective hinter dem linken und rechten Flügel.

Der geringe Widerstand am Eingange des Dorfes schien eine leichte Arbeit zu versprechen; allein der Feind hatte seine Hauptkraft in der Mitte und vorzüglich auf dem Kirchhof desselben concentrirt, wo zum Angriff wenig Raum vorhanden war. Von beiden Seiten, vorzüglich von französischer, war der Verlust beträchtlich; vom Feinde blieb der commandirende General, ohne dass dessen Tod auf den Gang des Gefechts einen besonderen Einfluss, wenigstens vor der Hand gehabt hätte. Dasselbe nahm jedoch bald eine sehr auffallende Wendung.

Der feindliche linke Flügel unter dem General Johann von Wert, griff nämlich die französische Kavallerie des rechten Flügels mit solchem Erfolg an, dass dieselbe ganz aus dem Felde geschlagen wurde und nicht wieder erschien. Der Marschall Grammont gerieth in die Gefangenschaft.

Auf dem französischen linken Flügel hingegen, war der Marschall Türenne mit der Kavallerie zum Angriff

übergegangen, um dadurch zum Vortheil des hartnäkkigen Gefechts im Dorfe eine Diversion zu unternehmen. Allein noch ehe er an den Feind kam, sah er die französische Infanterie, welche Allerheim angegriffen hatte, nebst der ihr beigegebenen Kavallerie, zurückgeworfen und in voller Flucht in der Ebene. Dies konnte ihn jedoch nicht abhalten, den einmal begonnenen Angriff fortzusetzen. Dieser glückte auch, unerachtet des lebhaften feindlichen Feuers, da die erste feindliche Linie auf die zweite geworfen wurde. Obgleich die Uebermacht des Feindes endlich die Kavallerie nöthigte etwas zu weichen, so geschah es dennoch mit Ordnung, bis die hessischen Truppen herankamen, worauf das ganze feindliche Kavallerie-Corps geschlagen wurde. Die feindliche Infanterie wurde sehr hart gedrängt, der General Glein gerieth in die Gefangenschaft, und die dort stehende Artillerie wurde erobert.

Der General Johann von Wert kehrte nunmehr von seinem glücklichen Angriff des französischen rechten Flügels zurück, um dem feindlichen linken Flügel zu Hülfe zu kommen. Der Weg, welchen er zu diesem Ende nahm, ist deshalb merkwürdig, weil er dadurch an Erreichung seines Zweckes, nach dem Urtheil Türenne's in seinen Memoiren, wie auch aus der Vergegenwärtigung der feindlichen Stellung hervorgeht, gehindert wurde. Er zog sich nämlich gerade gegen seine anfängliche Stellung auf den feindlichen linken Flügel zurück, und marschirte alsdann hinter dem Dorfe Allerheim fort, ohne zu bedenken, dass der

feindliche Angriff auf dasselbe gänzlich abgeschlagen war. Wäre jener General dagegen in der Diagonale, Allerheim rechts lassend, nach dem Angriffspunkt marschirt, so würde er die Kavallerie des Marschalls Türenne in Rücken und Flanke haben nehmen können, und dieser grosse Feldherr gesteht, dass er in solchem Fall geschlagen worden wäre. Alsdann war das Gefecht gänzlich zum Nachtheil der Franzosen entschieden. Allein der Umweg den Wert nahm, war Ursache dass er zu spät anlangte; es war Nacht geworden, und die Flügel-Truppen beider Armeen, die ihre Gegner geschlagen hatten, blieben auf dem Schlachtfelde stehen. Die Franzosen aber standen etwas weiter vorwärts dem Dorfe Allerheim, dessen Besatzung sich abgeschnitten glaubte und sich daher dem Marschall Türenne ergab, welcher ihr den Rückmarsch, jedoch ohne Waffen, bewilligte, woraus sich abnehmen lässt, dass die Verwirrung in der feindlichen Armee gross gewesen sein muss. Nach Mitternacht zog sich der Feind in grosser Stille zurück, ohne, nach des Marschalls ohne Zweifel richtigem Ausspruch, dazu mehr Ursache zu haben als die französische Armee, den Verlust des commandirenden Generals abgerechnet. Indess scheint so viel gewiss zu sein, dass, hätten die Franzosen am folgenden Tage das Gefecht erneuern können, die baierische Armee Gefahr laufen konnte aufgerieben zu werden, weil sie hinter sich ein Defilé liegen hatte, durch welches sie vorgegangen war. Auch lässt sich vermuthen, dass der letzte Angriff und der Verlust von Allerheim, einen grossen Eindruck auf

schen Infanterie mehr als 12 bis 1500 Mann wieder gesammelt werden konnten. Indess beschloss der Herzog von Enghien demungeachtet, Nördlingen, wo nur eine Besatzung von 400 Mann vorhanden war, anzugreifen. Allein schon nach der ersten Nacht capitulirten die Einwohner und die Garnison erhielt freien Abzug, jedoch ohne Waffen. Die französische Infanterie aber lieferte ein sprechendes Bild von dem Werth zusammengeraffter Menschen und stümperhafter Rekruten, im Gegensatz von den erfahrenen und tüchtigen Soldaten ihrer Kavallerie. Von den Feldherren in diesen Kriegen, welche auch mit solchem Volk umzugehen verstanden, lässt sich vermuthen was sie gethan haben würden, hätten sie eine Infanterie unter ihrem Commando gehabt, wie die schwedische unter Gustav Adolph war, die vor dreizehn Jahren wenige Meilen von Nördlingen, sich bei Donauwerth und am Lech geschlagen hatte, bis nach welchem erstgenannten Ort der Marschall Türenne den Feind mit drei tausend Pferden gefolgt, und wieder zurückgekehrt war.

Nach einigen Ruhetagen marschirte die Armee nach Dünkelspühl, welche Stadt sich bald ergab. Diese Bewegung würde schwer erklärbar sein, wenn wir nicht aus den Memoiren erführen, dass der Zustand der Armee und der Mangel an Geldmitteln die Feldherren veranlasst hätte, sich dem Neckar und dem Rhein zu nähern. Der Herzog von Enghien wurde krank und musste nachher zurückgebracht werden, worauf der Marschall Grammont (nach dessen Auswechselung) das Commândo der Truppen des Prinzen erhielt, wel-

che jedoch mit denen des Marschalls Türenne vereinigt blieben. Beide marschirten nach Heilbronn, konnten aber diesen mit 1000 Mann besetzten Ort nicht angreifen, weil es ihnen an vielen Bedürfnissen fehlte. Als hierauf ein Convoi angelangt war, marschirten sie nach Schwäbisch-Hall, in der Absicht den Feind über die Donau zu treiben und dann in Schwaben Winterquartiere zu nehmen.

Allein die baierische Armee wurde durch 6 bis 7000 Pferde Kavallerie und Dragoner kaiserlicher Truppen verstärkt, welche bis Donauwerth vordrangen. Die französische Armee sah sich daher genöthigt gegen den Neckar und gegen den Rhein zurückzugehen. Wimpfen blieb mit 600 Mann besetzt; es scheint aber, dass unter diesen Umständen eine solche Garnison sehr exponirt wurde, und wenn sie nicht bald unterstützt werden konnte, wozu aber schwerlich eine Hoffnung da war, nothwendiger Weise verloren gehen musste, welches auch geschah. Die Passage über den Neckar bei Wimpfen, woselbst sich keine Brücke befand, war übrigens sehr unangenehm, da die ganze Armee den Fluss durchschwimmen, und die Infanterie von der Kavallerie auf die Pferde genommen werden musste, wobei einige Leute und einige Wagen verloren gingen, und eine Nacht nebst einem Tag zum Uebergang erforderlich waren. Die Marschälle eilten Philippsburg zu erreichen.

Türenne hoffte zwar noch, auf dem rechten Rheinufer seine Quartiere nehmen zu können, da aber die feindliche Armee gegen Philippsburg vorging, so zog er

sämmtliche Truppen zwischen der Festung und dem Rhein zusammen, und fing an, ein verschanztes Lager anlegen zu lassen *). Durch Fahrzeuge, welche von Speier den Rhein herunter gebracht wurden, liess er die Kavallerie und Bagage auf das linke Ufer schaffen, worauf der Feind nach Wimpfen zurück marschirte. Es wurde nun zwar endlich eine Brücke zu Stande gebracht, und der Marschall Türenne liess die Kavallerie über dieselbe wieder zurückkommen, in der Absicht dem Feinde zu folgen. Allein er wurde hieran durch Umstände verhindert; und da die feindliche Armee sich auseinanderzog, ging Türenne über den Rhein, der Marschall Grammont aber mit seinen Truppen nach Frankreich zurück.

Die Campagne war beendigt. Da indess Türenne erfuhr, dass die feindliche Armee in Flandern hinreichend beschäftigt war, und Trier, wenn dieser Ort angegriffen würde, nicht zu Hülfe kommen könnte, so marschirte er mit den Truppen, die er noch bei sich hatte dorthin, und wurde auf sein Ansuchen durch einige Infanterie von Metz aus verstärkt. Er eroberte nun nach zwei Tagen die Stadt Trier, und übergab diese Residenz dem Churfürsten, dem Verbündeten Frankreichs. Alsdann blockirte und eroberte er das Schloss Ober-Wesel, und verlegte hierauf

---

*) Napoleon macht bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung über die Nothwendigkeit eines grossen Raums in einem tête de pont an einem grossen Strome, wodurch der Rückzug einer Armee gedeckt werden soll. Er führt Beispiele an, und seine Gedanken verdienen ohne Zweifel in vorkommenden Fällen berücksichtigt zu werden.

seine Armee in die Winterquartiere längs dem Rhein und der Mosel, worauf er sich nach Paris begab.

Dritter Feldzug, 1646.

Der Plan des Marschalls war, sich mit der in Niedersachsen und Hessen operirenden schwedischen Armee im Frühjahr zu vereinigen, um dadurch den kaiserlichen und den baierischen Armeen, welche sich bisher in der Mitte zwischen beiden auf dem Kriegstheater befunden hatten, die Spitze bieten zu können. Da dieser Entwurf von dem Cardinal Mazarin genehmigt wurde, so hatte Türenne mit dem schwedischen commandirenden General Torstenson, und als dieser abging mit dem General Wrangel, das Nöthige festgesetzt, wonach die schwedische Armee nach Hessen, und die französische nach der Grafschaft Nassau marschiren und von dort aus die Vereinigung bewirken sollten.

Diesem zufolge versammelte Türenne seine Truppen Anfangs Mai's, und schickte eine Schiffbrücke nach Bacharach den Rhein herunter, als ganz unerwartet ein Abgeordneter des Cardinals Mazarin eintraf, welcher ihm die Nachricht brachte, dass da der Churfürst von Baiern den französischen Bevollmächtigten auf dem Congress zu Münster die Versicherung gegeben habe, seine Armee nicht zu der kaiserlichen Armee stossen zu lassen, wenn die französische nicht über den Rhein gehen würde, der Marschall diesseit des Flusses bleiben möge. Zugleich gab der Ge-

schäftsträger zu verstehen, dass man bei Hofe mit dem Gedanken umgehe, Luxemburg belagern zu lassen. Diese letzte Operation würde nach Türenne's Urtheil, den französischen Angelegenheiten in Deutschland vollends höchst nachtheilig gewesen sein, und es wird dies auch erklärbar, wenn man bedenkt, dass bei der Entfernung des Marschalls vom Niederrhein, die schwedische Armee für sich allein viel zu schwach gewesen wäre, dem Feinde Widerstand zu leisten. Türenne begnügte sich daher, nicht über den Rhein zu gehen, weil er dem ausdrücklichen Befehl nicht entgegen handeln konnte.

Allein bald darauf erfuhr man, dass die kaiserliche Armee sich in Franken mit der baierischen vereinigt habe und gerade auf die Schweden marschire. Es war also die Aeusserung des baierischen Gesandten in Münster, weiter nichts als eine Täuschung gewesen, woraus folgt, dass während der Operationen im Kriege, alle diplomatischen Verhandlungen am unrechten Ort und nur dann zu entschuldigen sind, wenn dadurch schlechterdings kein Einfluss auf die Unternehmungen Statt finden kann, weil diese hinterher, wenn sie einmal falsch eingeleitet oder verdorben sind, oft nur mit grosser Schwierigkeit wieder in das gehörige Geleis gebracht werden können, während es einem arglistigen Cabinet sehr leicht ist, die Zusicherungen seines diplomatischen Agenten nicht anzuerkennen.

Glücklicherweise hatte Türenne sich darauf gefasst gemacht, dass ein gänzliches Fehlschlagen seines ersten Plans nicht möglich sein konnte, obgleich

die Abänderung desselben mit Umständen verknüpft war, zuverlässig aber unmöglich gewesen wäre, wenn er sich in den feinen Plan der Diplomaten ernstlich eingelassen und sich mit seiner Armee dem Luxemburgschen Gebiet genähert hätte.

Eine Vereinigung mit den Schweden durch den Uebergang über den Rhein bei Bacharach, war nicht mehr zu bewerkstelligen. Er musste daher einen Umweg nehmen. Diese Veränderung zeigte er also dem Cardinal an und traf sogleich auf eigne Verantwortlichkeit die nöthigen Einleitungen, indem er einige Regimenter nach Mainz als Besatzung schickte, die Mosel fünf oder sechs Stunden von Coblenz vermittelst einer Furt überschritt, und von dort durch das Cölnische nach Wesel marschirte, nachdem deshalb die erforderlichen Unterhandlungen waren beseitigt worden. Alsdann wandte er sich auf Lippstadt, woselbst eine hessische Besatzung lag, und liess den General Wrangel (welcher an der hessischen Gränze stand) benachrichtigen, an welchem Tage er ungefähr bei ihm eintreffen könne.

Hätte der schwedische General sich nicht mit so vieler Umsicht zu benehmen verstanden, so würden durch den Zeitverlust, trotz der forcirten Märsche der französischen Armee während eines ganzen Monats um zu ihm zu gelangen, die grössten Inconvenienzen entstanden sein. Wrangel aber wählte solche vortheilhafte Stellungen, dass der Feind ihn nicht anzugreifen wagte, und die Zeit mit unbedeutenden Gefechten verging. Auf die Nachricht, dass die franzö-

sische Armee sich nähere, zogen die feindlichen Generale sich auf zwei oder drei Meilen zurück, und nahmen ein Lager bei Friedberg. Der Marschall aber vereinigte sich endlich bei Giessen, mit der schwedischen Armee, welche aus 10,000 Pferden Kavallerie und 6 bis 7000 Mann Infanterie, nebst 60 Geschützen, bestand.

Die schwedisch-französische Armee setzte sich hierauf bald in Bewegung gegen den Feind, fand denselben aber in einer zu vortheilhaften Localität, um ihn angreifen zu können. Die kaiserliche und baierische Armee, jetzt unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Leopold Wilhelm, stand hinter der Nidda, bei Ilmstadt und Burggrafenrode, in einer Stellung, aus welcher sie sich jeder Unternehmung ihrer Gegner mit Vortheil entgegenstellen konnte. Indess nahm die erstere in der Nähe von Friedberg, welches jedoch der Feind besetzt hatte, ein Lager. Beide commandirenden Generale, welche in dem besten Vernehmen mit einander lebten, überlegten nun gemeinschaftlich ihre Operationen. Anfänglich glaubten sie, den Feind auf seiner linken Flanke, Frankfurt links lassend, umgehen zu können, wobei sie beabsichtigten über die Bergstrasse, Heilbronn eher als derselbe, zu erreichen und sich den Eingang in das Würtembergische zu verschaffen, wodurch sie ihn in der Folge von seinen Rückzugslinien hätten abdrängen können. Allein bei näherer Untersuchung fand sich dass der Feind auf einem kürzern Wege sich dem Neckar und der Donau nähern, dadurch aber die durch den Krieg verschonten Landstriche in seinem Rücken behalten, die

vereinigte Armee hingegen auf die ausgesogenen Länder des Rheins beschränkt bleiben, und dann im Winter genöthigt sein würde, sich zu trennen und nach ihren alten Quartieren zurückzukehren. Eine solche Operation musste also nicht nur auf kürzerem Wege und mit grosser Behutsamkeit eingeleitet werden, sondern man musste sich während deren Ausführung zugleich nach dem Benehmen des Feindes richten, und nur den Zweck im Ganzen zu erreichen suchen, ohne die Gegend genau angeben zu können, nach welcher man genöthigt sein würde den Marsch zu richten.

Zu diesem Ende wurden 1000 Pferde und 500 Dragoner nach Bonameis an der Nidda detaschirt, um sich des dortigen Uebergangs zu bemächtigen. Konnte hierauf die Armee ohne weitere Umstände die Nidda passiren: alsdann durfte man hoffen, den Main vielleicht eben so bald als der Feind zu erreichen, oder ihn anzugreifen, wenn derselbe sich dorthin in Bewegung setzen würde.

Bonameis wurde ohne grosse Schwierigkeit besetzt, und ein feindliches Corps Kavallerie unter dem General Johann von Wert kam zu dessen Behauptung zu spät, blieb jedoch in der Nähe stehen. Die schwedisch-französische Armee brach nun am folgenden Morgen zwei Stunden vor Tage auf, und cotoyirte die feindliche Stellung, ohne dass der Feind mehr that, als da es Tag geworden war, unter das Gewehr zu treten. Dies war allerdings ein grosser Fehler des Erzherzogs, der ihm theuer zu stehen kam. Denn unterdessen setzte die Armee unter Türenne (der sich

bei der Avantgarde befand) und Wrangel d
fort, und erreichte Bonameis, woselbst alle
zum Uebergang über die Nidda getroffe
Johann von Wert zog sich zurück, die A
sirte den Fluss, und der General Königs
cher eine Furt gefunden hatte, warf e
theilungen des feindlichen Generals über d
Die Armee aber marschirte weiter und
Abend zwischen Frankfurt und Hanau bei
ein, wodurch dem Feinde der Rückzug
Main abgeschnitten war, er hätte ihn den
walt erzwingen wollen. Dieser Marsch be
Stunde Wegs. Das Fuhrwerk kam erst
Tage an, weil dasselbe weiter rechts ein
hatte nehmen müssen, um gedeckt zu sein.

Der Feind war nun zwar völlig umgang
indess besorgte Türenne demunerachtet, der
durch eine rasche Bewegung gegen Asc
wobei er durch die Nidder, einen kleinen
sich eine Meile unterhalb Windeck in die
giesst, gedeckt werde, den Main wieder zu
suchen. Die französisch-schwedische Arm
daher gegen Windek vor, welche kleine Sta
ken des feindlichen Lagers und unweit des
doch auf dem linken Ufer der Nidder, lag.
hatte diesen Ort schwach besetzt, und es sc
scheinlich, dass er wirklich den eben bemerk
nach Aschaffenburg hatte unternehmen wo
nur durch die Besetzung von Windeck dar
dert worden war, weshalb er sich auf die

gung des rechten Ufers beschränkte. Indess ergriff er eine ganz andere Massregel.

Der Erzherzog, welcher jetzt weder nach Franken, noch nach Schwaben und Baiern zurückgehen konnte, beschloss nämlich nach Hessen und dann nach dem Kölnischen, oder wenn er verfolgt werden sollte, nach Westphalen zu marschiren, und auf diese Art die feindliche Armee nach sich zu ziehen. Diese Idee war an sich nicht übel, nur hätten Türenne und Wrangel, wenn sie in dieselbe eingingen, mehr zu verlieren gehabt, als wenn sie ihren Plan weiter verfolgten, und nach Schwaben und Baiern den Kriegsschauplatz zu verlegen suchten.

Unerachtet also der Erzherzog nach Friedberg marschirte, und dadurch zum Theil seine Absicht offenbarte, ging Türenne nach Aschaffenburg, nahm dort 200 Mann gefangen, und rückte über den Main, nachdem er sogar die in Mainz gelassene Garnison wieder an sich gezogen hatte. Napoleon nennt diesen Marsch, und wohl mit Recht: *„pleine d'audace et de sagesse."*

Da indess die vereinigte Armee vor der Hand nichts vom Feinde zu besorgen hatte, so trennte sich dieselbe, indem das französische Corps seinen Weg rechts, die Schweden den ihrigen aber links, in einer Entfernung von drei bis sechs Meilen von einander, fortsetzten. Die Franzosen nahmen Schorndorf und Lauingen an der Donau, die Schweden Nördlingen und Donauwerth. Beide überschritten die Donau und fanden überall reichliche Verpflegung. Nördlingen blieb von den Schweden, Schorndorf und Lauingen von den Fran-

zosen besetzt. Die Schweden passirten den Lech und berennten Rain, woselbst sich eine Garnison von 1500 Mann Landmiliz befand. Türenne schickte nach seinem Übergange über die Donau bei Lauingen, einen seiner höheren Officiere nebst 500 Pferden nach Augsburg, um mit den dasigen Behörden eine Übereinkunft zu treffen, da die Stadt nicht vom Feinde besetzt war. Hier aber wurde er durch den Feldmarschall Wrangel in seinem Vorhaben unterbrochen, indem derselbe ihn bat, schleunig nach Rain zu marschiren, wo er einen bedeutendern Widerstand gefunden, als er vermuthet hatte. Die Wegnahme von Rain wurde nun zwar hierdurch befördert, allein Augsburg mittlerweile vom Feinde besetzt, welcher sich von Memmingen aus mit 1500 Mann in diese Stadt geworfen hatte. Napoleon macht dem Marschall den nicht ungegründeten Vorwurf, dass er nach Rain marschirt sei und darüber Augsburg verloren habe, weil es immer noch Zeit genug gewesen sei, nach Rain zu gehen, und er auch allenfalls diesen Posten habe entbehren können. Durch die Nachgiebigkeit Türenne's gegen die ihm von Wrangel gemachten Vorstellungen, fiel allerdings Augsburg dem Feinde in die Hände, und der Erzherzog bekam dadurch Zeit, mit seiner Armee heranzukommen. Der Grund, aus welchem der Marschall dieses Versäumniss zu entschuldigen sucht, da er anführt, Wrangel habe ihn vielleicht bloss deshalb nach Rain zu kommen vermocht, damit Augsburg nicht eher als jener Ort besetzt werde, und die Franzosen hierdurch nicht veranlasst würden, einen Gouverneur daselbst zu etabliren,

worauf die Schweden Ansprüche gemacht hätten, da Augsburg vormals dem König Gustav Adolph gehuldigt habe: dieser Grund vermag jedoch ohne Zweifel den Vorwurf nicht zu mildern.

Um dies Versehen wieder auszugleichen, beschlossen beide Marschalle, sogleich wieder über den Lech zurückzugehen und Augsburg zu belagern, obgleich nur noch sieben bis acht Tage übrig waren, ehe die feindliche Armee ankommen konnte. Es wurden hierauf an zwei Seiten von den Franzosen und von den Schweden die Laufgraben eröffnet; allein man fand an dem breiten und tiefen Graben nicht nur ein grosses Hinderniss, sondern es fehlten auch alle Belagerungsbedürfnisse, vorzüglich Geschütze. Dessen ungeachtet waren die Arbeiten bei einem Verlust von 5 bis 600 Mann bis an den Hauptgraben vollendet worden, als die Nachricht eintraf, dass die feindliche Armee nur noch zwei Stunden von Augsburg stände.

Obgleich Türenne und Wrangel entschlossen waren, die Belagerung nur im äussersten Nothfall aufzuheben, so konnten sie dieselbe dennoch nicht länger fortsetzen, als der Feind, welcher durch Franken und die Oberpfalz marschirt war, auf dem jenseitigen Ufer des Lechs erschien. Um dies bewerkstelligen zu können, hätten sie früher ihm entgegengehen und ihn schlagen müssen, worüber in den Memoiren des Marschalls nichts bemerkt wird, vermuthlich weil man gehofft hatte, den Platz in kurzer Zeit erobern zu können. Die auf dem rechten Ufer des Lechs stehenden Posten (denn Augsburg, welches in einiger Entfernung

vom Fluss liegt, war nur auf dem linken Ufer durch die vereinigte Armee berennt worden) geriethen daher in grosses Gedränge; der Raum zwischen dem Lech und der Festung wurde durch das feindliche Feuer unhaltbar gemacht, und man war nach einigen vergeblichen Versuchen den Feind von dem Fluss zurückzuhalten, welche sogar beide Marschalle an der Spitze von 2000 Pferden und einiger Infanterie unternahmen, genöthigt die Belagerung aufzuheben, welches mit aller Ordnung bewerkstelligt wurde. Eine Stunde von Augsburg marschirte die Armee wieder auf; alsdann zog sie sich weiter zurück und nahm am folgenden Tage ein Lager bei Lauingen, welche Stadt befestigt wurde, da ihre Lage vorzüglich dazu geeignet schien.

Die kaiserliche und baierische Armee unter dem Erzherzog Leopold stand nunmehr zwischen Augsburg und Landsberg auf dem rechten Lechufer bei Möhringen und Steinheim, in welchem Lager die Baiern mit Remonte, Waffen und Bekleidungsbedürfnissen reichlich versehen wurden. Sie marschirte hierauf im November nach der Gegend von Memmingen, und Türenne, der die möglichen Fälle im Voraus zu bedenken gewohnt war, wurde bald gewahr, dass wenn der Erzherzog sich Ulm nähere, er die Absicht haben könne, innerhalb des Raums den die Plätze Augsburg, Ulm, Tübingen und Heilbronn umschliessen, aus denen er seine Bedürfnisse aller Art ziehen und sich zwischen ihnen bewegen konnte, die französich-schwedische Armee von Lauingen ab und nach Franken zurück zu manoeuvriren. Es war dies um so möglicher,

da der Erzherzog eine stärkere Armee als Türenne und Wrangel hatte, und bei Lauingen alle Fourage aufgezehrt worden war. Alsdann gingen die Posten von Lauingen, Rain, Schorndorf und Nördlingen, sowie der ganze Feldzug verloren, und die Armee hätte sich nirgends erholen oder zum künftigen Feldzuge ausrüsten können.

Türenne und Wrangel sahen beide im Voraus, dass von dem Entschluss den sie jetzt fassen würden, der Ausgang des Kriegs in Deutschland abhängig werden konnte, und beschlossen deshalb gegen den Feind bei Memmingen zu marschiren, unerachtet ihre Truppen sehr geschmolzen waren und es ihnen an Pferden, Waffen und Bekleidung fehlte. Sie wollten den Feind entweder angreifen, oder wenigstens in seiner Nähe beurtheilen können, was von ihnen unternommen werden könne. Derselbe befand sich jetzt in der Gegend von Kirchheim.

Am 5ten November brach die Armee von Lauingen auf, machte einen kleinen Marsch, und näherte sich am folgenden Tage der feindlichen Armee bis auf eine Stunde Weges, welche ruhig in ihrem Lager stehen blieb. Da dieselbe grosse Defileen und Moräste vor ihrer Fronte hatte, so war ein Angriff einer solchen Stellung nicht gut möglich. Türenne und Wrangel liessen daher 2000 Pferde als ein Avantcorps vor dem Feinde stehn, und marschirten hinter jenem unbemerkt links ab nach Landsberg, welches an demselben Tage, den 7. erreicht wurde, und wo der Feind die Brücke über den Lech, wahrscheinlich zu

eignem Gebrauch hatte stehen lassen. Hierdurch befand die französisch-schwedische Armee sich im Rükken der feindlichen, und der Eintritt in Baiern stand ihr offen. Es wurden 3000 Pferde bis gegen München an dem folgenden Tage vorgeschickt, wodurch der Churfürst sehr beunruhigt, und mit Recht gegen seine Generale und den Erzherzog aufgebracht wurde, von denen er gar nichts erfahren hatte. Dies soll die Veranlassung des Separat-Friedens geworden sein, den der Churfürst bald darauf abschloss.

In Landsberg, welcher Ort mit 100 Pferden besetzt war, fand man grosse Magazine, und der Feind, der den Marschallen nun nicht unmittelbar folgen konnte, sah sich endlich genöthigt, auf Augsburg sich zu bewegen, aber der Uebergang über den Lech wurde ihm an mehreren Orten durch detachirte Truppen streitig gemacht. Die feindliche Armee gerieth nun sogar wegen ihrer Subsistenz in Verlegenheit und passirte endlich zwischen Augsburg und Rain, bei Thürhaupten, den Lech. Die französich-schwedische Armee blieb bis zum 23ten November auf dem rechten Ufer dieses Flusses stehen, welche Zeit wahrscheinlich zu vorläufigen Friedens-Negociationen verwendet wurde. Der Erzherzog Leopold war unterdess mit den kaiserlichen Truppen nach Regensburg marschirt und liess die Baiern in ihrem Lande stehen.

Hiermit endete eigentlich der Feldzug in Baiern, über dessen letztere Ereignisse das Urtheil Napoleon's angeführt zu werden verdient, da derselbe nach seinen grossen Erfahrungen ohne Zweifel im Stande

war zu entscheiden, wenn er wollte, welches Benehmen eines commandirenden Generals vorzugsweise einer Anerkennung und daher unserer besondern Beachtung würdig ist. Er sagt:

„Les manoeuvres pour déposter l'archiduc de son camp entre Memmingen et Landsberg, sont pleines d'audace, de sagesse et de génie; elles sont fécondes en grands résultats, les militaires les doivent étudier."

Hiermit wird Jedermann einverstanden sein, dem man eine Competenz des Urtheils zutrauen darf. Andern hingegen wird es schwer fallen, in den drei Märschen von Lauingen bis Landsberg so viel verborgen zu glauben, wie sie freilich nicht fassen können. Hätte aber Türenne auch nichts weiter gethan, als diese Bewegung nebst der am Anfang des Feldzugs, als er den Feind über Bonameis an der Nidda umging, entworfen und ausgeführt zu haben, so würde er dadurch schon einen Platz unter den ausgezeichnetsten Generalen seiner Zeit und selbst der Nachwelt einnehmen, denn schwerlich möchten sich unter unsern Zeitgenossen Viele finden, die ihn durch die That, und nur in diesen zwei Märschen, zu überbieten fähig wären.

Da die kaiserlichen Truppen sich zurückgezogen hatten und der Churfürst von Baiern zum Frieden geneigt war, so brach die französisch-schwedische Armee von Landsberg nach Memmingen auf, in der Absicht, so lange als möglich auf dem linken Donauufer, der bessern Verpflegung wegen, zu bleiben. Das französische Corps breitete sich links gegen jenen Strom,

das schwedische rechts bis gegen den Bodensee aus. Die Schweden nahmen Bregenz und Meinau weg; Lindau leistete Widerstand. Die Franzosen setzten sich in den Besitz vom Tübinger Schloss, und ein feindliches Corps, welches sich bei Rain versammelte, wurde durch Türenne und Wrangel mit 6000 Pferden angegriffen, und mit grossem Verlust zurückgeschlagen.

Endlich wurde in Ulm ein Friedens-Congress zwischen den französischen und schwedischen Abgeordneten einer Seits, und den baiersichen anderer Seits versammelt, während die Armeen in der Nähe cantonirten. Der Abschluss der Verhandlungen erfolgte jedoch erst im März des folgenden Jahrs, und enthielt; dass der Churfürst sich gänzlich von der Verbindung mit dem Kaiser trennen wolle; dass Lauingen, Gundelfingen, Höchstädt, Ulm und Donauwerth, nebst den dazwischen liegenden Orten, von den Franzosen besetzt bleiben sollten, wodurch Türenne sich für den Fall zu sichern suchte, wenn der Churfürst abermals geneigt würde, sich mit dem Kaiser zu verbinden. Die Schweden behielten Memmingen und Ueberlingen, nebst dem Landstrich auf dem linken Ufer des Lechs besetzt.

Vierter Feldzug, 1647.

Der Zuschnitt zu einem entscheidenden Feldzuge war durch den Marschall Türenne gemeinschaftlich mit dem schwedischen Feldmarschall Wrangel auf das Vor-

theilhafteste vollendet worden; allein die Politik des französischen Hofes verdarb, was das Schwert erkämpft hatte, und Türenne sah sich aller Früchte seiner Anstrengungen beraubt. Folgendes war die Lage der Dinge, und der Verlauf der Ereignisse.

Die kaiserliche Armee bestand nach dem Abzuge der Baiern aus 5000 Mann Infanterie und 6000 Pferden; die französischen und weimarischen Truppen, welche vollzählig gemacht worden waren, beliefen sich nebst den Schweden unter Wrangel und Königsmark, auf 14,000 Mann Infanterie und 20,000 Pferde Kavallerie. Solche Uebermacht der Alliirten würde der kaiserlichen Armee schwerlich verstattet haben im Felde zu erscheinen; aber eben aus diesem Grunde beschloss Mazarin, alle Truppen unter dem Marschall aus Deutschland abzurufen, weil er den Kaiser, als Oberhaupt der katholischen Stände, nicht gänzlich unterdrückt sehen wollte, indem, wie man glaubte, von dessen Erhaltung die Beschützung der katholischen Religion abhängig sei. Der Cardinal und mit ihm viele Diplomaten der römischen Kirche, wollten deshalb die Partei der Protestanten, (zu welchen Türenne selbst gehörte) nicht zu mächtig werden lassen, wozu sie durch die Politik des Vatikans aufgefordert wurden; und da die französische Armee in Flandern durch den Abmarsch des Herzogs von Enghien, nunmehrigen Prinzen von Condé, nach Catalonien, sehr vermindert worden war, so wollte der Cardinal den Marschall Türenne nebst seiner Armee dorthin schicken, wodurch zugleich dem Kaiser Luft verschafft werden konnte.

eignes Schreiben die dem Marschall bereits zugegangenen Befehle. Es blieb ihm daher nichts übrig, als dieselben ungesäumt zu vollziehen.

Türenne hatte sich auf diesen Abmarsch durch die Wiederbesetzung der in der Gegend des Rheins von dem Feinde eroberten Posten, Höchst, Steinheim, Aschaffenburg und andere, vorzubereiten gesucht. Er ging alsdann bei Philippsburg mit der ganzen Armee über den Rhein, und marschirte nun in die Gegend zwischen Strasburg und Savern.

Am folgenden Tage verweigerte das Regiment des Generals Rosen weiter zu marschiren und die anderen deutschen Kavallerie-Regimenter folgten diesem Beispiele, unerachtet der Marschall Alles anwendete, um sie zum Abmarsch zu vermögen. Die französischen Truppen setzten unterdess ihren Weg fort. Die Commandeure der weimarischen Truppen kamen darauf am folgenden Tage zu dem Marschall, und verlangten den ihnen rückständigen sechsmonatlichen Sold, den er ihnen jedoch zu zahlen ausser Stande war, weshalb alle vermittelnden Schritte zu Nichts führten, und Türenne mit einem Theil seiner Truppen umzukehren genöthigt war. Er kam in dem Augenblicke an, als die Aufrührer nebst dem General Rosen wieder über den Rhein zurück gingen, und hatte Gelegenheit sie mit Vortheil anzugreifen, da sie in grosser Unordnung waren. Allein es widerte ihn eine solche Massregel an, unerachtet das Benehmen des Generals Rosen, dem er immer wohl gewollt hatte, ihn sehr aufbringen musste.

Türenne begab sich nun in Person nach dem Quar-

tier dieses Generals auf dem rechten Rheinufer, und marschirte zwei Tage mit den Rebellen, suchte sie zu beruhigen und that, als ob nichts vorgefallen wäre. Auf diese Art kam er bis nach Ettlingen, acht Stunden von Philippsburg. Von letzterem Ort liess er ein Commando von 100 Musketieren kommen, welche mit Tagesanbruch vor dem Thor von Ettlingen stehen mussten, um den General Rosen zu arretiren, und ihn sogleich nach Philippsburg zu schicken, welches ohne Schwierigkeit ausgeführt wurde. Jetzt trennten sich die Aufrührer; ein grosser Theil erklärte sich für den Marschall, der grösste Theil aber verweigerte den Gehorsam und marschirte ab.

Der Marschall folgte ihnen mit allen Officieren und einigen Escadrons, erreichte sie zwischen Königshofen und Arnstein, griff sie an und nahm ihnen 300 Reiter als Gefangene ab, wobei 200 andere niedergehauen wurden. Der Ueberrest zerstreute sich, und ein grosser Theil nahm Dienste bei der schwedischen Armee.

Nach Beseitigung dieser verdriesslichen Angelegenheit, welche viel Zeit gekostet und des Marschalls Meinung in Betreff der weimarischen Truppen gerechtfertigt hatte, suchte er aus deren Ueberbleibseln die Regimenter so gut als möglich vollzählig zu machen, wobei demungeachtet deren zwei gänzlich eingingen, und marschirte darauf mit allen seinen Truppen nach dem Luxemburgischen, nachdem er die französische Kavallerie bereits früher nach Flandern abgeschickt hatte. Als er seinen Marsch vollendet hatte, erhielt

er von Hofe die Weisung nicht weiter zu rücken, sondern dort durch Wegnahme einiger feindlichen kleinen Posten die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen, wodurch letzterer genöthigt wurde, dem Marschall ein Corps von 5 bis 6000 Mann entgegenzustellen und seine Hauptarmee dadurch zu schwächen. Dies waren alle Vortheile die aus der jammervollen Politik des Cardinals Mazarin hervorgingen, durch welche einem erbitterten Feinde Luft gemacht, eine französische Armee den grössten Theil der Campagne unnütz beschäftigt, brauchbare Truppen aufgelöst, und die alliirten Schweden in die grösste Verlegenheit gebracht, geschlagen und zum Rückzug genöthigt wurden. Es lohnt der Mühe dies anzumerken, obgleich der Marschall Türenne in seinen Memoiren, welche eine Flut von Begebenheiten schildern, darüber hinweggeht. Denn kurzsichtige politische Meinungen beschränkter und unkriegerischer Machthaber, die sich in die Kriegführung mischen ohne dazu den Verstand zu haben, können das grösste Unglück über einen Staat bringen, in welchem den Feldherren, die dazu berufen sind die Lage der Umstände reiflich zu erwägen, nichts als die Ausführung unreifer oder übel ersonnener Entwürfe überlassen wird.

Während der Marschall Türenne im Luxemburgischen müssig bleiben musste, erfuhr er, dass der Churfürst von Baiern seine Armee mit der kaiserlichen wieder vereinigt und die Schweden nicht nur aus allen früher eroberten Landstrichen wieder vertrieben, sondern sie bis in das Braunschweigische verfolgt habe.

Der Hof befahl ihm daher aufs Neue nach Deutschland zurückzumarschiren. Dem geehrten Leser bleibe es überlassen zu erwägen, mit welchen Augen ein General wie Türenne, einen solchen, seine längst gehegten und geäusserten Ueberzeugungen bestätigenden Befehl betrachten musste *).

Der Marschall setzte sich daher sogleich in Bewegung, liess während des Marsches Frankenthal, welches die Garnison von Worms eingeschlossen hatte, deblockiren, marschirte gegen Mainz und nahm das Schloss Falkenstein weg. Bei Oppenheim liess er eine Brücke über den Rhein schlagen und nahm seine Quartiere im Darmstädtischen, während welcher Zeit der Monat Januar des Jahres 1648 herangekommen war. Es lag in seiner Absicht, die Schweden abzuwarten, welche aber jetzt noch nicht im Stande waren, mit ihrer sehr geschmolzenen Armee etwas zu unternehmen, zu deren Completirung und Remontirung sie Zeit bedurften. Türenne sah sich daher genöthigt, sich gegen Strasburg zurückzuziehen.

Fünfter Feldzug, 1648.

Der Marschall war eben im Begriff, nach Paris an den Hof zu reisen, als er benachrichtigt wurde, die Schweden befänden sich im Stande zu marschiren,

*) Wer etwa noch zweifeln sollte, dass die in der Einleitung zu dieser Schrift als gefährlich bezeichneten *opinions de robe* es wirklich sind, der mag sich durch das Benehmen des Cardinals Mazarin zu belehren suchen.

vorausgesetzt dass die französischen Truppen über den Rhein gehen und sich mit ihnen vereinigen würden. Dies war nicht so leicht zu bewerkstelligen, als es zu sein schien, da den Franzosen ebenfalls viele Bedürfnisse fehlten, und sie alsdann durch dasselbe gänzlich ausgesogene Land zurückkehren mussten, woher sie unlängst gekommen waren. Indess traf Türenne alle möglichen Anstalten dazu, ging im Februar bei Mainz über den Rhein und vereinigte sich in Franken mit den Schweden. Sein Corps bestand aus 4000 Mann Infanterie, 4000 Pferden Kavallerie und 20 Geschützen; die Schweden dagegen waren 4 bis 5000 Mann Infanterie und 8 bis 9000 Pferde Kavallerie stark. Früherhin hatte er, ohne dazu ausdrücklich autorisirt zu sein, dem Churfürsten von Baiern schriftlich angezeigt, dass er ihn feindlich behandeln werde, um durch eine solche unumwundene Erklärung die Fürsten Deutschlands und die Schweden, welche einem Gerücht Glauben beimessen konnten, als ob Baiern in Geheim mit Frankreich einverstanden wäre, zu beruhigen. Diese Maasregel wurde von dem Cardinal Mazarin gebilligt.

Die vereinigten französischen und schwedischen Truppen gingen hierauf über den Main, während die kaiserliche und baierische Armee nach der Donau zurückging und sich unter den Kanonen von Ingolstadt lagerte. Türenne und Wrangel folgten dem Feinde, waren aber über ihre fernern Operationen nicht völlig einverstanden. Wrangel wollte nach der Ober-Pfalz marschiren. Türenne glaubte sich nicht zu weit von Schwaben entfernen zu dürfen, woher er alle seine Bedürf-

nisse mit Sicherheit ziehen konnte. Da man sich hierüber nicht zu einigen vermochte, trennte man sich, jedoch ohne deshalb das gute Vernehmen gestört zu sehen. Türenne marschirte nach Franken und dem Bisthum Bamberg und blieb also den Schweden ziemlich nahe, indem er voraussah, dass sie nicht für sich allein nach Böhmen gehen konnten.

Diese Voraussetzung bestätigte sich sehr bald, da Wrangel sich dem Marschall wieder näherte und endlich nach Uebereinkunft mit ihm, sich bei Rotenburg an der Tauber mit den Franzosen vereinigte. Beide marschirten nun nach dem Würtembergischen, um ihre Truppen bei Reutlingen und Göppingen in gute Quartiere verlegen zu können. Nach ungefähr drei Wochen erfuhr man, dass der Feind in der Gegend von Ulm stände, und es wurde beschlossen dorthin aufzubrechen. Die feindliche Armee ging bei vorgedachtem Ort über die Donau und bezog ein Lager in der Richtung zwischen Lauingen und Augsburg, etwas über zwei Meilen von der Donau. Die französisch-schwedische Armee rückte hierauf gerade nach Lauingen, von wo aus die commandirenden Generale mit 3000 Pferden eine Recognoscirung auf dem rechten Donau-Ufer unternahmen.

Nach einem Marsch von einer Stunde Weges, der sie durch einen Morast durchgeführt hatte, machten sie dieses schwierigen Terrains wegen Halt, und schickten eine Recognoscir-Patrouille näher gegen den Feind, um dessen Stellung so verdeckt als möglich in Augenschein zu nehmen. Sie erfuhren nach deren in zwei Stunden erfolgter Rückkunft, dass der Feind ganz

ruhig anderthalb Stunden von dort bei Zusmarshausen im Lager stehe, seine Pferde auf die Weide geschickt, sonst aber keine Patrouillen ausgesandt habe, durch die sie entdeckt werden könnten. Diese ausserordentliche Nachlässigkeit lud höchlich zu einem Ueberfall ein, wozu aber die mitgebrachten 3000 Pferde nicht hinreichten, wenn man ein grosses Resultat erreichen wollte. Es wurde daher beschlossen, mit dieser Kavallerie so viel als möglich rückwärts sich zu verbergen und der Armee den Befehl zu ertheilen, sogleich heranzumarschiren, ihr Fuhrwesen aber zurückzulassen.

Diesen Anordnungen gemäss, langten sämmtliche Truppen am folgenden Tage des Morgens um 2 Uhr an dem Ort an, wo sich die Marschalle befanden; die Franzosen marschirten an der Tête, deren Avantgarde aus tausend Pferden bestand. Der Marsch wurde gerade gegen die feindliche Stellung gerichtet.

Als man näher herankam, wurde das Lager durch den Feind selbst in Brand gesteckt, und es zeigten sich ungefähr dreissig Escadrons, welche einen Theil der Bagage zu decken schienen, die rückwärts nach einem Gehölz abmarschirte. Während man so rasch als möglich weiter vorging, zogen sich einige der feindlichen Escadrons näher an den Wald, und die 1000 Pferde der französischen Avantgarde fingen das Gefecht an. Da aber Infanterie im Walde war, und die feindliche Kavallerie zu rechter Zeit wieder Front machte, wurde die Avantgarde mehrmals zurückgeworfen. Das Kavallerie-Regiment Türenne rückte hierauf zu ihrer Unterstützung vor, und griff

die am Rande des Gehölzes stehende feindliche Infanterie mit Erfolg an, worauf ihre Kavallerie in grosse Unordnung gerieth. Es war dies die feindliche Arriergarde, welche Montecuccoli mit einer ausserordentlichen Gewandtheit anführte. Als endlich die französisch-schwedische Armee völlig herangekommen war und sich entwickelte, war es dieser Arriergarde beinahe unmöglich in Ordnung zu bleiben, und sie wurde bis jenseit des Gehölzes zurückgeworfen.

Hier führte der kaiserliche General Melander Graf von Holzapfel, 2000 Musketiere, einige Kavallerie und Artillerie, zur Unterstützung dieser Arriergarde herbei, welche Truppen auch die Angreifenden auf kurze Zeit zurückhielten. Allein Melander wurde todtgeschossen, und seine Kavallerie nach einem andern Gehölz jenseit der Ebene zurückgeworfen, dessen Lisière Infanterie besetzt hatte. Die Schweden umgingen indess die feindliche Infanterie, während die französische Kavallerie ihr jenseits in einem ebenen Terrain, durch welches sie sich zurückziehen wollte, in den Weg trat, wodurch sie völlig abgeschnitten wurde. Der Feind verlor mit diesen Truppen, acht Geschütze, viele Standarten und einen Theil seiner Bagage. Die französisch-schwedische Armee verfolgte die feindliche Armee an anderthalb Stunden weit. Ihre Kavallerie sammelte sich nach und nach; ihre Infanterie aber war schon viele Stunden weiter zurückgegangen.

Bei fernerer Verfolgung des Feindes, zeigten sich endlich einige Escadrons hinter einem Bach, welcher

sehr hohe Ufer, und keinen andern brauchbaren Uebergangspunkt hatte, als den, hinter welchem jene Kavallerie aufmarschirt stand. Dies verursachte einen Aufenthalt, bis die Artillerie herankommen konnte. Während dieser Zeit kamen drei feindliche Bataillons auf dem jenseitigen Ufer an, welche sogleich an Einschnitte zu ihrer Vertheidigung arbeiteten. Weiterhin sah man auf den entlegenen Höhen, Bagage und Truppen durch einander, in grosser Verwirrung. Endlich kamen von der erwarteten Artillerie 15 bis 20 Geschütze herbei. Mit diesen fing man an die feindliche Infanterie und Kavallerie, und zwar mit grosser Wirkung zu beschiessen, ohne dass demunerachtet diese Truppen, welche die Hälfte ihrer Leute verloren, den Platz wo sie standen verlassen wollten. Der Marschall bemerkt, dass man feindliche Escadrons gesehen habe, die von 120 bis 150 Pferde auf 50 bis 60 geschmolzen wären, und man wird geneigt, diese Truppen zu bedauern, denen nach der damaligen Art, nicht einmal einige Geschütze mitgegeben worden waren, ohne welche eine solche Ausdauer um so achtungswerther erscheint, da sie den Ueberrest der kaiserlichen und baierischen Armee vom Untergang rettete. Der General, welcher jene Truppen commandirte verdient daher genannt zu werden: es war der Herzog Ulrich von Würtemberg.

Als die Spitze der Infanterie herankam, versuchte das Regiment Türenne Infanterie, den Uebergang zu forciren. Allein dasselbe verlor 150 Mann und musste sich zurückziehen. Endlich, da sich nichts weiter aus-

richten liess, — denn es wird nicht bemerkt, ob ein Versuch, einen andern Uebergangsort zu finden, angestellt worden sei, etwas, das sich aber doch wohl mit Fug und Recht von Türenne voraussetzen lässt, — wurde man der Canonade mit so vielen Geschützen überdrüssig, welche in der Entfernung eines Musketenschusses, dem Feinde den eben erwähnten grossen Verlust zugezogen hatten. Es entstand eine Art von Stillstand des Gefechts. Wäre aber jene Artillerie, gleich unsrer heutigen bedient gewesen, so würde eine solche Pause vielleicht schon früher eingetreten, und von dem ganz von Artillerie entblössten Feinde, wenig übrig geblieben sein.

Man sah jetzt die feindliche Armee in einer Entfernung von einer halben Stunde, auf den Höhen sich formiren. Es kamen auch einige Truppen zu Ablösung der noch an dem Bache stehenden an, wurden aber grösstentheils bald durch einige Kanonenschüsse wieder zurückgejagt. Indess hatte die ganze französisch-schwedische Armee noch nicht herangezogen werden können; man war dem Feinde über vier Stunden weit gefolgt, und das Gros der Infanterie traf nicht eher als kurz vor einbrechender Nacht ein. Es war daher nicht möglich, nach des Marschalls eigenen Worten, den Uebergang über jenen Bach noch an diesem Tage zu erzwingen. Der Feind aber zog sich, sobald es finster geworden war, mit seiner Armee gegen Augsburg, ungefähr zwei Stunden von dem Ort, wo er stand, zurück, und ging daselbst über den Lech.

Am folgenden Tage blieb die französisch-schwedi-

sche Armee stehen, und marschirte des Tags darauf nach Rain, welcher Ort von den Baiern besetzt war. Der Feind verbrannte die Brücke und besetzte mit seiner Armee denselben Posten, welchen Tilly ehedem vertheidigt hatte. Nach einem Gefecht welches bis in die Nacht dauerte, zog derselbe sich jedoch in der Stille ab und marschirte nach München.

Hierauf musste die Kavallerie durch eine Furt, die Infanterie aber über die wieder in Stand gesetzte Brücke den Lech passiren, und ein Detachement von 1000 Pferden den Feind verfolgen. Die Armee marschirte ohne sich vor Rain aufzuhalten, nach Neuburg und von dort nach Freisingen, während die Brücke von Rain mit 2000 Mann besetzt blieb. Die Marschalle versuchten nun mehrere Scheinübergänge über die Iser, und der Feind zog sich darauf hinter den Inn zurück, nachdem er starke Infanterie-Detachements nach München, Wasserburg und Ingolstadt geschickt hatte. Der Churfürst begab sich nach Salzburg und dann nach Tyrol.

Nunmehr ging die französich-schwedische Armee über die Iser, nachdem sie Landshut besetzt und die Brücke bei Freisingen abgebrochen hatte, vermuthlich weil der Uebergang bei Landshut, der Localität wegen, sicherer ist. Sie näherte sich über Aerding und Haag gegen Wasserburg, welcher Ort aber mit einer zu starken Besatzung versehen war, um ohne grosse Vorbereitungen angegriffen werden zu können. Deshalb marschirten Türenne und Wrangel den Fluss besser herunter nach Mühldorf, konnten aber daselbst eben so wenig die Iser passiren, da es ihnen an Brücken-

equipagen fehlte, und die Tiefe und Breite des Flusses die Erbauung einer Pfahlbrücke nicht verstattete. Der feindliche Widerstand auf dem jenseitigen Ufer war zu unbedeutend, und hätte ihnen kein Hinderniss entgegenstellen können.

Für die Verpflegung der Armee, wurde in dieser Zeit zwar reichlich gesorgt, allein das Land auch hart bedrückt, vielleicht härter als es zur Zeit Gustav Adolphs geschehen war. Die Erinnerung an Türenne und Wrangel verwischte daher das Andenken an die Anwesenheit des grossen Königs, dessen Namen man auf eine feindselige Weise in die Litaneien gesetzt hatte. Sehr viel wäre daran gelegen gewesen, wenn die verbündeten Generale den Inn hätten überschreiten und dadurch den Kriegsschauplatz nach Oberösterreich versetzen können. Allein ein eignes Geschick schien die kaiserlichen Erbstaaten vor solchen Invasionen zu bewahren, welche um so gefährlicher werden konnten, da die dasigen Einwohner zur Empörung geneigt waren. Auch dieses Mal war dies der Fall, da der Fürst Piccolomini und der baierische General Enkefort mit frischen Truppen und einem Theil der zusammen gezogenen Garnisonen bei Vilshofen und bei Passau, zusammen mit 9 bis 10000 Mann Infanterie, 15000 Pferden und vielem Geschütz, über die Donau gingen, und sich der französisch-schwedischen Armee bis Eggenfelden näherten, welches von Mühldorf ungefähr 6 Stunden entfernt ist. Dies veranlasste die commandirenden Generale derselben, wieder nach der Iser zurückzumar-

schiren, und bei Dingelfing ein Lager zu beziehen. Oberösterreich blieb dadurch verschont.

Die feindliche Armee ging nun ebenfalls nach der Iser zurück und setzte sich bei Landau. Beide gegeneinander stehende Theile verschanzten sich, und die Schweden schlugen eine Brücke über den Fluss. Ein solches Verschanzen, scheint mehr ein Gebrauch der damaligen Kriegführungsart gewesen, als durch besondere Umstände veranlasst worden zu sein, giebt indess zu dem Gedanken Veranlassung, als ob die Generale Willens waren, in ihren Stellungen den Feind stehenden Fusses zu erwarten, welches wenigstens die Absicht des Marschalls Türenne nicht sein konnte, da er gewohnt war dem Angriff den Vorzug vor der Vertheidigung zu geben. Dergleichen militairische Moden (wie späterhin die grossen Linien, z. B. die von Weissenburg und von Stolhofen), wenn sie nicht auf sehr solide Gründe basirt sind, halten nur eine Zeit lang vor, und sind sehr von der eigentlichen Methode der Feldherren zu unterscheiden, weil diese aus einem ganz anderen Geist hervorging und gerechtere Ansprüche auf Anerkennung hat, als die Einmischung fremdartiger Hülfsmittel, von deren untergeordnetem Werth die Nachwelt sich bald hat überzeugen lernen.

In der oben erwähnten Stellung blieb man bis zum Anfang des August stehn; alsdann rückte der Feind noch etwas näher nach dem Dorf Mainingen vor, griff auch einen jenseit der Iser stehenden schwedischen Posten an, ohne ihn wegnehmen zu können. Eben so wenig für das Ganze des Feldzugs entscheidend war

eine Unternehmung Wrangel's, welcher über die Iser ging und das feindliche Lager kanonirte, worauf der Feind das Lager Türenne's zwar angriff, aber zurückgeschlagen wurde. Dergleichen Auftritte, welche nicht ohne Verlust von beiden Seiten stattfinden konnten, zeigten mehr den Unternehmungsgeist der Generale, als dass daraus weitere Folgerungen gezogen werden könnten. Der Feind zog sich hierauf nach seinem alten Lager zurück, und es lässt sich nicht absehen, aus welchen Gründen er dasselbe verlassen hatte.

Eingreifender war eine Expedition des Generals Königsmark geworden, welcher kurz nach dem Treffen von Zusmarshausen nach Böhmen marschirt war, und sich in den Besitz von Prag gesetzt hatte. Dies nöthigte Piccolomini einige Truppen nach Böhmen zu detaschiren. Endlich, gegen Ende Augusts, nachdem die französisch-schwedische Armee die dasige Gegend ausgezehrt hatte, marschirte sie über Landshut nach Mösburg in ein Lager zwischen der Iser und der Mündung der Amber, während der Feind sich gegen die Vils wandte, und Landshut besetzte. Am 30. September verliess sie Baiern, da der Spätherbst sich näherte und den Operationen ein Ende machte. Napoleon setzt hinzu, „dass Türenne in einem so entlegenen Lande nicht überwintern, und desshalb sich den Grenzen Frankreichs, nach dem Gebrauch jener Zeit habe nähern wollen," ein Grund, der um so wahrscheinlicher ist, als der Marschall von dem nahen Abschluss des Friedens unterrichtet sein konnte, wenn gleich sich einwenden lässt, dass seine Absicht mehrmals gewesen

war, in Schwaben seine Quartiere zu nehmen*), und überhaupt den Winter jedesmal in einer solchen Gegend zuzubringen, in welcher er seine Armee für den folgenden Feldzug ausrüsten, und zu den für nöthig erachteten Unternehmungen im künftigen Feldzuge übergehen konnte.

Der Feldmarschall Wrangel hatte zwischen Dachau und München noch ein unglückliches Gefecht zu bestehen, und die Armee passirte dann bei Lichten und Haltenberg den Lech, worauf sie bei Schwäbisch-München den 11ten October ein Lager bezog. Der Feind war derselben langsam bis an den Lech gefolgt. Alsdann marschirten die verbündeten Generale nach Donauwerth, gingen dort über die Donau, und wendeten sich gegen Eichstädt und die Oberpfalz. Nach geschlossenem Frieden, welcher durch den Feldzug in Baiern sehr befördert wurde, marschirte Türenne nach Schwaben, und Wrangel zog sich in die Gegend von Nürnberg zurück.

In den Bemerkungen, welche Napoleon über diesen Feldzug angestellt hat, führt derselbe an, „dass Türenne in diesem Jahre und i. J. 1646 Deutschland in allen Richtungen mit einer Beweglichkeit und mit einer Kühnheit durchzogen habe, welche gegen die Art, mit der seit jener Zeit der Krieg geführt worden sei, sehr contrastire. Es käme dies von seiner Gewandtheit und von den richtigen Grundsätzen seiner Methode her, wie

*) Woselbst er sie späterhin auch wirklich nahm. Ob hieraus gerade ein Gebrauch gefolgert werden kann, möge unentschieden bleiben.

auch von dem Anhang und von der Theilnahme, die er überall unter den Einwohnern gefunden habe, weil Deutschland in zwei Religions-Parteien getheilt gewesen sei, von denen die Protestanten unter französischem Schutz gestanden hätten."

Der geehrte Leser wird ohne Zweifel dasjenige, was insbesondere den Talenten des Marschalls Türenne beigemessen werden muss, von demjenigen abzusondern wissen, wodurch seine Kriegführung sehr erleichtert werden konnte, nämlich die Art, mit welcher er seine Truppen grösstentheils von den Ländern verpflegen liess, in denen der Kriegsschauplatz aufgeschlagen war. Dies scheint Napoleon vorzüglich gemeint zu haben, und dies ist das von ihm selbst bei seinen raschen Zügen in Anwendung gebrachte Requisitions-System, welches ohne Frage schon lange vor Türenne bekannt war.

Türenne konnte diese Verpflegungsart bei der geringen Stärke seiner Truppen in den Jahren 1646 und 1648 ohne Schwierigkeiten eintreten lassen, wiewohl er ihre Nachtheile bei Rückzügen schon früher kennen gelernt hatte, und bei einem Stillstand der Operationen sehr für die Anhäufung der Subsistenzmittel sorgte. Als aber in neuerer Zeit die Armeen sehr gross wurden, fand das Requisitions-System Hindernisse, sobald die Bewegungen der Armeen ins Stokken geriethen, und eine vielleicht zu weit getriebene Vorsorge für die Schonung der Länder, hinderte auch da jene Verpflegungsart eintreten zu lassen, wo sie möglich gewesen wäre. In späterer Zeit beschränkte

man sich also nur in den dringendsten Fällen, von ihr Gebrauch zu machen, und erschwerte allerdings durch eine zu weit getriebene Sorgfalt für die Sicherheit der Verpflegung, die Operationen, welche von den Armeen ohne eine solche Fessel hätten ausgeführt werden können. Die Gewaltthätigkeit der Revolutionskriege führte endlich auf jene freie Verpflegungsweise zurück, und das Vorurtheil übersah, dass sie nur bei einem raschen Gang glücklicher Ereignisse ihre volle Anwendung finden konnte, bis das den Kaiser Napoleon selbst betroffene Unglück auf die Mittelstrasse hinwiess, welche eine Verbindung des Requisitions-Systems mit dem Magazinal-System nothwendig macht. Dieser Gegenstand kann hier nicht umständlich abgehandelt werden, obgleich es nicht am unrechten Ort sein wird, einige wenige Gründe anzugeben, welche das Requisitions-System in ein helleres Licht setzen, und dessen Anwendbarkeit bedingen können.

Wenn für eine Armee auf gewissen Punkten des Kriegstheaters, es sei auf welche Art es wolle, Magazine angelegt werden, so müssen die Subsistenzmittel bei einer Entfernung von diesen Magazinen der Armee nachtransportirt werden. Von den damit verbundenen Inconvenienzen wird dieselbe befreit, wenn sie die jedesmalige Verpflegung unmittelbar aus der Gegend beziehen kann, in der sie sich befindet, oder aus welcher sie zu ihren ferneren Operationen übergeht. Diese klare, obgleich bekannte Vorstellung von der Natur des Requisitions-Systems, verdient deshalb

einer Erwähnung, weil sie mit der Anwendbarkeit desselben zusammenhängt.

Denn, bleibt die Armee eine Zeit lang stehen, alsdann wird eine Anhäufung der Subsistenzmittel nothwendig werden, und man sich dem Magazinal-System nähern. Bewegt sich aber die Armee, alsdann wird man ihre Verpflegung, vor der Bewegung bis dahin sicher stellen müssen, dass neue Veranstaltungen zu derselben getroffen werden können. Geschieht dies letztere nicht, so wird man Mangel leiden, und durch denselben werden die Bande der Disciplin aufgelöst werden. Dies war eine Hauptursache der Auflösung der französischen Armee im Jahre 1812, wozu noch die Strenge der Jahreszeit und die von Hause aus erschlafften Disciplinar-Verhältnisse kamen. Unter jenen Umständen war schon beim Vorgehen nach Moskau die Anwendung des Requisitions-Systems um so schwieriger, als zur Beschaffung der Bedürfnisse in einem nicht sehr bevölkerten Lande, ein zu grosser Raum erfordert wird, aus welchem dieselben herbei getrieben werden müssen, und der sich, wenn nicht unzählbare Commando's zur Beherrschung desselben ausgeschickt werden sollen, durchaus nicht auf gleiche Art behandeln lässt, als ein mässiger, von einer bedeutenden Bevölkerung bewohnter und sehr angebauter Landstrich. Eine solche Berücksichtigung des Raumes, und der darauf vorhandenen Vorräthe, findet in sehr cultivirten Ländern bei Verpflegung grosser Armeen, zwar immer noch ihre Anwendung, verschwindet aber fast ganz, wenn von kleinen Corps

die Rede ist, wie die Armeen des siebzehnten Jahrhunderts waren. Indess liegt die Schwierigkeit des Requisitions-Systems keinesweges bei Kriegen in dem mittleren und südlichen Europa darin, die Kräfte der Länder dabei in Anschlag zu bringen, sondern in der prompten und ordnungsmässigen Beschaffung der Subsistenz, welches beides mit einander verbunden sein muss, wenn das Requiriren nicht in eine Selbstverpflegung der Truppen ausarten soll, die man als eine heillose Massregel aus dem Grunde betrachten muss, weil dadurch ein Land, aus welchem viele Erhaltungsmittel auf längere Zeit hätten gezogen werden können, in kurzer Zeit ausgesogen und unbrauchbar werden, zugleich aber die Handhabung der Ordnung in der 'Armee untergraben würde, ohne welche keine glückliche Kriegführung möglich ist.

Die Ausführung des Requirirens, bei welcher der Bedarf den Landesautoritäten angezeigt, ihnen dessen Vertheilung und Lieferung nach Ort und Zeit aufgegeben und beaufsichtigt wird, ist bekannt und kostet auf Seiten des fordernden Theils wenig mehr Mühe, wenn von der Verpflegung von 10000 Mann die Rede ist, als wenn 100,000 Mann verpflegt werden sollen. Es kommt nur darauf an, bei den Anordnungen mit Beziehung auf die Orte, wohin geliefert werden soll, und auf die Zeit, in welcher die Lieferung vollendet sein muss, die nöthigen Berücksichtigungen Statt finden zu lassen, wobei allerdings das Beste der Armee die Richtschnur bleibt, und der grössere oder geringere Druck des Landes ganz dem Vorstande der Verpflegungsangelegenheit überlassen werden muss. Der

commandirende General sieht sich in dieser Beziehung von seinem Verpflegungs-Director abhängig und muss den Grad der Strenge, mit welcher das Geschäft betrieben wird, auf seine Rechnung gesetzt sehen, ohne oft daran den geringsten Antheil zu haben, weil er sich selbst damit nicht befassen kann, unerachtet man ihm den Entwurf dazu vorlegen muss.

Eine Hauptsache hierbei bleibt allemal die Zeit, welche zum Requiriren übrig ist, und die Sorge, diese Zeit nicht zu klein anzunehmen, weil bei dem Mangel der Magazine alle Gräuel der Selbstverpflegung sonst eintreten würden. Das Requisitions-System wird daher, — welches sehr wichtig zu bemerken ist — jedesmal von der Zeit abhängig werden, welche zu dessen Ausführung verwendet werden kann; es wird sich indess diese Zeit auch jedesmal vorher bestimmen lassen, so lange von einer fortschreitenden Bewegung der Armee, es sei vorwärts oder zur Seite, die Rede ist. Nur bei kleinern Detachements, welche sich in irgend einer Richtung von der Armee entfernen müssen, wird die theilweise Verpflegung von den betreffenden Ortschaften Statt finden und mit Ordnung erhoben werden können, während bei einer mangelhaften Berücksichtigung der Zeit in Beziehung auf die Verpflegung der ganzen Armee, man Gefahr laufen würde, die Selbstverpflegung für das Ganze eintreten lassen zu müssen. Selbst dies würde jedoch bei jedem Vorschritt in das feindliche Land, allenfalls auf kurze Zeit noch ohne Folgen bleiben, wenn dabei eine strenge Ordnung gehörig gehandhabt wird. Soll

aber bei einem Rückzuge requirirt werden, und fehlt dazu wie gewöhnlich die Zeit; alsdann kann daraus der Untergang der Armee erfolgen, wenn dieselbe auf gar keine Magazine trifft, aus welchen die Verpflegung für den Augenblick gesichert ist und unter deren Beistand sich so viel Zeit gewinnen lässt, um sie für die Folge sicher zu stellen. Die Bestimmung der Zeit bei Rückzügen ist aber in der Regel schwerer, als bei dem Vorgehen und bei Successen.

Es scheint daher, dass bei Anwendung des Requisitions-Systems zugleich im Rücken einer vorwärts marschirenden Armee, Magazine angelegt werden müssen, damit die Verpflegung durch solche feste Punkte basirt werden könne, und dass damit im eignen Lande für den Fall angefangen werden muss, wenn der Krieg in der nächsten Nachbarschaft geführt werden soll. Selbst Napoleon hatte in Wilna und in Smolensk dergleichen Anordnungen getroffen; allein theils lagen sie zu weit von der Armee entfernt, theils hinderte die aufgelöste Disciplin den ordnungsmässigen Empfang, und ein grosser Theil wurde vergeudet. Solche Reserve-Magazine würden aber auch Besatzungen zu ihrer Sicherstellung nöthig machen, und dadurch der Armee einige Abtheilungen entziehen, so wie den Ländern des Kriegsschauplatzes eine doppelte Last auflegen, welches beides jedoch nicht zu ändern ist, und durch andere Vortheile, namentlich durch Abkürzung der Operationen, und dadurch der Feldzüge und der Kriege, aufgewogen werden würde.

Hieraus entsteht eine Verbindung des Alten mit

dem Neuen und der Magazin-Verpflegung mit der Requisition. Die Magazine würden nur als sichere Depots betrachtet werden müssen, aus denen man in ausserordentlichen Fällen die Subsistenz beziehen könnte, die Regel der currenten Verpflegung aber, die Beschaffung aus den Ländern des Kriegstheaters bleiben. Bei Anordnung dieser Art, wird nun noch die Lage der Magazine in Beziehung auf die Armee zu berücksichtigen sein, und in welcher Entfernung bei dem weitern Vormarsch eine neue Magazin-Basis nothwendig werden würde. Hieraus folgt aber keineswegs, dass ein solcher Zwischenraum mit den ehemals für nöthig erachteten geringen Entfernungen eine Aehnlichkeit habe, weil die Herbeischaffung der Verpflegung aus den Depots zur Armee, um so mehr dem Lande zur Last gestellt werden darf, als bei Eintritt der Verpflegung aus den Magazinen, die Requisitionen zum grösstem Theil aufhören können, und allenfalls nur in Fällen wo es nöthig ist, zu Ergänzung der Depots erfordert werden.

Die Verpflegung lediglich aus Magazinen, ist zu schwerfällig; das Requisitions-System, offenbar nicht in allen Fällen anwendbar, wenn man sein eignes Bestes im Auge behalten will. Es muss sich daher aus beiden ein drittes construiren lassen, welches die Vortheile beider vereinigt, und hierüber hat das Vorstehende einige Gedanken enthalten sollen.

Die Abstractionen, welche sich hieraus ergeben, sind:

1) Eine Magazin-Basis, wie solche Napoleon am Rhein in Mainz und Coblenz; an der Elbe, in Magde-

burg, Wittenberg und Dresden; an der Oder in Stettin, Cüstrin und Glogau, und an der Weichsel in Danzig, Marienwerder und Thorn anlegte.

2) Die Anwendung des Requisitions-Systems bei allen Offensiv-Operationen vorwärts und zur Seite.
3) Die gemischte Verpflegung durch Magazine, und deren Ergänzung bei dem Stillstand der Operationen.
4) Das Requisitions-System, so lange es anwendbar ist, bei Rückzügen; endlich
5) das Magazinal-System bei allen letzten Zufluchts-Stellungen, wenn kein anderes Hülfsmittel übrig bleibt. Dies letstere setzt eine grössere Ausdauer voraus, als der Feind wegen der Subsistenz zu ertragen im Stande ist, die Vertheidigungsfähigkeit der Localität ebenfalls vorausgesetzt, und kann nicht als ausser der Möglichkeit betrachtet werden.

Die weitere Bearbeitung dieses Stoffes, bleibe dem Ermessen des geehrten Lesers anheim gestellt.

1649.

Nach dem abgeschlossenen westphälischen Frieden, hatte der Marschall Türenne seine Armee in Schwaben und nach dem Würtembergischen verlegt und blieb während des Winters bei derselben. Unterdess dauerte der Krieg gegen die Spanier in Catalonien und in Flandern nicht nur fort, sondern es entstanden auch innere Unruhen in Frankreich. Die Königin Regentin, Anna von Oesterreich, verliess nebst dem mi-

minderjährigen König und dem Cardinal Mazarin, Paris, während die Oberhäupter der Fronde daselbst verblieben. Die Königin zog unter dem Prinzen von Condé eine Arme zusammen, mit welcher die Hauptstadt eingeschlossen und ausgehungert werden sollte.

Türenne, dessen Bruder der Herzog von Bouillon, einer der Chefs der Fronde war, wurde durch den Cardinal, seiner Gesinnungen wegen sondirt, schrieb ihm aber ganz offen, dass wenn er bei einer solchen Verfahrungsart bliebe, er durchaus nicht auf seine Mitwirkung rechnen möge. Franreich stellte in jener Zeit das Bild einer Monarchie dar, in welcher der wahre Souverain fehlt, in welcher ein Fremder das Steuerruder des Staates in Händen hat, und wo die wahren Patrioten selbst irre geführt werden können. In einen solchen Irrthum verfiel der Marschall Türenne, und die Umstände so wie seine Verhältnisse verleiteten ihn, auch da in demselben zu verbleiben, wo es besser gewesen wäre, da er nicht neutral bleiben konnte, wenn er sich ganz zurückgezogen und den Schauplatz verlassen hätte.

Seine Art, die Angelegenheiten seines Vaterlandes zu beurtheilen, veranlasste ihn die Truppen, welche er unter seinem Commando hatte, der, der königlichen entgegenstehenden Partei zuführen zu wollen. Allein der grösste Theil verliess ihn, und er flüchtete nach Holland, wo er einige Zeit blieb, dann aber nach dem Frieden von Rüel und der ihm bewilligten Amnestie nach Paris zurückkehrte.

Türenne war einer der ausgezeichnetsten französi-

schen Generale, und seine öffentlich bekannt gemachte Erklärung gegen die Königin Regentin hatte einen eben so ermuthigenden Eindruck auf die Fronde hervorgebracht, als seine Flucht nach Holland die Rebellen niedergeschlagen hatte. Desto grösser war sein Verbrechen, und man kann nicht umhin dem Tadel Napoleon's beizupflichten, wenn man berücksichtigt, dass die Königin ihn mit Wohlwollen überhäuft, ihn rasch von einer Stufe zur andern emporgehoben, und ihn endlich zum Marschall ernannt hatte. Wenn Souveraine solche Erfahrungen machen, dann kann es ihnen kaum verdacht werden, dass sie allen Glauben an die Treue ihrer Diener verlieren, wiewohl nichts gefährlicher als dies für sie sein kann, weil bei ihrer Gleichgültigkeit gegen die Gesinnungen in solcher Stellung stehender Männer, die Bessern entfernt bleiben und gewöhnlich der schlechtere Theil unter ihnen emporzukommen strebt.

Sechster Feldzug, 1650.

In diesem Jahr erfolgte ein noch weit stärkerer Ausbruch der innern Unruhen in Frankreich, als im vorigen. Der Prinz von Condé und mehrere Andere, die mit ihm gleiche Gesinnungen hegten, wurden verhaftet und nach Vincennes gebracht. Türenne zog sich nach Stenay zurück, welcher Platz durch die Truppen des Prinzen von Condé besetzt war. Andere Prinzen und Prinzessinnen, so wie auch der Herzog von Bouil-

lon, entflohen nach Bordeaux und bewaffneten die Einwohner dieses Orts.

Da der Marschall nur wenige Officiere und französische Truppen gewinnen konnte, so wandte er sich an den Erzherzog Gouverneur der spanischen Niederlande, welcher den Grafen Fuensaldagno zu den weitern Verhandlungen an ihn abschickte. Nach einer Negociation, welche sechs Wochen dauerte, kam man dahin überein, dass der König von Spanien 200,000 Thlr. zur Errichtung von Truppen, und monatlich 50,000 Thaler zu deren Erhaltung, ausserdem aber jährlich an die Herzogin von Longueville (Schwester des Prinzen von Condé) und an den Marschall Türenne 60,000 Thaler, zu ihrer Disposition, zahlen solle. Es wurde ferner stipulirt, dass der König von Spanien 2000 Mann Infanterie und 3000 Pferde, zu den von dem Marschall zu errichtenden Truppen stossen lassen und sie auf eigene Kosten ausrüsten und unterhalten werde; dass kein Frieden ohne die völlige Rehabilitirung der Anhänger der Königlichen Prinzen statt finden solle; dass die Grenzplätze, welche man erobern würde, spanische Garnisonen, die im Innern von Frankreich befindlichen hingegen, von den Truppen des Marschalls Garnisonen erhalten würden; dass die Stadt Stenay zwar einer spanischen Garnison eingeräumt, die Citadelle hingegen, den Truppen Türenne's verbleiben werde; dass endlich, im Fall die Prinzen vor Abschluss eines Friedens befreit werden sollten, sie die Waffen ergreifen und alles Mögliche beitragen

um einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu Stande zu bringen.

Nach Abschluss dieser Verhandlung, welche unter dem 22. Mai von dem Könige von Spanien förmlich ratificirt wurde, übersandte Türenne ein Schreiben an die Königin Regentin, worin er sich, wiewohl auf eine ehrerbietige Art, zu äussern erlaubte, „dass der Cardinal zu einem zu grossen Einfluss gelangt und die Königin zu strenge gegen den Prinzen von Condé verfahren sei, dass der Prinz so wie seine Anhänger, nur deshalb hätte zu den Waffen greifen müssen, um den betrübenden Krieg zwischen den Königen, dem Sohne und dem Bruder der Königin, zu beenden." Er bat auf das Inständigste, „die Königin möge den Prinzen von Condé in Freiheit und in den Stand setzen ein so grosses Werk vollenden zu können, denn sein unverschuldetes Schicksal werde sonst zu einem Bürger-Krieg die Veranlassung geben, und die Monarchin werde erleben, dass ihre Unterthanen nicht gegen die schon im Kriege begriffenen feindlichen Heere, sondern im Kampf für einen Fremdling, gegen die königlichen Prinzen Frankreichs fallen und einander zerfleischen würden." Dieses Schreiben gereicht dem Marschall Türenne ohne Zweifel zur Ehre, und zeigt seinen Patriotismus. Demungeachtet bleibt zu bedauern, dass seine Ansichten auf irrthümlichen Voraussetzungen beruhten.

Indess dauerten die Vorbereitungen zum Feldzuge fort. Von spanischer Seite wünschte man, Türenne möchte seinen Kriegsschauplatz in der Champagne aufschlagen, während eine spanische Armee in der Pi-

cardie vorgehen sollte. Allein der Marschall wollte, und zwar aus patriotischen Gründen, in diesen Vorschlag nicht eingehen. Er sah nämlich, dass dieses Project darauf hinauslief, die festen Plätze, welche die Franzosen den Spaniern abgenommen hatten, jetzt wieder zurück zu erobern. Dagegen musste er gewärtig sein, dass die königliche Armee mit ganzer Macht über ihn herfallen würde, wenn er ein abgesondertes Corps anführe. Er zog desshalb vor, sich mit der spanischen Hauptarmee zu vereinigen, um im Innern von Frankreich die festen Plätze anzugreifen, und zugleich eine Diversion zu Gunsten von Bordeaux auszuführen, wodurch die zahlreichen Anhänger des Prinzen von Condé ermuthigt werden konnten.

Nach seiner Vereinigung griff man zuvörderst Le Câtelet gegen die Mitte des Juni, und bald darauf Guise an, in dessen Nähe die königliche Armee stand. Diese letztere Belagerung missglückte aus Mangel an Lebensmitteln und wegen eines lange anhaltenden Regens, welcher alle Wege unbrauchbar machte und die Belagerungsarbeiten sehr erschwerte. *) Die Armee musste sich zurückziehen, ging aber in 7 oder 8 Tagen zur Belagerung von La Capelle wieder vor, welcher Ort sich in wenig Tagen ergab. Alsdann marschirte die spanische Armee gegen Vervins, woselbst der Erzherzog bei derselben ankam und das Commando übernahm. Türenne stand nun unter demselben. Beide gegen einander stehenden Armeen, waren fast von

*) Napoleon lässt Türenne die Festung Guise erobern, welches nicht stattfand.

gleicher Stärke, und bestanden aus 10 bis 12000 Mann Infanterie, und 6 bis 7000 Pferden.

Auf des Marschalls Vorschlag rückte die Armee hierauf zwei Lieues weiter vor. Die Franzosen hingegen zogen sich zurück. Türenne nahm jetzt 3000 Pferde und marschirte nach Chateau Porcien und Rhetel, welche Orte sich ihm ergaben. Die letztgenannte Stadt erhielt hierauf eine Besatzung von 800 Mann, und die Armee marschirte nun an die Aisne. Seine Absicht war, längs diesem Fluss weiter zu gehen, und sich Paris und der bei Rheims stehenden französischen Armee zu nähern, dadurch aber so weit als möglich vorzudringen.

Türenne hoffte, der Prinz von Condé würde entweder nach Paris gebracht werden, oder es würde sich Gelegenheit finden ihn zu befreien. Jetzt aber gerade auf die Hauptstadt loszugehen, schien ihm ein Rath zu sein, den er dem Erzherzog unmöglich geben durfte, da die Spanier in einem gegen sie feindlich gesinnten Lande waren, und Niemand für den Prinzen öffentlich auftreten wollte. Ob aber der Marschall, wäre er unabhängig im Commando gewesen, die französische Armee, welche nicht stärker als die spanische war, nicht umgangen und einen solchen Marsch gewagt hätte, bleibt eine andere Frage, indem nach seinen Memoiren zu urtheilen, eine solche Unternehmung ihm nicht unmöglich zu sein schien, und der Besitz von Paris nicht nur seiner Armee alle Bedürfnisse gesichert hätte, sondern dem ganzen Kriege eine unerwartete Wendung geben konnte. Inzwischen äussert der Marschall nur,

dass er sich in seinen Rathschlägen ganz nach den Märschen der französischen Armee und nach den Kriegsregeln gerichtet habe, und hätte besorgen müssen, seinen Credit zu verlieren, wenn er ein Unternehmen von Le Câtelet aus gerade auf Paris, hätte anrathen wollen, weil ein solches dem Erzherzog und den Spaniern als ein excentrischer Gedanke vorgekommen sein würde. Zum Besten seines Vaterlandes war es allerdings, dass Türenne sich ausser Stande befand, sein Projekt ausführen zu können. Indess ist nicht zu leugnen, dass die sogenannten excentrischen Pläne — wie wir in neuern Zeiten oft gesehn haben, und ihnen deswegen weniger abhold geworden sind — zu Zeiten, (wie hier der Fall war), Resultate herbei führen können, die Niemand vorauszusehen vermag.

Beinahe wäre demungeachtet ein solcher Entwurf ausgeführt worden, obgleich die spanischen Generale sich weigerten, die Aisne zu passiren. Der Marschall unternahm nämlich eine grosse Recognoscirung mit 3000 Pferden und 500 Musquetieren, und da er erfuhr, dass die französische Armee bei Rheims, bei und in Fismes aber zehn Regimenter Kavallerie und 100 Musketiere ständen, so marschirte er unverzüglich gegen den letztgenannten Ort, griff den Feind sogleich an, warf ihn über den Haufen, machte 4 oder 500 Gefangene und nöthigte den commandirenden Officier, sich nach Soissons zurück zu ziehen. Die in Fismes stehende Infanterie musste sich ergeben. Der Marschall zeigte diesen Vorgang dem Erzherzog an und lud ihn ein, mit der Armee nach Fismes zu marschi-

ren, welches auch geschah, worauf eine Abtheilung nach La Ferté-Milon detaschirt wurde. Jetzt stand die spanische Armee zwischen Rheims und Paris, und der Weg dahin war frei. Aus welcher Ursache die spanischen Generale auch nun noch Anstand nehmen konnten, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, ist nicht abzusehen. Der Marschall erwähnt zwar, dass es deshalb nicht geschehen sei, weil man den Prinzen von Condé von Vincennes nach Marcoussi, auf dem Wege nach Orleans gebracht habe. Allein die Spanier wenigstens führten nicht des Prinzen von Condé wegen allein den Krieg, und die Besetzung von Paris hätte sogar auf dessen Befreiung Einfluss haben können. Inzwischen äussert Türenne, dass da der Prinz nicht mehr in Vincennes (obgleich nur 8 Lieues weiter), auch kein Grund vorhanden gewesen sei, dorthin zu marschiren, oder einzelne Detachements nach Paris rücken zu lassen, da die französische Armee in der Nähe war und ihre Bagage hätte in den Städten zurücklassen können, die Spanier hingegen dies nicht hätten wagen dürfen. Es fehlt uns daher an Gründen, nach welchen es möglich wäre, die eigentliche Beschaffenheit der in Rede stehenden Angelegenheit beurtheilen zu können.

Genug, man begnügte sich, Friedensanträge nach Paris an den Herzog von Orleans gelangen zu lassen, und erfuhr nur, dass in Bordeaux ein Abkommen mit der Fronde Statt gefunden habe. Einen ganzen Monat blieb die spanische Armee bei Fismes stehen, und die Friedensanträge blieben ohne weitern Erfolg. Hier-

auf wurde in einem Kriegsrath beschlossen, zurück zu marschiren und Mouzon an der Maas zu belagern. In der That, ein solcher geringer Preis hätte mit geringern Anstrengungen errungen werden können. Mouzon ergab sich nach sieben Wochen, und die spanische Armee bezog in Flandern die Winterquartiere. Dies letztere geschah gegen Türenne's Vorschläge, welcher gerathen hatte, zwischen der Maas und der Aisne zu bleiben. Er selbst nahm seine Quartiere in der von ihm vorgeschlagenen Gegend mit seinen Truppen, welche aus 8000 Mann bestanden.

Die französische Armee blieb während der Belagerung von Mouzon und noch einige Zeit nachher in der Champagne stehen, verstärkte sich durch die von Bordeaux zurückkehrenden Truppen, und unternahm hierauf die Belagerung von Rhetel, obgleich der Monat December heran gekommen war. Türenne zog hierauf seine Truppen zusammen und hoffte, dass der Platz sich so lange halten würde, bis er heran kommen könnte. Er eilte in starken Märschen so sehr er konnte, und traf am Abend des 13. Decembers bei Rhetel ein. Allein der Commandant hatte capitulirt und Türenne trat am Morgen des folgenden Tages den Rückmarsch an. In dem Thal von Bourg machte er Halt. Sein Gegner der Marschall Du Plessis, marschirte ihm unverzüglich nach und nahm einen Theil der Nacht vom 14. zum 15. December zu Hülfe, um ihn einzuholen. Des Morgens um 3 Uhr standen beide Armeen einander gegenüber.

Sobald der Marschall Türenne dies gewahr wurde,

zog er seine Truppen auf die Höhen links und beide Theile marschirten auf eine halbe Kanonenschussweite, parallel zwei Stunden weiter. Endlich musste es zur Entscheidung kommen; Türenne zog seine Kavallerie auf die Flügel, und ging in das Thal in der Gegend von Champ-Blanc herab, um den rechten Flügel der französischen Armee, auf welchem sich nur noch wenig Kavallerie befand, anzugreifen. *) Dies fand anfänglich mit vielem Erfolge Statt, indem die feindliche Kavallerie auseinander gesprengt wurde, wobei es jedoch zur Melée kam und die Truppen des Marschalls in Unordnung geriethen, während die zweite Linie der Franzosen geschlossen blieb. Türenne befand sich in Person bei diesem Gefecht, musste jedoch sich zurück begeben, da sein Pferd verwundet wurde und nur im Schritt sich bewegen konnte.

Unterdess hatte der rechte Flügel des Marschalls unter dem General-Lieutenant La Fauge einige Vortheile errungen, gerieth aber darauf in grosse Unordnung und nahm die Flucht. Hierdurch konnte der feindliche General einige Escadrons des linken Flügels entbehren, nach dem rechten ziehn, und die dort noch im Gefecht begriffenen Truppen des Marschalls angreifen, worauf auch diese geworfen wurden. Türenne

*) Die Schilderung von diesem Treffen ist von der Erzählung des Marschalls Türenne in seinen eigenhändigen Memoiren, völlig abweichend durch den Kaiser Napoleon dargestellt worden. Nach dem letzten, soll der Marschall Du Plessis haben schlagen, Türenne hingegen das Gefecht vermeiden wollen. Dies wird dadurch widerlegt, dass Türenne zuerst zum Angriff überging, Du Plessis aber den Angriff abwartete, und sich zuvorgekommen sah.

gerieth in grosse Gefahr gefangen genommen zu werden, denn er befand sich einmal mitten unter der feindlichen Kavallerie und entkam nur durch ein ausserordentliches Glück. Seine Truppen hatten sehr gelitten, ein grosser Theil der Infanterie hatte die Gewehre weggeworfen, und mehrere Generale fielen dem Feinde in die Hände.

In dieser verzweiflungsvollen Lage konnte der Marschall keinen andern Rückweg, als durch die Ebenen der Champagne, nehmen, und langte auf diese Weise, mit 500 Pferden, die er unterwegs getroffen hatte, in Bar le Duc an. Hier fanden sich mehrere Abtheilungen ein, mit welchen er wenige Stunden darauf nach Montmédy abmarschirte, und seine Truppen in die nächstgelegenen Ortschaften verlegte.

Hätte Türenne jenes unglückliche Gefecht vermeiden, und als er die Uebergabe von Rhetel erfuhr, sogleich einen Marsch vor dem Feinde voraus gewinnen können, so würde er solches wahrscheinlich gethan haben. Denn der Zweck, nämlich der Entsatz von Rhetel, war verfehlt, der Feind war stärker als er, und ein Gefecht als überflüssig und gewagt zu betrachten, da er seinen Gegner nicht mehr um die belagerte Festung vereinzelt gefunden hatte, sondern denselben concentrirt gegen sich vermuthen konnte. Allein er hatte am 13. December, als er des Abends vor Rhetel ankam, erst so eben einen starken Marsch vollendet, und konnte nun nicht auf der Stelle umkehren und abermals marschiren. Sobald seine Truppen etwas geruht hatten, trat er den Rückmarsch an. Es

wollten, war dies der fünfte Tag, den sie mit starken Märschen zugebracht hatten, und ein forcirter Tage-Marsch daher mit Schwierigkeiten verbunden. Der Feind hingegen hatte sich während eines Theils des 13. und der Hälfte des 14. Decembers ausgeruht. Er konnte daher weit eher, als Türenne, an diesem Tage und in der folgenden Nacht einen Gewaltmarsch ausführen. Man kann daher dem Marschall nicht geradezu eine Saumseligkeit in seinem Rückzuge vorwerfen. Noch weniger konnte er, als der Feind schon in seiner Nähe war, einem Gefecht ausweichen, wie Napoleon äussert. Der Marsch, welchen Türenne am 14. unternahm, hätte vielleicht etwas stärker sein können, vorausgesetzt dass es die Kräfte seiner Soldaten erlaubten, welche sehr angegriffen waren. Der Fehler lag mehr an einem Zusammentreffen ungünstiger Umstände, als an der Anordnung. In solchen Fällen ist eine Erklärung nach geschehener That allemal weit leichter, als während derselben ein Benehmen, welches der Kritik gar keine Blössen giebt. Hätte Türenne seinen Gegner geschlagen, welches wenigstens nicht ausser der Möglichkeit lag, so würde man nicht nur seinen Entschluss, sondern wahrscheinlich auch seine Anordnungen den Umständen angemessen gefunden haben. Feldherren von Rang pflegen deshalb ihresgleichen glimpflich zu beurtheilen, weil sie am besten wissen, wie viel auf die unmittelbare Anordnung eines commandirenden Generals, und wie viel auf Rechnung des Zufalls oder Glücks gesetzt werden muss.

weilt hatte, ging nun weiter die Loire aufwärts, (Orleans war jedoch in Feindes Händen,) und beabsichtigte über Sully nach Gien zu gehen. Türenne besorgte indess, dass der Feind sich der Brücke von Jargeau bemächtigen möchte, und begab sich in Person dahin. Es glückte ihm dies zwar mit der wenigen bei sich habenden Mannschaft, der er Verstärkung nachkommen liess. Allein der Feind erschien, und griff die Brücke an, setzte sich auch sogar auf derselben fest, und man musste sich mit einer Barricade auf dieser steinernen Brücke begnügen, bis endlich die Armee ankam. Hätte der Feind diesen Übergang über die Loire in Besitz gehabt, so würde die Regentin, der König und der ganze Hof Gefahr gelaufen haben, aufgehoben zu werden. Hierzu hatte der Feind bereits den Plan entworfen und den General-Lieutenant Sirot mit vier Regimentern nach Jargeau geschickt, um sich der Brücke zu bemächtigen, über welche der Hof den Weg nach Sully nehmen musste. Diesen widerstand Türenne mit nicht mehr als 200 Mann, bis die andern Truppen herangekommen waren. Dies Gefecht soll auf den Hof und auf die Königin Regentin einen tiefen Eindruck gemacht haben, und es ist zu vermuthen dass die Abwendung der Gefahr, wenigstens einige Zeit lang, dem Hofe in Erinnerung geblieben, und dem Marschall verdankt sein wird. Vielleicht glückte es ihm deshalb die Schwierigkeiten zu beseitigen, die mit der Anwesenheit des Hofes verbunden waren, an welchem die Intriguen bei jeder Veranlassung in Wirksamkeit gesetzt wurden. Der General Sirot,

welcher Jargeau am linken Ufer der Loire besetzt hatte, verlor bei dieser Gelegenheit das Leben.

Der Prinz von Condé traf nun bei seiner Armee ein, und eroberte Montargis. Die königliche Armee hingegen ging bei Gien wieder auf das rechte Ufer der Loire, und setzte sich hinter den Kanal von Briare, wo Türenne verblieb, während der Marschall Hocquincourt sich in Bléneau befand.

Beide erfuhren hierauf, dass Condé über Chatillon gerade auf Bléneau marschire, bei welcher Nachricht der Marschall Hocquincourt seinem Gegner keine so grosse Eile zutraute, als der Fall war, und daher aus seinen Quartieren hinter dem Kanal geworfen wurde. Er musste sich gegen St. Fargeau zurückziehen.

Auf den ersten Alarm, zog Türenne seine sämmtlichen Truppen zwischen Bléneau und Ouzouer zusammen, wo er bereits einige Ortschaften, welche Hocquincourt besetzt gehabt hatte, in Flammen aufgehen sah und gewahr wurde (es war des Nachts), dass die feindliche Armee in einiger Entfernung von ihm marschire. Der Marschall hatte nicht mehr als etwa 2000 Mann Infanterie und wenig Kavallerie bei sich, da der Ueberrest der letztern noch nicht angelangt war. Sollten diese letzterwähnten Truppen aber nicht abgeschnitten, und dadurch Alles verdorben werden, so musste er versuchen ihnen entgegen zu gehen, wobei ihm die Finsterniss zu Statten kommen konnte. Allein er hatte keinen Wegeweiser, und also grosse Vorsicht nöthig. Indess vereinigte er sich glücklich bei Tagesanbruch mit seiner Kavallerie, und hielt es nun für

das Beste dem Feinde gerade entgegen zu marschiren, damit der Marschall Hocquincourt unterdess nicht gänzlich aufgerieben würde, obgleich sämmtliche Truppen welche Türenne bei sich hatte, nur den dritten Theil so stark als der Feind sein mochten.

In der Gegend, in welcher Türenne demselben nahe kam, traf er ein kleines Gehölz, hinter welchem er sein Corps halten liess, und wo er selbst mit sechs Escadrons jenseit des Gehölzes vorging, um seinen Gegner zu beobachten, den er auf sich zumarschiren sah. Die Disposition des Marschalls, welche auf Überraschung durch Unerwartetes calculirt schien, und deshalb eine Bemerkung verdient, war folgende.

Er sah, wie er selbst sagt, dass seine Infanterie viel zu schwach war, das Gehölz zu vertheidigen, und dass nachher seine Kavallerie unter dem feindlichen Feuer, ebenfalls nicht viel zu thun im Stande sein würde. Er zog daher beide etwas zurück, und stellte sie so, dass sie rechts vor sich das Gehölz, und links den grossen Teich von la Bussinière, folglich eine Art von Défilé vor sich hatten, welches der Feind passiren musste, wenn er sie angreifen wollte. Nach einigem Aufenthalt, ging der Prinz von Condé in dies Défilé hinein, worauf Türenne, der sich scheinbar zurückgezogen hatte, wieder Front machte, jedoch den Feind nicht angriff, welcher nun sich wieder zurückzog. Unter der Zeit hatte der Marschall sein Geschütz vorgezogen, wodurch die feindlichen Truppen einen grossen Verlust an Officieren und Soldaten erlitten. Jetzt kam der Marschall Hocquincourt mit seiner Kavallerie heran,

beide Theile warteten einander gegenüber bis es Abend wurde, worauf die königliche Armee sich nach Briare, Condé hingegen nach Chatillon zurückzog. Der Feind ging einige Tage darauf nach Montargis, und Condé nach Paris, die königliche Armee aber marschirte nach St. Fargeau. Die Veranlassung zu einem solchen Marsch, ist nicht angegeben.

Die Absicht des Marschalls Türenne ging jetzt dahin, durch einige forcirte Märsche der feindlichen Armee zuvorzukommen, und sich zwischen derselben und Paris zu setzen, wodurch sie von allen ihren Communicationen und Bedürfnissen abgeschnitten werden musste.

Der Hof aber, wollte nach St. Germain, über Auxerre, Sens, Fontainebleau und Melun gehen, und die Armee unter beiden Marschallen musste zu dessen Bedeckung einen Marsch von 40 Lieues machen. Das Project Türenne's konnte überhaupt nur zum Theil ausgeführt werden, indem der Marschall Hocquincourt nicht prompt und entschlossen genug die erforderlichen Dispositionen anordnete. Türenne erwähnt jedoch diesen Umstand nur im Vorübergehen, und ohne einen Namen zu nennen; er sagt lediglich einmal: „*Ayant délogé trop tard, comme M. de Türenne l'avoit prévu, faute de Chefs et de ne pouvoir se résoudre assez tôt, l'armée du Roi passa à Moret-la-rivière et arriva à Fontainebleau*" etc. Der Feind musste indess dennoch nach Etampes sich zurückziehen und die königliche Armee setzte sich bei Châtres, wo ihr viele Gefangene in die Hände fielen, die von Paris zur Armee der Rebellen sich begeben

wollten. Ungleich grösser wäre aber der Verlust der letztern gewesen, wenn Türenne den Feind im Marsch hätte angreifen können. Der Cardinal begriff nun die verschiedene Capacität der beiden Generale, und schickte am Ende den Marschall Hocquincourt, unter einem schicklichen Vorwand zur Armee nach Flandern.

Türenne war der Meinung, dass der Hof sich jetzt nach Paris begeben könne, woselbst der Prinz von Condé zwar anwesend, jedoch ohne Truppen war, und nun nicht mehr auf seine Armee rechnen konnte. Allein der Cardinal, welcher wegen seiner Person Besorgnisse hegte, erklärte sich dagegen.

Während des Aufenthaltes der Armee bei Châtres führte Türenne eine Unternehmung auf Etampes aus, welche auch nicht ohne Erfolg blieb, indess mehr ein Versuch war, einen für günstig gehaltenen Augenblick zu benutzen, als dass solche von bedeutenden Folgen hätten werden können. Es geht hieraus nur so viel hervor, dass der Marschall nicht unthätig bleiben konnte, sondern von seinem Unternehmungsgeist getrieben, jede sich ihm darbietende Gelegenheit benutzte, seinem Gegner eine Schlappe anzuhängen. Uebrigens war das Resultat dieser Expedition nicht ganz unbedeutend, und bestand aus 2000 Mann und einer grossen Anzahl von Officieren, welche dem Feinde an Gefangenen abgenommen wurden.

Einige Tage darauf marschirte die Armee nach Palaiseau, schnitt dadurch die Verbindung mit Etampes ab, und besetzte S. Denis, so wie mehrere Orte, wodurch der Herzog von Orléans und der Prinz v. Condé

in Paris vollends von ihrer Armee getrennt wurden. Türenne war bei diesen Umständen der gewiss sehr richtigen Meinung, dass da jetzt nur noch durch die Truppen bei und in Etampes ein Widerstand möglich sein konnte, man suchen müsse, den Feind zum Abmarsch aus dem eben erwähnten Ort zu vermögen, um ihn alsdann anzugreifen und zu schlagen, oder derselbe müsse eingeschlossen und durch Hunger zur Uebergabe und zum Gehorsam gezwungen werden. Allein es fehlte dem Hofe an allen Mitteln und an allen Kriegsbedürfnissen, um einen solchen Plan ausführen zu können. Indess gab der Marschall demunerachtet seinen Vorsatz nicht auf, und beschloss, alles Mögliche zur Erreichung des Endzwecks aufzubieten, da es darauf hauptsächlich ankam, die in Etampes stehenden Truppen aufzulösen oder zu vernichten, mit deren Verschwinden der unglückliche innere Krieg ein Ende haben musste. Er marschirte also mit der Armee gerade nach jenem Ort, nahm seine Stellung auf einer Anhöhe nahe bei der Stadt Etampes, und vertrieb den Feind am Tage seiner Ankunft aus allen ausserhalb der Stadt von ihm besetzten Häusern.

Es standen in Etampes 3 bis 4000 Mann Infanterie und 3000 Pferde Kavallerie. Türenne hatte 6000 Mann Infanterie und 4000 Pferde bei sich, mit welchen er die bei der Stadt befindlichen Anhöhen besetzte, und sie verschanzen liess. Seine Contrevallation legte er auf Musketenschussweite an, wobei die Belagerten öfter Ausfälle thaten. Mitten in diesen Arbeiten erfuhr der Marschall, dass der Herzog von Lo-

thringen in die Champagne eingedrungen sei, und auf Paris marschire, und dass er als ein Alliirter der Fronde beabsichtige, Etampes zu entsetzen.

Er entschloss sich daher den Angriff zu brüskiren und unternahm mehrere Stürme, welche jedoch nicht den erwünschten Erfolg hatten. Es fehlte ihm an Allem, insbesondere an Pferden zur Bespannung der Artillerie, die ihm sogar durch den Hof unmittelbar gestellt werden mussten. Auf solche Art schlug man sich Tag und Nacht, ohne eine Entscheidung herbeigeführt zu sehen, obgleich viele einzelne Waffenthaten vorfielen, welche beiden Theilen zur Ehre gereichten.

In dieser Lage erfuhr Türenne die Annäherung des Herzogs von Lothringen bei Charenton, wohin ihm von Paris eine Schiffbrücke geschickt worden war. Nun konnte er nicht länger vor Etampes stehen bleiben, da er einen Feind hinter sich und keine Circonvallation hatte aufwerfen lassen, weil ein solcher Fall nicht vorauszusehen gewesen war. Er meldete dies dem Hofe und brachte seine Artillerie, mittelst der ihm zugeschickten Pferde aus den königlichen Ställen, so wie alle seine übrigen Geräthschaften nach Etrechy, einem zwei Lieues entfernten Ort in Sicherheit, worauf er mit der Armee sich ebenfalls dorthin zurückzog. Dies geschah am hellen Tage, nachdem das Lager in Brand gesteckt worden war, und zwar mit vieler Ordnung, treffenweise en échiquier und im Angesicht des Feindes. Erst in einer Entfernung von einer Stunde, setzten die Truppen sich in Marsch-Colonnen.

Der Marschall nahm seinen Weg über Balancour nach Corbeil, wo er seine Bagage liess und von wo er seinen Marsch durch den Wald von Senart auf Brunoy fortsetzte. Mit Tagesanbruch kam er vor der Stellung des Herzogs von Lothringen an, welcher bei Villeneuve-Saint-Georges stand, an welchen Ort er seinen linken Flügel gelehnt, und den rechten durch ein kleines Gehölz gedeckt, die Fronte aber mit sechs Redouten verstärkt hatte. Seine Armee bestand aus 10,000 Mann, und hatte ausser jenen fortificatorischen Hülfsmitteln, noch einen nicht durchwadbaren Bach in einiger Entfernung vor ihrer Stellung, welche sich auf einer Anhöhe befand.

Türenne liess sofort einen Übergangspunkt aufsuchen und marschirte jenseit des Baches zum Angriff auf. Es musste ihm um eine baldige Entscheidung zu thun sein, bei welcher er sich im Besitz der Brücke des Feindes über die Seine setzen konnte, weil zu besorgen stand, dass die feindlichen Truppen aus Etampes herankommen und sich mit dem Herzoge von Lothringen vereinigen möchten, weshalb er überhaupt seinen Marsch so viel als möglich beschleunigt hatte. Denn wenn eine solche Vereinigung zu Stande gekommen wäre, so würde der Hof in grosser Gefahr gewesen sein, und hätte nach Lyon flüchten müssen, in welchem Fall die königliche Armee nur zur Sicherheit desselben als Escorte hätte gebraucht werden können. Ein Verzug war daher sehr gefährlich.

Als die Truppen des Marschalls in der Nähe des feindlichen Lagers standen, fing der Herzog von Lo-

thringen zu parlamentiren an, worein Türenne sich jedoch nicht einlassen wollte, denn es konnte dies allerdings blos deshalb geschehen, um Zeit zu gewinnen und die Verstärkung von Etampes abzuwarten. Indess setzte der Gegner die Unterhandlungen fort, und es lässt sich vermuthen, dass er dazu einen wichtigen Grund haben musste, welcher kein anderer war, als dass der Herzog von Lothringen im Grunde nichts als seine Armee besass, weil seine Staaten von französischen Truppen besetzt worden waren, und er also jene um so weniger auf das Spiel setzen wollte, da er seine Verbindlichkeit gegen die Fronde erfüllt, und Etampes entsetzt hatte.

Endlich aber, als Türenne auf Kanonenschussweite dem feindlichen Lager gegenüber stand, kam eine Convention zu Stande, nach welcher der Herzog sich verpflichten musste, in vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen und eine Richtung seines Marsches zu wählen, in welcher jede Vereinigung mit den Truppen der Fronde verhindert werden konnte. Er marschirte über den Yères-Fluss zurück. Türenne setzte sich sogleich in den Besitz der Brücke über die Seine, und musste nicht ohne Bedauern eine Gelegenheit vorbei gehen lassen, bei welcher er mit seinen wenigen Truppen den überlegenen Feind mit Vortheil hätte angreifen können. Das befestigte Lager desselben hatte zwar grosse Vorzüge, allein der Raum war so enge, dass die Kavallerie hatte in vier Linien aufmarschiren müssen.

Es war ein Glück, dass die gefährliche Lage der königlichen Armee, sobald eine günstige Wendung

hatte erhalten können, denn eine Stunde darauf kam die Armee der Fronde von Etampes auf dem Ufer Villeneuve-Saint-Georges gegenüber an. Da sie aber diesen Posten von der königlichen Armee besetzt fand, so marschierte sie nach St. Cloud.

Türenne erfuhr jetzt, dass die Fronde ein Corps aus Flandern erwarte, und marschirte deshalb nach einigen Tagen nach Lagny an der Marne und hierauf nach Dammartin. Condé, welcher sich an die Spitze seiner Truppen gesetzt hatte, rückte hierauf von St. Cloud, wo er die Brücke über die Seine besetzt behielt, gegen Surennes vor, und der Hof, welcher nirgends einen sichern Aufenthalt finden konnte, zog seiner Armee nach, welche nach St. Denis ging und bei Epinay zu Schlagung einer Brücke Anstalt machte, um gegen St. Cloud vorrücken zu können. Eine Verstärkung von 3000 Mann war unterdess zur königlichen Armee unter dem Marschall La Ferté gestossen.

Der Prinz von Condé setzte sich nun nach Charenton in Bewegung, und man wollte erfahren haben, dass er jetzt hinter dem Montmartre auf St. Denis marschire. Dies verursachte einen grossen Schrekken, und Türenne zog sogleich alle seine Truppen in der Ebene zwischen Paris und St. Denis zusammen. Allein der Feind hatte nicht so rasch seine Bewegung ausführen können, und Türenne, welcher für seine Person bis La Chapelle vorgeritten war, sah nur eine Arriergarde des Feindes, welche unweit der Vorstadt St. Martin marschirte. Diese liess er angreifen und den Rest der Armee nachrücken, wobei viele Gefangene

gemacht wurden. Er folgte nun dem Feinde längs den Umgebungen von Paris bis zur Vorstadt St. Antoine. Hier marschirte der Prinz von Condé auf, und canonirte die königliche Kavallerie, hinter welcher die Infanterie nicht so geschwind hatte nachfolgen können. Dies gab dem Feinde Zeit, sich in die Vorstadt St. Antoine zu werfen, wo er schon im Voraus Barricaden in den Strassen fand, und sich mit Vortheil zurückziehen konnte. Solche Barricaden waren von den Einwohnern eigentlich nur gegen die umherstreifenden Lothringer angelegt worden, als diese bei Villeneuve-St. Georges standen. Indess besetzte der Prinz von Condé die Mauern der Vorstadt, wo dergleichen waren, und liess in der Geschwindigkeit Schiessscharten in ihnen anbringen. Zuerst wollte Türenne die Ankunft seiner Artillerie abwarten. Allein es fanden sich mehrere Herren von dem königlichen Hofe ein, die der Meinung waren, dass man nur vorwärts gehen dürfe, um den Feind davon laufen zu sehen. Wie übel mit solchen Leuten umzugehen ist, ergiebt sich daraus, dass der Marschall ihren Vorstellungen endlich nachgeben, und durch seine Infanterie, zu deren Unterstützung mehrere Regimenter Kavallerie vorrückten, den Angriff auf zwei Strassen versuchen lassen musste *). Anfänglich glückte dies bei einigen Barricaden; allein

*) So äussert sich Türenne selbst in seinen Memoiren. Napoleon lässt dagegen die Vorstadt St. Antoine durch den Marschall auf drei Punkten, nämlich der Rue de Charenton, der Barrière du Trône, und längs der Seine angreifen wogegen Desormeaux (Hist. du Pr. de Condé), diese drei Angriffe als durch die Rue de Charonne, die Barrière du Trône, und die Rue de Charenton erfolgt angiebt, welches das Wahrscheinlichste zu sein scheint.

die Truppen konnten nicht anders als einzeln durch sie hindurch kommen, und geriethen beim Verfolgen in Unordnung. Hierzu kam, dass in den breitern Strassen Kavallerie aufmarschirt stand, welche die Vordringenden angriff und zurückwarf, wobei sie einen grossen Verlust erlitten. Unter der Zeit wurden die Mauern und einzelne Häuser genommen, auch einige hundert Gefangene gemacht. Aller errungenen Vortheile unerachtet, konnte man jedoch nicht vorwärts kommen, und hieran war eben der Umstand Schuld, dass der Prinz zufällig jene Barricaden, als ob sie zu seinem Vortheil angelegt wären, gefunden hatte, und benutzen konnte. Seine Absicht war wirklich gewesen, nach Charenton zu marschiren. Er hatte aber, da man ihm den Durchmarsch durch Paris verweigerte, sich um die Stadt gezogen, und war dabei durch die vorrückenden königlichen Truppen gezwungen worden, sich in die Vorstädte zu setzen und den Angriff zu erwarten. Hierauf mochte sich jenes Gerücht von seiner Erscheinung in der Ebene von St. Denis gründen, obgleich seine Bewegung in umgekehrter Richtung Statt fand, und man ihn nach St. Denis vorgehend glaubte, während er nach Charenton zu marschiren im Begriff stand. Diesen Marsch hatte Condé unternommen, als er die Anstalten der königl. Armee sah, um bei Epinay die Seine zu überschreiten, wodurch er in die Nothwendigkeit kommen konnte, ein Gefecht annehmen zu müssen, welchem er ausweichen wollte. Da er nun voraussetzte, dass Türenne ohne Aufenthalt die Brücke passiren würde, und er sich nicht von Paris entfernen

wollte, so scheint seine Absicht gewesen zu sein, den entgegengesetzten Theil der Stadt zu erreichen und sich bei Charenton zu setzen, wodurch die Seine abermals zwischen ihm und der königlichen Armee sich befunden haben würde. Er wurde aber, wie oben erwähnt, in den Vorstädten erreicht, woraus das Gefecht sich entspann.

Nach einem Stillstand des Gefechts, und nachdem Türenne selbst in einer der Hauptstrassen versucht hatte vorwärts zu dringen, aber von dem Prinzen von Condé in Person geworfen worden war, langte endlich der Marschall La Ferté mit seinen Truppen an, und es wurde ein neuer Angriff auf allen Punkten beschlossen. Hierauf wurden mehrere crenelirte Häuser auf der angegriffenen Front weggenommen, und der Feind fing an zu weichen und sich nach dem Platz vor dem Thore St. Antoine zu ziehen, als die Prinzessin von Orleans den wachhabenden Bürgern am Thor den Befehl überbrachte, das Thor zu öffnen. Die Armee des Prinzen zog sich nunmehr durch die Stadt, und bezog ein Lager jenseit der Seine, in der Vorstadt St. Jacques, hinter dem kleinen Gobelin-Bach. *) Diesen Rückzug deckte die Artillerie der Bastille, bei welcher diePorte St. Antoine sich befand, und das Gefecht hatte ein Ende. Dasselbe hatte am 5. Juli stattgefunden.

---

*) Der Rückzug nach dieser Seite geschah, als Condé von einem Kirchthurm herab bemerkte, dass Türenne einige Truppen längs der Seine vorgehen liess, um dadurch die Vorstadt zu umgehen. Bei dem Angriff selbst war dies also noch nicht geschehen.

Die Angelegenheiten der Fronde und der Prinzen waren jetzt in keinem sonderlichen Zustande. Sie boten daher Alles auf, um den commandirenden General der spanischen Armee zu vermögen, von Flandern her durch die Picardie zu ihrer Hülfe vor zu marschiren. Dies fand hierauf von Cambrai aus über St. Quentin statt, indess der Herzog von Lothringen, welcher seit den Vorgang von Villeneuve-St.-Georges an der Grenze stehen geblieben war, aufs Neue durch die Champagne vorrückte und sich bei Fismes mit den Spaniern vereinigte.

Dies beunruhigte jedoch den Hof und insbesondere den Cardinal so sehr, dass derselbe beschloss, die Regentin und den König an einen andern Ort zu führen. Allein die Sache der Regierung hatte sich durch den Anmarsch der 20,000 Mann starken spanischen und lothring'schen Armee sehr verschlechtert, und in der Normandie, wohin der Hof gehen wollte, war nicht einmal Sicherheit für des Königs Person zu erwarten; es wurden nun Unterhandlungen mit dem Prinzen von Condé angefangen, dieser aber zeigte sich jetzt bei der Anwesenheit der Spanier in Frankreich, wenig zu einer Ausgleichung geneigt. Die Lage des Hofs wurde sehr bedenklich, da derselbe den 5000 Mann der Fronde in Paris und der spanisch-lothringschen Armee, nicht mehr als 8000 Mann entgegenstellen konnte. Der Hof beschloss daher, unter Bedekkung von 2000 Pferden sich nach der Bourgogne und nach Lyon zurück zu ziehen.

Als der Marschall Türenne diesen kleinmüthigen

Entschluss erfuhr, begab er sich sogleich zum Cardinal und stellte ihm vor, dass wenn der König und der Hof sich dorthin entferne, Alles verloren sein würde. Er bewies ihm, dass in solchem Fall die spanische Armee, ohne Nachtheile für ihre Angelegenheiten in Flandern, gegen Soissons und Compiegne vorgehen könne, welche Orte keinen Widerstand leisten würden. Alsdann konnte eine Vereinigung mit der Armee der Prinzen gar nicht mehr gehindert, und beide würden in den Stand gesetzt werden, die königlichen Truppen gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Blieben hingegen der Hof und der König an der Oise, und lasse man den Marschall gegen Compiegne marschiren, so würde die spanische Armee nicht wagen nach Paris vorzugehen, da sie besorgen müsse sich von Flandern abgeschnitten zu sehen. Sollte jedoch von der spanischen Armee sogar ein Hülfscorps zur Armee des Prinzen von Condé detaschirt werden, so würde doch ihre Hauptforce wenigstens sich zurückziehen, und nicht vielmehr zurückbleiben als die königliche Armee stark wäre. Man müsse daher suchen zwischen Paris und der spanischen Armee sich mit dem Hofe, dem König und den Truppen zu erhalten, wovon nach Türenne's Ansicht das Wohl des Staates abhängig wäre. Im äussersten Fall glaubte derselbe, dass der König besser in einem der festen Plätze an der Somme aufgehoben sein würde, als wenn er nach Lyon ginge, und den Spaniern das ganze Land von Flandern an bis Paris Preis gäbe.

Der Cardinal begriff das Gewicht dieser Gründe,

und es wurde beschlossen, nach denselben zu verfahren. Ein solcher Rath war einer gewonnenen Schlacht gleich an Werth, womit wahrscheinlich der geehrte Leser einverstanden sein wird. Denn in der Extremität in welcher der französische Hof sich damals befand, nun noch das Uebel durch eine förmliche Flucht zu vermehren, konnte nur von sehr unglücklichen Folgen begleitet sein, weil ausser den kriegerischen Gründen, welche Türenne mit Recht geltend machte, es moralische gab, welche eine nicht geringere Berücksichtigung verdienten. Die Franzosen wankten in der Treue die sie ihrem Könige schuldig waren, und die Anhänger der Fronde glaubten sich dadurch selbst rechtfertigen zu können, dass ihr Hass gegen den Cardinal, den eigentlichen Führer des noch nicht zurechnungsfähigen minderjährigen Königs, gerichtet war. Hätte der Hof sie verlassen, so würden sie ihn wieder verlassen haben, die Ehrlichen mit den Unehrlichen. Jedes Aufgeben einer gerechten Sache in der Gefahr überhaupt, vergrössert die letztere, selbst alsdann wenn es auch nur ein einstweiliges Auskunftsmittel wäre. Eine solche Erfahrung musste schon Pompejus gegen Cäsar machen, und es giebt noch mehrere Beispiele die dieselbe bestätigen. Türenne rieth wie ein General, der daran gewöhnt ist, niemals die Hoffnung aufzugeben, sondern nur unaufhörlich nach den Umständen zu handeln. Das Glück pflegt sich dann zu besinnen, wenn man so sagen darf; und besinnt es sich nicht, so bleibt der Untergang, den der wahre Mann mit dem Leben bezahlt, immer noch einem vorgreifen-

den Kleinmuth vorzuziehen. Der Cardinal Mazarin dürfte zwar wohl nicht durch dergleichen Betrachtungen vermocht worden sein, dem Marschall beizupflichten. Glücklicherweise sah er indess den sogenannt strategischen Theil seiner Gründe ein, die der Erfolg rechtfertigte.

Türenne marschirte nun nach Compiegne, und der Hof zog sich nach Pontoise zurück. In gewöhnlichen Kriegen würde zwar auch dieser Zufluchtsort keine hinreichende Sicherheit gewährt haben. Allein in solchem innern Kriege, bei welchem die Meinungen getheilt waren und selbst viele Pariser das Ende desselben und die Rückkunft des Königs wünschten, verhielt es sich anders. Es scheint daher, nach Napoleon's Bemerkung, dass die Frondeurs sogar den Aufenthaltsort des Königs mit vieler Schonung behandelten.

Der Feind hatte indess ein Detachement königlicher Truppen in Chauni überfallen und gefangen genommen, verfolgte aber seine Vortheile nicht weiter, unerachtet er doppelt so stark war als der Marschall, und mochte einen Marsch nach Paris nicht wagen, so sehr der Prinz von Condé ihn dazu aufforderte. Er kehrte daher mit der Armee nach Flandern zurück, und überliess dem Herzog von Lothringen nur einige Truppen, mit welchen derselbe an der Grenze stehen blieb, dann aber vorrückte.

Türenne marschirte wegen des Anmarsches des letztern nach Dammartin, um sich zwischen ihm und Paris zu setzen, während welcher Zeit viele geheime Negociationen zwischen dem Hofe und den Prinzen

Statt fanden, worauf der Cardinal sich nach Sedan begab. Die Absichten jenes anrückenden Feindes, klärten sich jedoch bald auf, als derselbe aus der Gegend von Chalons vorwärts ging, um wie zu vermuthen war, die Seine, und zwar zwischen Corbeil und Paris zu erreichen, und, wie er den Spaniern versprochen hatte, sich mit der Armee der Prinzen in der Hauptstadt zu vereinigen.

Der Marschall ging ihm entgegen, passirte die Seine bei Lagny, und beabsichtigte dem Marsch des Feindes nach Paris sich zu widersetzen. Von Lagny wollte er den folgenden Tag weiter marschiren, in der Voraussetzung dass sein Gegner ebenfalls weiter vorwärts rücken würde. Da indess hierüber keine bestimmten Nachrichten eingegangen waren, so blieb er diesen Tag stehen und marschirte erst am folgenden. Hierüber ist Türenne mit sich selbst unzufrieden und macht sich darüber Vorwürfe, die nöthige Anstrengung aus den Augen gesetzt zu haben. Schaden hätte freilich eine grössere Activität nicht können, da man wusste, aus welcher Gegend der Feind herkommen würde, und in einer solchen Alternative es besser ist, etwas zu thun, als abzuwarten. Kurz, nachdem er seinen Marsch in der Frühe angetreten hatte, fand er den Feind nahe bei Brie-Comte-Robert, wo er ihm zuvorgekommen sein würde, wenn er am vorigen Tage abmarschirt wäre. Nun aber, als man mit den Avantgarden einander näher kam, suchte der Herzog von Lothringen mit aller Anstrengung den Posten von Ville-

neuve zu erreichen, in welchem er sich mit Paris in Verbindung befunden haben würde.

Als Türenne, welcher sich bei seiner Avantgarde befand, dies bemerkte, beschloss er seinen Marsch so viel als nur möglich zu beschleunigen, um jenen Posten von Villeneuve eher als der Feind zu erreichen. Dies glückte auch in der Art, dass der Feind zwar zugleich mit den königlichen Truppen in der Gegend von Villeneuve ankam, jedoch den vorhin erwähnten kleinen Bach in der Ebene erst noch hätte passiren müssen und bereits einige Escadrons des Marschalls auf der Höhe der Stellung sah, wodurch er bewogen wurde stehen zu bleiben.

Der Prinz von Condé war unterdess bis Charenton vorgegangen, und der Herzog von Lothringen vereinigte sich endlich mit ihm unweit Ablon, und marschirte alsdann nach Limeuil, wo er seine Stellung, einen Kanonenschuss weit von der königlichen Armee verschanzte, während der Herzog von Lothringen bei Brie-Comte-Robert stehen blieb. Hierdurch ging der Vortheil ihrer Vereinigung verloren, obgleich der Marschall Türenne durch seine Gegner auf dem rechten Ufer der Seine eingeschlossen war. Allein seine Stellung war nicht nur durch die ehedem von dem Herzog von Lothringen erbauten Redouten, sehr stark, welche Türenne durch Linien mit einander verbinden liess, sondern er hatte auch zwei Brücken über die Seine nebst einem Tête de pont anlegen lassen, wodurch er vom linken Ufer mit allen Arten von Subsistenzmitteln reichlich versehen wurde.

In dieser Lage blieben beide Theile fünf Wochen stehen, in welcher Zeit viele einzelne kleinere Unternehmungen, vorzüglich der Subsistenz wegen vorfielen, bei welchen auf der Seite der königlichen Truppen eine grössere Thätigkeit vorherrschend zu sein schien, als bei ihren Gegnern. Corbeil, welches im Besitz des Marschalls Türenne war, diente zum Zwischendepot, und der Herzog von Lothringen spielte eine sehr passive Rolle. Hätte er ein starkes Detachement zwischen Villeneuve und Corbeil setzen können, so würde die königliche Armee bald Mangel gelitten haben. Der Marschall ist in seinen Memoiren der Meinung, dass der Prinz von Condé, nach seinem Marsch von Ablon, hier hätte stehen bleiben sollen. Allein, alsdann würde er die gerade Communication mit Paris verloren haben, die für den Herzog von Lothringen nicht von gleicher Wichtigkeit sein konnte.

Mit dem Eintritt des Herbstes und anhaltenden Regens, verliess Türenne seine Stellung und marschirte über Corbeil und Chaulnes nach Meaux. Dieser Rückzug im Angesicht des Feindes nebst den Märschen in seiner Nähe, nöthigte zu den grössten Präcautionen. Indess war der Prinz von Condé nach Paris, krankheitshalber gegangen, der Feind unternahm nichts, und die Armee ging den 11. Oktober über die Marne, worauf sie in die Gegend von Senlis marschirte. Der Prinz von Condé und der Herzog von Lothringen, welche ohne Zweifel hätten mehr thun können, gaben alle ferneren Operationen auf, und zogen sich nach der Champagne zurück. Dies würde schwer zu erklä-

ren sein, wenn die theilweise Auflösung der Fronde dazu nicht die Veranlassung gegeben hätte.

Der Hof, welcher in Meudon gewesen war, ging wieder nach St. Germain, und am 21. Oktober hielt der König seinen Einzug in Paris, wozu der Marschall aus mehreren Gründen sehr anräthig war, da hiervon die Erhaltung der königlichen Autorität und der sehr herabgekommenen Armee gleich abhängig, die Armee der Fronde und der auswärtige Feind aber entfernt waren, die Stadt Paris auch gut gesinnt sich zeigte und den König um seine Rückkehr durch eine Deputation bitten liess. Zwei Prinzen von Geblüt, blieben indess feindlich gegen ihren Souverain gesonnen, Condé und der Onkel des Königs, Herzog von Orleans, welcher sich nach Blois begab. Übrigens folgten alle Städte dem Beispiel der Hauptstadt, und der Krieg der Fronde hatte ein Ende erreicht.

Der Marschall Türenne ging hierauf bald zur Armee nach Senlis ab, indess der Feind aus der Gegend von Laon aufbrach und Rhetel berennte, welcher Ort in wenig Tagen in seine Hände gerieth. Ein Gleiches fand mit St. Menehould statt, unter welcher Zeit die königliche Armee längs der Marne herauf über Chalons nach Vitry marschirte. Der Feind ging nun auf Bar le Duc los, in welchen Ort der Marschall eine kleine Besatzung von 600 Mann geworfen hatte. Inzwischen da die feindliche Armee an 25000 Mann, die königliche aber nur 10,000 Mann stark war, so konnte Türenne, nicht ohne grosse Behutsamkeit weiter vorwärts gehen. Ein Umstand kam ihm hierbei

jedoch zu statten, nämlich dass der Feind, wenn er Bar le Duc angreifen wollte, wegen der hohen Ufer der Marne und der ganzen dortigen Localität, dies nicht anders als in mehrere Theile getheilt bewerkstelligen konnte. Der Marschall beschloss daher ihn anzugreifen.

Er eilte nun mit einem Nachtmarsch von Vitry nach St. Dizier, als er die Ankunft des Feindes bei Bar le Duc erfuhr, und wollte von Dizier, welches nur noch drei Lieues von dort entfernt ist, nach wenigen Stunden Ruhe wieder aufbrechen, als er erfuhr dass die Unterstadt von Bar überfallen worden und das Schloss sich in vier und zwanzig Stunden ergeben habe. Dies war, nach des Marschalls Bemerkung, ein grosses Glück für den Prinzen von Condé, welcher bei dieser Belagerung hätte in Verlegenheit gerathen können. Türenne tadelt ihn deshalb, da er sonst bei den Fehlern Anderer stillschweigend vorübergeht. Er ist der Meinung, der Prinz habe zu keiner andern Zeit seine Armee so sehr einem Echec ausgesetzt als hier, und fügt hinzu, dass wenn die Belagerung nur noch von einiger Dauer gewesen wäre, wie doch vorausgesetzt hätte werden müssen, der Prinz sein Geschütz verloren, und seine Armee sich nicht ohne Verlust zurückgezogen haben würde. Dies war um so mehr wahrscheinlich, als der Prinz nicht mehr die ganze spanische Armee bei sich hatte, indem dieselbe von St. Menehould aus, über die Maas in das Luxemburgische zurückgegangen war.

Als Türenne diese Trennung und die Eroberung von Bar le Duc erfuhr, beschloss er, sich dem Prinzen von Condé zu nähern und ihn anzugreifen, wo er ihn auch finden möchte. Der Prinz aber, welcher wahrscheinlich die nämlichen Betrachtungen über seine Lage angestellt haben mochte, war in die Gegend von Toul marschirt, nachdem er das Schloss von Void weggenommen hatte. Der Marschall brach daher sogleich nach Vaucouleurs auf, um sich mit dem Feind auf derselben Seite der Maas zu treffen, um so mehr, als er seit Kurzem eine Verstärkung von 2000 Mann erhalten hatte. Dann ging er über Void, der Prinz hingegen auf Commercy, wo er eine Besatzung liess, und sich längs der Maas auf St. Mihiel, endlich aber auf Damvillers an der luxemburgischen Grenze zurückzog. Türenne nimmt an, der Prinz habe unter dem Schutz der von ihm besetzten Orte Bar le Duc, Ligny, Void und Commercy seine Winterquartiere zu nehmen gehofft, und geglaubt, dass im Fall einer von diesen Plätzen angegriffen werden sollte, er im Stande sein würde, ihre Belagerung zu hintertreiben, besonders da der Winter schon eingetreten war. Allein Türenne durchsah einen solchen Plan, liess die kleinen festen Plätze liegen, ohne sich bei ihnen aufzuhalten, und marschirte ihm gerade auf den Leib, wodurch der Prinz endlich genöthigt wurde, sich in's Luxemburgische ganz zurückzuziehen.

So klein uns auch der Maasstab, rücksichtlich der Streitkräfte und des Raumes, nach welchem diese Operationen ausgeführt wurden, vorkommen mag, so ist

doch wohl nicht zu längnen, dass auch für grössere Verhältnisse, wichtige Lehren aus dem Verfahren des Marschalls zu ziehen sind. In jedem Fall hatte er seinen Gegner errathen und das Entgegengesetzte von dem gethan, was dieser erwarten mochte, weil er sonst nicht durch so viele Besatzungen seine Kräfte zersplittert haben würde. Türenne hatte für diesen Feldzug seinen Zweck erreicht, und den Feind, nach seinem dem Könige gegebenen Versprechen, zum Lande hinausgeschafft. Das was nun noch zu thun übrig blieb, führte er ebenfalls aus.

Zuerst wurde Ligny, und bald darauf Bar le Duc, berennt, belagert und endlich nebst den bedeutenden Besatzungen genommen. Der Cardinal Mazarin kam unterdess mit einigen Truppen bei Bar an, und der Prinz von Condé rückte mit einem Kavallerie-Detachement bis Vaubecourt vor, zog sich aber sogleich wieder zurück, als er die Annäherung der königlichen Truppen erfuhr, welche ihn nach den Memoiren des Herzogs von York, (nachherigen Königs Jacob II.) aufgehoben haben würden, wenn der anwesende Marschall de la Ferté, als ihn Türenne von dieser Expedition benachrichtigte, nicht der Meinung gewesen wäre, dass man eine so wichtige Sache, zuvörderst dem Cardinal mittheilen müsse, worüber die Zeit verstrich, und dem Feinde Gelegenheit gegeben wurde, zu entkommen.

Türenne wollte nunmehr St. Menehould angreifen und marschirte nach jener Gegend. Allein der Winter hinderte diese Unternehmung, so wie auch eine an-

dere auf Rhetel, und die Truppen des Prinzen, welche sich aufs Neue mit einem spanischen Corps vereinigt hatten, standen in der Nähe, in Chateau Porcien, bei Aubenton und Rumigny. Indess wurde der erst genannte Ort belagert und weggenommen.

Der Feind hingegen nahm Vervins in Besitz, welche Stadt ihm aber wieder abgenommen wurde, worauf er sich über die Grenze zurückzog und die königliche Armee in Erholungs-Quartiere verlegt wurde. Der Monat Februar des Jahres 1653 war herangekommen; der Soldat welcher einsah, dass dieser Krieg des Cardinals Mazarin halber fortdauere, war missvergnügt; es fehlte an Lebensmitteln, der Winter war sehr strenge, oft war kein Schlachtvieh vorhanden, und man musste Pferdefleisch essen und Kohlstrünke kochen; die Unzufriedenheit äusserte sich also sehr laut, und machte sich durch Spott Luft. Der Soldat nannte solche Nahrung: „*le pain du Cardinal.*" Ob der deutsche Soldat, sonderlich der neuere, sich mit solchem Witz begnügt, und nicht zu Excessen geschritten haben würde, möge auf sich beruhen bleiben. Gewiss aber ist es, dass ein solcher Mangel, der einer Noth gleich war, und zwar in einem cultivirten Lande, in welchem die Einwohner ebenfalls leben mussten, ohne zu dergleichen Nahrungmitteln ihre Zuflucht nehmen zu dürfen, eine zu starke Probe und ein Mittel war, die Disciplin aufzulösen. In andern Fällen hatte Türenne hinlänglich gezeigt, dass er niemals gleichgültig gegen die Beschwerden seiner Truppen war: es muss ihm daher unmöglich gewesen sein, denselben abzuhelfen. Der

Soldat, der dies aus Erfahrung wissen konnte, musste einen desto grösseren Widerwillen gegen den Urheber eines solchen Kriegs fühlen, welcher in so vielen Beziehungen mit keinem andern Kriege gegen einen auswärtigen Feind, verglichen werden konnte.

Napoleon, der als ein erfahrener Feldherr über diesen Feldzug Betrachtungen anstellt, lobt insbesondere Türenne wegen seines Benehmens bei dem Gefecht bei La Bussinière, wo er dem Hofe einen so grossen Dienst leistete, ohne allerdings den Vorsatz zu haben, sich bis auf den letzten Mann zu wehren, sondern sich nach den Umständen zurückzuziehen, um nur dem Marschall Hocquincourt Zeit zu lassen, seine Truppen zu sammeln, und nicht einzeln aufgerieben zu werden. Dies war Türenne's eigentlicher Zweck. Hierbei nun hebt Napoleon es besonders hervor, dass der Marschall seine Truppen hinter der Art von Defilé, nahe genug für sein wirksames Geschützfeuer, und weit genug, um nicht in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt zu werden, postirt habe. Er setzt hinzu: „*Cette circonstance ne paroît rien; cependant c'est ce rien qui est un des indices du génie de la guerre.*" Diese Worte sind wichtig, und verdienen in der That vollkommen ein weiteres Nachdenken.

Indess tadelt Napoleon den Marschall Türenne desshalb, dass er nicht sogleich als er seine Kavallerie vereinigt hatte, sich nach Saint-Fargeau zurückgezogen, sondern sich erst mit dem Marschall Hocquincourt vereinigt habe. Napoleon stellt die Regel auf: „Eine Abtheilung einer Armee, müsse vermeiden

sich mit dem Gros der feindlichen Armee zu schlagen, die schon einen Success erfochten habe." Türenne sei 4000 Mann, der Feind 12000 Mann stark gewesen.

Ohne im Mindesten die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifeln zu wollen, fragt es sich dennoch, ob sie hier völlig anwendbar ist.

Zuerst ist aus der Schilderung des Vorgangs bei la Bussinière, welche aus den eigenhändigen Memoiren des Marschalls entnommen worden ersichtlich, dass Türenne den Truppen des Marschalls Hocquincourt Zeit verschaffen wollte, sich zu versammeln, und deshalb sich dem Feinde entgegenwarf, welcher weiter vorgedrungen sein würde, wenn er dies nicht gethan hätte. Er vermied aber einen Angriff, und begnügte sich den Feind zu kanoniren, als dieser durch das Défilé vorgehen wollte, worauf derselbe sich etwas zurückzog, und dann bis zum Abend stehen blieb. Alsdann kam der Marschall Hocquincourt an. Wäre Türenne vorher abmarschirt, so hätte der Feind jenen Marschall entweder einzeln antreffen, oder auch beide bei ihrem weitern Rückzuge nach Fargeau verfolgen können, wodurch jedoch das Quartier des Hofes, welcher in Gien war, ganz entblösst worden wäre. Diese Berücksichtigung konnte Türenne sogleich anfänglich vermocht haben, nicht rückwärts sich ralliiren zu wollen, und war auch die Veranlassung, weshalb man ihm so grosse Verbindlichkeiten schuldig zu sein glaubte, und ihn als den Erretter des Hofes und selbst des Staates ansah. Als endlich die königlichen Truppen unter beiden Marschallen versammelt waren, unternahm der Feind

nichts mehr; hierdurch wurde ihre Vereinigung auf diesem Punkt gerechtfertigt und der Hof beruhigt. Da endlich die feindliche Armee nach Chatillon zurück ging, ist nicht füglich einzusehen, warum die königliche Armee nunmehr noch weiter sich von Gien entfernte, und nach St. Fargeau marschirte, wiewohl Gien nicht mehr bedroht war. Hätte sie aber bei der Anwesenheit des Feindes sich dorthin ziehen wollen, so dürfte dies jedenfalls sehr nachtheilig gewesen sein, da Bléneau, woselbst die Infanterie des Marschalls Hocquincourt stand, gar nicht angegriffen worden war.

So richtig daher der von Napoleon aufgestellte Grundsatz in andern Fällen sein mag, so dürfte die Anwendung desselben, wenn Türenne hätte darnach verfahren wollen, schwerlich glückliche Folgen gehabt haben, da es darauf ankam, dem Feinde zu imponiren, der sich auch wirklich diesmal imponiren liess. Dies letztere tadelt Napoleon an dem Prinzen von Condé, und zwar mit Recht. Aus derselben Ursache aber, weil der Prinz wissen musste dass er keine bedeutende oder nur der seinigen gleiche Truppenmasse gegen sich hatte, und demungeachtet nicht unternehmender war, musste Türenne, sobald er dies merkte, nichts übereilen. Diese Fassung und Dreistigkeit war es, die erst das Zögern des Feindes sichtbar machte. Folglich kann man dem Marschall Türenne nicht vorwerfen, dass er hätte eher zurückgehen sollen, als er durch eine auf Thatsachen gegründete Nothwendigkeit dazu gezwungen war.

Hierauf wiederholt Napoleon den Grundsatz, dass

bei einem Ueberfall, der Vereinigungspunkt der Cantonements einer Armee, rückwärts angenommen werden müsse, worüber wir uns bereits erlaubt haben, früher einige Bemerkungen anzustellen. Bei diesem in Rede stehenden speciellen Fall, in welchem auf die Sicherheit des Königs und des Hofes Rücksicht genommen werden musste, hätte der letztere zuerst zurückgeschafft werden müssen, welches wegen der unzählbaren Fuhrwerke sehr schwierig gewesen sein möchte, und wobei der Erfolg gezeigt haben würde, dass eine solche Massregel überflüssig war. Eben so ist es wahrscheinlich, dass wenn Türenne sogleich zurück nach einem rückwärts liegenden Lärmplatz geeilt wäre, weit mehrere Truppentheile verloren gegangen sein würden, wie oben bemerkt wurde.

Hätte Türenne das Commando allein gehabt, so würde er wahrscheinlich sogleich als er durch den Marschall Hocquincourt von dem feindlichen Anmarsch unterrichtet wurde, alle seine Truppen zusammengezogen haben, denn er befahl den unter seinem Befehl unmittelbar stehenden, unverweilt sich zwischen Ozouer und Bléneau zu versammeln. Hocquincourt hingegen nahm damit Anstand, verliess sich auf seine vor ihm befindlichen Quartiere der Dragoner, und traute einer ersten Nachricht mehr, nach welcher Condé gegen die Bourgogne marschiren sollte, vermuthlich auch alsdann noch, als ihm Türenne sagen liess, der Feind marschire gerade auf Bléneau. Die Dragoner wurden aber, so wie der herbeigeeilte Marschall Hocquincourt selbst, über den Haufen geworfen. Nur der Umstand,

dass Türenne dazwischen trat, rettete die Armee von einer Niederlage.

Die Aufhebung der Belagerung von Etampes, als die Nachricht von der Annäherung des Herzogs von Lothringen eintraf, wird hiernächst von Napoleon, durch einige Anmerkungen bemerklich gemacht, und zeigt ohne Zweifel die richtige Beurtheilung des Marschalls. Hätte er sogar Circumvallations-Linien gehabt, so würde es dennoch rathsamer gewesen sein, dem neuen Feind entgegen zu gehen. Die Belagerung konnte nicht so rasch beendigt und Etampes erobert werden, dies war augenscheinlich klar. Den ankommenden Feind hingegen fand man in freiem Felde; der Ruf des seiner Staaten beraubten Herzogs, war eben nicht sehr ausgezeichnet, und der Versuch ihn anzugreifen und fortzuschaffen, ohne Frage der Mühe werth, und dem Uebelstand vorzuziehen, von ihm vor einer belagerten Festung angegriffen zu werden. Selbst wenn das Glück Türenne den Rücken wendete, befand er alsdann sich wenigstens nicht zwischen zwei feindlichen Armeen. Sein Entschluss war folglich der Lage der Umstände höchlich angemessen, und verdient als solcher für alle ähnliche Fälle der Erinnerung empfohlen zu werden.

Sehr auffallend ist der nachherige fünfwöchentliche Aufenthalt der königlichen Armee in dem verschanzten Lager bei Villeneuve-Saint-Georges, in welchem sie beinahe von dem Prinzen von Condé und von dem Herzog von Lothringen eingeschlossen war. Napoleon hält dies lange Verweilen des Marschalls in dieser

Stellung für äusserst gewagt, und fragt nicht nur, aus welchem Grunde derselbe sich einer solchen Gefahr ausgesetzt habe, da das Lager keineswegs so fest gewesen sei, dass es nicht forcirt werden konnte, woraus denn der Untergang der Armee und der ganzen königlichen Partei hervorgegangen wäre, sondern er äussert auch noch, dass die Stellung Türenne's so kritisch geschienen habe, dass dadurch die Unterwerfung von Paris verzögert worden sei.

Nach den gleichzeitigen Nachrichten scheint es jedoch, dass Türenne keine andere Partie ergreifen konnte, als sich in der Nähe von Paris aufzuhalten, und zugleich die Armee der Fronde sowohl, als den Herzog von Lothringen zu beschäftigen. Von des letztern Unternehmungsgeist liess sich nicht viel befürchten; die Truppen der Fronde hingegen allein, konnten nicht den Ausschlag geben. Hierzu kam, dass Türenne, wenn er in äusserste Verlegenheit gekommen wäre, immer vermittelst seiner zwei Brücken, über die Seine gehen, oder auch sich mit der Armee auf Corbeil wenden konnte, ohne abwarten zu dürfen, in seinem nicht ganz leicht zu insultirenden Lager, forcirt zu werden. Dies und die freie Communication mit dem linken Seine-Ufer, scheinen hinlängliche Gründe gewesen zu sein, mit der königlichen Armee eine Zeit lang bei Villeneuve zu verbleiben, bis sich die Angelegenheiten der königlichen Partei in Paris entwickelt hatten, welches noch nicht geschehen war. Der Herzog von York bemerkt daher in seinen Memoiren, dass die Streifparteien der Königlichen Armee,

welche bis an die Thore von Paris gekommen wären, die Einwohner der Hauptstadt sehr in ihren Gewerben beschränkt hätten und dass, da sie die Versprechungen des Prinzen von Condé, den Krieg bald zu beendigen, nicht erfüllt gesehen, sie mehr als jemals die Rückkehr des Hofes gewünscht hätten. Hiervon hätten die Anhänger desselben Nutzen zu ziehen, und zwischen den Parisern und den Anhängern des Prinzen und der Fronde, den Samen der Zwietracht auszustreuen gewusst, welches ihnen gelungen wäre, indem der grosse Haufen die Gefahr begriffen hätte, in welche der Ehrgeiz der Prinzen sie verwickeln konnte. Man kann deshalb wohl nicht füglich behaupten, dass durch Türenne's Schuld und sein langes Stehenbleiben bei Villeneuve, die Unterwerfung von Paris geradezu verzögert worden sei.

Der Tadel Napoleon's, welcher den Prinzen von Condé trifft, leidet dagegen weniger Einwand, da es das Ansehn hat, als ob jener Feldherr von Anfang des Feldzugs an, und auch da, als er bei Limeil stand, mehr hätte thun können. Er war seinem Gegner überlegen und hätte den Herzog von Lothringen mit sich in seinen Unternehmungen fortreissen können; er konnte (nach Napoleon) so viel Geschütz von Paris erhalten als er wollte, und „ein entscheidender Success nur allein konnte seine Lage wieder herstellen und die Fronde in Paris aufrecht erhalten." Sehr richtig schliesst Napoleon: „*Condé manqua ce jour-là d'audace!*"

Achter Feldzug, 1653.

Der verspätete Beschluss des vorigen Feldzugs veranlasste die späte Eröffnung des diesjährigen, welche nicht eher als im Monat Juni statt fand. Der Prinz von Condé war im Besitz von Saint Menehould und Rhetel an der Aisne, von wo er mit dem von den Spaniern besetzten Posten von La Capelle in Communication stand, und andere feste Plätze der Niederlande hinter sich hatte. Stenay war ebenfalls in seinen Händen. Hierdurch war ihm der freie Eintritt in Frankreich geöffnet.

Der Marschall Türenne erhielt desshalb die Zustimmung des wieder nach Paris zurückgekehrten Cardinals Mazarin, Rhetel zu belagern. Er calculirte nun, nach der Lage der feindlichen Quartiere die Zeit, welche ihm übrig sein könnte, ehe die feindlichen Truppen, welche an der Sambre und im Luxemburgischen standen, sich entweder nach jener oder nach dieser Gegend vereinigt haben, und ihm entgegen rücken könnten. Hieraus ergab sich, dass ungefähr acht bis neun Tage übrig waren, die er ungestört zur Ausführung seiner Unternehmungen verwenden konnte und die nun mit grösster Thätigkeit benutzt werden mussten. Rhetel hatte jedoch nur eine kleine Garnison von 8 oder 900 Mann, und die ganze Belagerung dauerte nicht länger als drei Tage.

Dies war ein glückliches Ereigniss, denn noch niemals hatte sich die königliche Armee in den letz-

ten Feldzügen jenseit Rhetel versammeln und den Prinzen hindern können, seine Operationen an der Aisne anzufangen. Türenne bemerkt hierbei, dass wenn Condé mit seiner weit stärkern Armee sich bei Rhetel gesetzt gehabt hätte, wo er links Monson und Stenay und rechts die niederländischen Grenzen hatte, woher er sich verpflegen konnte, es unmöglich gewesen sein würde, den ganzen ihm offen stehenden Landstrich, nämlich auf der einen Seite Verdun, St. Disier und Vitri, und auf der andern Guise, Laon und Soissons, Rheims und Châlons zu decken.

Die königliche Armee war inclusive der zu Besatzungen zu verwendenden Truppen nicht stärker an Infanterie, als 7 bis 8000 Mann, an Kavallerie 9000 bis 10000 Pferden. Hiermit sollte sie den Feind, welcher mit 16000 Mann Infanterie, 11000 Pferden Kavallerie und 30 bis 40 Geschützen, (ein Corps, welches bei Cambrai stand, ungerechnet) vordrang, und zwar zu einer Zeit im Zaum halten, in welcher noch keineswegs die innern Unruhen beseitigt waren. Bordeaux war noch unter den Waffen und die Annäherung des Prinzen von Condé gegen die Hauptstadt, konnte aufs Neue sehr gefährlich werden. Der Marschall Türenne hatte insbesondere die grössten Besorgnisse für Rhetel gehabt, weil ihm gerade dieser Eingangspunkt als der gefährlichste von allen vorkam, weshalb er seine Armee bei Châlons zusammengezogen, und den Marschall de la Ferté, welcher bei Ste. Menehould stand, aufgefordert hatte, sich mit ihm zu vereinigen. Er war alsdann über Chateau Porcien mar-

schirt und hatte eine feindliche Besatzung in dem Schloss von Chaumont weggenommen, worauf die Belagerung von Rhetel erfolgte, und wie bemerkt, in kurzer Zeit glücklich beendigt wurde.

Da Condé Rhetel verloren sah, ging er mit der Armee durch die Picardie in das französische Gebiet, wo jedoch grössere Schwierigkeiten ihm im Wege standen, als wenn er durch die Champagne hätte vordringen können, und nahm bei La Capelle ein Lager. Die königliche Armee marschirte dem Feinde den 18. Juli entgegen, welcher nach Font Somme rückte, während Türenne bei Ribemont stand. Hier langte der König und der Cardinal Mazarin an, während deren Anwesenheit ein Kriegsrath gehalten wurde.

Die Meinungen in demselben waren jedoch von solcher Beschaffenheit dass man es ihnen auf den ersten Blick ansehen kann, dass deren Urheber nur oberflächlich, nicht aber tief genug über den in Rede stehenden Gegenstand nachgedacht hatten, wie dies gewöhnlich zu gehen pflegt. Einige meinten nämlich dass es das Beste sei, wenn die Infanterie, etwa 1000 Mann ausgenommen, in die festen Plätze vertheilt würde, und die Kavallerie nebst dem oben erwähnten Detachement Infanterie, dem Feinde die Lebensmittel und Zufuhren abzuschneiden und ihm auf alle Art Abbruch zu thun suche. Andere schlugen vor, die Armee möge im Gegentheil concentrirt bleiben, und den Uebergang über die Flüsse vertheidigen wenn der Feind weiter vordringen sollte. Zum Glück war es nicht nöthig, die Entscheidung nach der Majorität einzusam-

meln, sonst würde zuverlässig etwas höchst Beschränktes und Verderbliches zum Vorschein gekommen sein, da in der Regel die Mehrzahl einer Versammlung nicht die penetrantesten Köpfe enthalten kann, weil diese überall selten sind. Von solchen oberflächlichen Ansichten konnte Türenne nichts gebrauchen, er musste vielmehr jede Gelegenheit vermeiden, die königliche Armee einem Echec auszusetzen, der aber nicht fehlen konnte, wenn man sich auf das Vertheidigen der Flüsse einlassen wollte. Ein Missgeschick musste einen höchst nachtheiligen Eindruck auf die Armee und auf Paris hervorbringen, weshalb Türenne eine andere Methode vorschlug, welche auch angenommen wurde.

Seine Absicht war, „die Armee concentrirt zu behalten, und den Feind so sehr als möglich in der Nähe zu beobachten, ein Gefecht aber zu vermeiden. Auf diese Art würde der Feind gehindert werden eine Belagerung zu unternehmen, weil er sich theilen müsse und man ihn angreifen könne ehe er sich gehörig in Vertheidigungsstand gesetzt habe." Man sieht hieraus dass es sein Vorsatz war, gegen seinen Gegner durch Märsche und Bewegungen zu manoeuvriren, dadurch Zeit zu gewinnen, und seiner Armee das nöthige Selbstvertrauen zu verschaffen. Dies war zwar sehr scharfsinnig und weise gedacht, aber es war auch sehr schwer auszuführen.

Die feindliche Armee an deren Spitze der Erzherzog fortwährend stand, marschirte den 1. August von Font Somme nach St. Simon zwischen St. Quentin und Ham. Türenne zog sich nach Acheri bei La

Fère, die Oise vor seiner Fronte behaltend. Am folgenden Tage ging der Feind gegen Chauni. Durch diesen Marsch bedrohte er mehrere Orte, denn er hätte nach Compiegne, oder zwischen Compiegne und Pontoise an die Oise vorgehn, und von dort nach Paris marschiren, oder auch gegen Beauvais sich wenden, und sich festsetzen können wo er wollte, weil die Schwäche der königlichen Armee durchaus nicht erlaubte, nur einige feste Plätze besetzt zu halten.

Der Marschall Türenne schloss jetzt, dass Alles, was er thun könnte, darin bestände, über die Oise zu gehen, und eine tüchtige Stellung in einer Entfernung von zwei Stunden vom Feinde aufzusuchen, nicht aber längs der Oise weiter zu marschiren und Compiegne oder Pont St. Maxence gegen den Feind decken zu wollen. Denn, wenn er sich zu weit südlich entfernte, so konnte der Feind um desto leichter und so zu sagen ohne Mühe, sich einen der Plätze an der Somme aussuchen und sich darin auf eine solide Art festsetzen. Diese Berücksichtigungen erschwerten ihrer Seits noch mehr die Bewegungen der ohnehin schon unverhältnissmässig schwächern königlichen Armee. Der Marschall selbst lässt sich über seine damalige Lage aus und meint, dass ihm nun nichts weiter übrig geblieben sei, als zu versuchen, dem Feind in seinen Bewegungen zur Seite zu bleiben, so gefährlich dies auch sein mochte, da man von dem Prinzen von Condé, der die feindliche Armee mit anführte, auf kräftige Maassregeln gefasst sein musste. Türenne gesteht offen, dass der Entschluss,

die Oise zu passiren, die festen Plätze für dies Mal unbesetzt zu lassen und nahe an den Feind heran zu gehen, eine Bemerkung verdiene, weil dadurch Frankreich von dieser feindlichen Invasion gerettet worden sei. Die Hauptidee des Marschalls hierbei war, dass wenn ein General eine tüchtige Armee hat, wenn sie auch weit schwächer ist, als der Feind und wenn derselbe in der Wahl der Stellungen sehr vorsichtig und sehr aufmerksam auf die feindlichen Bewegungen ist, dies das sicherste Mittel bleibt, was er in einer solchen Lage ergreifen kann. Es lassen sich zwar auch hiergegen viele Einwendungen machen, viele „Wenn" und „Aber" einschalten. Diese aber müssen dem Nachdenken eines Jeden überlassen bleiben. Denn woher soll in solchen verwickelten Umständen ein Alles erschöpfender Rath kommen? Woher anders, als aus dem eignen Vorrath an Auskunftsmitteln! Fehlen aber auch diese, alsdann bleibt ein Ersatz unmöglich.

Die feindliche Armee marschirte hierauf von Chauni nach Roye und Türenne mit der königlichen, über Fargnies, den 5. August unweit Noyon. Der Feind belagerte nun Roye, welches gar keine Besatzung hatte, sondern lediglich von den Einwohnern vertheidigt wurde und sich zwei Tage hielt*). Leider konnte nichts für diesen Ort gethan werden.

Nach der Wegnahme von Roye entstand ein Stok-

*) Könnten in einem Lande alle Städte von ihren Bewohnern vertheidigt werden, so würde die Eroberung eines solchen Landes ohne Zweifel grosse Schwierigkeiten haben. Allein dies würde eine Organisation voraussetzen, von welcher hier nichts weiter gesagt werden kann, als dass sie nicht gradezu unmöglich ist.

ken in den feindlichen Operationen; der Erzherzog schien unentschlossen, ob er sich gegen die Oise oder gegen die Somme wenden sollte. In der ersten Richtung hätte er sich, wie der Augenschein lehrt, der Hauptstadt genähert, und es ist wahrscheinlich dass Condé diesen Weg gewählt haben würde, wenn er das Commando allein gehabt hätte. Andere Ansichten bestimmten dagegen den Erzherzog nach der Somme zu marschiren. Er nahm also ein Lager bei Bray; Türenne zog sich hinauf nach Eppeville bei Ham. Hier erfuhr der Marschall durch einen aufgefangenen Brief, dass der Feind ein Corps nebst einem grossen Convoi von Cambray erwarte, welche Nachricht von Bapâumes her bestätigt wurde. Türenne ging daher über die Somme bei Ham und rückte gegen Peronne und bis Manancourt auf der Strasse nach Cambray vor, von wo er in Person mit 5000 Pferden nach Bapâumes marschirte, um in der dortigen Gegend das feindliche Corps zu erwarten. Allein dieser Marsch war verrathen worden und der Convoi nebst den Truppen kehrte nach Cambray zurück.

Der Feind, welcher davon unterrichtet sein musste, dass die Truppen des Marschalls Türenne zwischen ihm und dem Convoi waren, und die Zeit ungenutzt verstreichen sah, auch anfing Mangel zu leiden, machte zuerst einen Versuch, die bei Manancourt zurückgelassene Infanterie anzugreifen, welches jedoch missglückte, da Türenne in seinem Lager zeitig genug wieder eintraf. Der Marschall verliess nun dieses

Lager, und setzte sich nahe bei Mont-Saint-Quentin, weiter zurück gegen Peronne.

Den 13. August unternahm die feindliche Armee einen zweiten Versuch, welcher ohne die Gewandtheit Türenne's ihn zu einem nachtheiligen Gefecht hätte zwingen können. Der Feind machte nämlich in der Nacht einen forcirten Marsch bei Bapâume vorbei und erschien des folgenden Morgens zwischen Peronne und dem vorigen Lager des Marschalls, wovon der letztere durch alle zu Recognoscirung des Feindes ausgeschickten Detachements nichts erfuhr, da sie aufgehoben wurden, und nur durch einzelne Patrouillen von der Annäherung der feindlichen Armee unterrichtet wurde. Dies war sehr unangenehm, besonders da die Stellung in der er sich befand, zum Schlagen gar nicht geeignet war und an einigen Orten von Höhen dominirt wurde, die man nicht besetzen konnte. Die Armee nahm das Gewehr in die Hand und marschirte auf; aber Jedermann sah ein, dass sie geschlagen werden musste, wenn sie hier stehen blieb. Indess liess der Marschall seine Truppen vorrücken, und sah sich in der Gegend um, ob eine bessere Localität zu finden sei. Der Feind setzte unterdess seinen Marsch fort, und schien die linke Flanke der königlichen Armee angreifen zu wollen. Durch einen ausgeschickten Offizier seines Generalstabs erfuhr der Marschall endlich, dass über seinen rechten Flügel hinaus, ein brauchbareres Terrain vorhanden sei, und

liess die Armee sofort dahin rechts abmarschiren*). Die neue Stellung wurde glücklich erreicht, da sie vielleicht nur eine starke Viertel- oder kleine halbe Meile von der verlassenen entfernt war. Sein linker Flügel lehnte sich in dieser neuen Stellung an eine fast unzugängliche Höhe, die Fronte war durch einen Bach gedeckt, welcher sich unweit Peronne in die Somme ergiesst; indess war der Raum so enge, dass die Armee in fünf Linien gestellt werden musste.

Diese geringe Bewegung vereitelte den Entwurf des Feindes so sehr, dass er neue Umwege suchen musste, und erst nach einigen Stunden vor der Stellung erschien, worüber die Zeit bis Nachmittags um 3 Uhr vergangen war. Der Prinz von Condé wollte sogleich zum Angriff schreiten; allein die spanischen Generale hielten dies nicht für rathsam und waren der Meinung, dass ihre Truppen zu sehr angegriffen wären. Diese Verzögerung benutzte der Marschall, um Verschanzungen anlegen zu lassen, worin die damaligen Franzosen sehr geübt gewesen sein müssen, da nach den eigenen Memoiren des Marschalls die Arbeit in wenigen Stunden vollendet worden war **).

---

*) Alle Nachrichten über diese Veränderung der Stellung, sind dunkel und verworren. In den Memoiren des Herzogs von York wird indess bemerkt, Türenne habe sich an die Spitze seines rechten Flügels gesetzt, und eine benachbarte Anhöhe erreicht, von wo er die jetzt ermittelte Stellung besetzt habe. Er kann daher unmöglich links, nach der Angabe einiger Schriftsteller abmarschirt sein. S. *Mémoires du Duc d'York*, im 4. Theil der *Histoire du Vic. de Türenne*, (*par Ramsai*, *page* 312.)

**) Sehr zu bedauern bleibt der gänzliche Mangel an Situations-Plänen dieser Gegend, dem aber leider nicht abgeholfen werden kann!

Am folgenden Tage, den 14., fanden die Spanier einen Angriff dieser Retranchements so schwierig, dass sie ihn aufgaben. Türenne gesteht selbst, dass er einer grossen Gefahr entgangen sei, und man kann nicht umhin ihm beizustimmen. Auffallend scheint es jedoch zu sein, dass dieser grosse General, sich bei Mont-Saint-Quentin in eine so zweideutige Gegend mit der Armee begeben hatte, da er wusste dass der Feind in seiner Nähe war, und da er sich zum Gesetz gemacht hatte, seine Märsche so wie seine Stellungen mit der grössten Vorsichtigkeit zu wählen. Bleibt dies bei einem solchen Feldherrn schwer zu erklären, so muss man sich desto mehr an die Art und Weise halten, wie derselbe sich aus dieser unangenehmen Verlegenheit herauszuwickeln wusste. Und hier erscheinen alle die Eigenschaften, die den wahren commandirenden General bezeichnen, in erster Grösse. Die Unerschrockenheit, den so lange hingehaltenen Feldzug und mit ihm einen Theil seiner Reputation verloren gehen zu sehen; die Activität alle Springfedern in Bewegung zu setzen, um aus der fatalen Lage herauszukommen; der feste Entschluss, dem Feinde unverzagt die Zähne zu weisen, und der Scharfblick, sich in der Localität zurecht zu finden: Alles dies bezeichnet den grossen Mann, den wahren Soldaten und Feldherrn, bei dem gar nicht mehr von blosser Kaltblütigkeit die Rede sein kann, weil die sich von selbst versteht, und ihm eben so wie das Feuer bei der Ausführung eigen ist. Einem General, der durch solche Hebel seinen Willen in Bewegung zu erhalten

weiss, dem gebührt auch das Lob der Nachwelt, und also auch das Übersehen eines Fehlers, wenn er ihn meisterhaft zu verbessern versteht.

Beide Armeen blieben bis zum 18. August gegen einander über stehn, worauf die Spanier nach Font-Somme marschirten und Guise mit 3000 Pferden einschliessen liessen. Türenne hatte dies vorausgesehen, und liess die Besatzung durch 2000 Pferde Kavallerie verstärken. Der Feind stand nun von seiner Unternehmung ab, und nahm ein Lager bei Caulaincourt zwischen Le Catelct und Ham, worauf die königliche Armee sich bei Ham lagerte, so dass die Somme sich zwischen derselben und dem Feinde befand. Hier blieben die Armeen 14 Tage stehen, wonächst die Spanier den 1. September nach Rocroy aufbrachen, und diesen festen Platz einschlossen.

Türenne hielt es nicht für rathsam, dem Feinde dorthin zu folgen, sondern suchte vielmehr auf eine andere Art sich zu entschädigen. Dies geschah durch die Berennung und Belagerung von Mouzon, und glückte durch die Eroberung dieser Festung, welche fünf Tage eher als Rocroy den Belagerern nebst 1600 Mann der besten feindlichen Truppen in die Hände fiel, nachdem die Belagerung siebzehn Tage gedauert hatte. Der Marschall rückte jetzt zwar gegen Rocroy, allein die Festung hatte bereits capitulirt.

Die feindliche Arme zog sich nach diesem Vorgang in ihr Gebiet zurück, und der Marschall liess durch seine Infanterie die Besatzungen von La Bassée und von Bethüne verstärken. Hierauf hatte der Feldzug

ein Ende und Türenne zog sich mit seinen Truppen zur Deckung der festen Plätze in die Picardie und in Flandern, während der Marschall La Ferté gegen die Maas und den Herzog von Lothringen rückte. Ste. Menehould wurde noch von den königlichen Truppen erobert, worauf im December die Armeen die Winterquartiere bezogen. Der Feind hatte in diesem Feldzuge keine erheblichen Fortschritte gemacht, und nur allein Rocroy erobert, wogegen die Franzosen, obgleich mit ungleich geringern Streitkräften, Rhetel, Mouzon und Ste. Menehould weggenommen hatten.

Unerachtet es in diesem Feldzuge an grossen und entscheidenden Auftritten gänzlich fehlt, so zeichnet er sich dennoch durch kunstreiche Bewegungen und Manoeuver-Märsche auf eine merkwürdige Art aus. Es ist als ob das Glück diesmal das Talent unterstüzt habe und auf die Seite der gerechten Sache getreten sei. Betrachtet man nämlich die gegenseitigen Streitkräfte, so musste der Marschall Türenne unterliegen, wenn sein Gegner auch nur mittelmässige Talente besass. Allein der Erzherzog betrachtete den Krieg aus einem ganz andern Standpunkte und ging nur darauf aus, einige Festungen an der Grenze von Flandern zu erobern, und allenfalls nach Beschaffenheit der Umstände die französische Armee mit überlegener Macht anzugreifen und zu schlagen. Solche Ansichten sind freilich nichts weniger als grossartig zu nennen, bringen auch selten Glück. Indess schleichen sie sich oft in eine gewöhnliche tergiversirende Politik ein und suchen darnach die commandirenden

Generale zu modeln. Des Prinzen von Condé Meinung war dagegen, gerade auf Paris zu marschiren, dort einen Hauptschlag auszuführen und dadurch das Uebergewicht der Fronde in ganz Frankreich zu entscheiden, wodurch er den Krieg beendigt und seinem Gouvernement Gesetze vorgeschrieben haben würde. Schwerlich hat er aber solche Gedanken einmal zur Sprache bringen können, die einem Fuensaldegna, der ihm zur Seite stand, und dem Erzherzog als genialische Excreszenzen vorkommen mussten, die ausser ihrem Bereich lagen, und die sie vielleicht nicht einmal hätten gegen ihren Kriegsminister verantworten können.

Dies war es, was das Glück für den Marschall Türenne that. Indess konnte er davon nicht unterrichtet sein, und seine Aufgabe für diese Campagne blieb, selbst ganz abgesehen von der innern Disposition seiner Gegner, immer mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Das Urtheil Napoleon's ist unstreitig darüber sehr gewichtig, wenn er sagt, dass der feindlichen Armee, welche doppelt so stark war, zur Seite bleiben zu wollen, ein sehr gefährliches Vorhaben gewesen sei. Denn ganz richtig giebt es nur selten solche Localitäten, welche eine so schwache Armee gegen die Uebermacht sicher stellen können, und Türenne war auch ausser Stande, jedesmal nur das vortheilhafte Terrain zu seinen Lagern zu wählen. Er überliess sich sogar dem Zufall, wie wir gesehen haben, und entging nur mit Mühe einem nachtheiligen Gefecht. Solche Blössen ganz zu vermeiden,

übersteigt vielleicht die Kräfte eines Mannes, der neben der Sorge für die Hauptsachen, mit unzähligen Kleinigkeiten bestürmt wird, die alle berücksichtigt werden müssen. Es ist sonst nicht erklärbär, wie Türenne in die Stellung von Mont-Saint-Quentin gerathen konnte, in welcher er wahrscheinlich von Anfang an nicht bleiben wollte, ohne daran zu denken, gerade in derselben angegriffen werden zu können, und die ganze Umgegend deshalb untersucht haben zu müssen. Er wurde überrascht, und konnte die Grösse der Gefahr nur erst spät gewahr werden, da es zwar an ausgeschickten Recognoscirungs - Detachements nicht fehlte, diese aber aufgehoben wurden. Dies zeigt im Vorübergehn die Nothwendigkeit an, unaufhörlich die Fühlhörner einer Armee, die leichten Truppen, in angestrengter Activität zu erhalten, und von ihnen zu verlangen, niemals aus der Nähe des Feindes zu weichen um in jedem Augenblick, wo möglich, von seinem Thun und Treiben unterrichtet zu sein. Wenn dies mit der wahren Methode geschieht, so muss der commandirende General zu keiner Zeit ohne Nachrichten und in Unwissenheit über die feindlichen Bewegungen bleiben können, sondern durch Vergleichung der eingehenden Meldungen, und durch Kundschafter oder sogenannte Spione, über jeden Schritt des Feindes Auskunft erhalten. Glücklich sind diejenigen Generale, die sich mit einem Schwarm leichter Kavallerie insonderheit umgeben können, an deren Spitze intelligente Offiziere stehen, die den Parteigänger-Krieg kennen. Vielleicht bedarf dieser Theil der Maschine-

konnte man eine tüchtige Stellung in diesem hügelichen Landstrich ermitteln, welche dazu geeignet gewesen wäre durch fortificatorische Hülfsmittel haltbar gemacht zu werden. Die Hauptsache bei einem solchen Benehmen würde aber immer darauf haben gerichtet bleiben müssen, „die Ehre der Waffen, den Ruf der Armee, niemals aus den Augen zu verlieren, weil dies von wesentlichem Einfluss bleibt."

Türenne verschanzte sich auf der Stelle wo er stand, wie er schon so oft gethan hatte, und gab dadurch seiner wenigen Infanterie eine Widerstandsfähigkeit, die sie sonst nicht gehabt haben würde. Dieser Gebrauch der Feldverschanzungen, kann zu unserer Zeit vielleicht als veraltet und unanwendbar erscheinen, obgleich derselbe dies nicht ist, und deshalb eine grössere Bemerkung verdient als man glaubt. Es dürfte daher am rechten Orte sein, mit wenigen Worten zu erwähnen, aus welchem Gesichtspunkt Napoleon diese Angelegenheit betrachtet. Derselbe ist nämlich der Meinung, dass alle gewöhnlichen Localitäten, eine Armee gegen einen übermächtigen Angriff keineswegs sicher stellen können, wenn ihnen nicht die Kunst zu Hülfe kommt. Dies vorausgesetzt, hätte Türenne alle Tage sich verschanzen und niemals die Regeln einer tüchtigen Defensive verlassen sollen. Es ist unläugbar, dass bei der Disproportion der Streitkräfte und bei dem ununterbrochenen Manoeuver, in welches Türenne sich in diesem Feldzuge einlassen musste, irgend ein Hülfsmittel erfordert wurde, um das geistige Ue-

bergewicht, nach welchem der Feldherr ringen musste, durch eine künstliche Verstärkung der physischen Kräfte seiner Armee zu unterstützen. Diese Berücksichtigung nimmt Napoleon in seinen besondern Schutz.

Dieser gewiss höchlich erfahrene Feldherr und competente Beurtheiler sagt: „Es giebt Leute welche fragen, wozu die Festungen, die verschanzten Lager und die Kunst des Ingenieurs nutzen. Aber wir wollen sie wieder befragen, wie es denn nur möglich sein möchte, mit ungleichen oder auch mit gleichen Kräften, einen Bewegungskrieg zu führen, ohne dabei auf gute Stellungen, auf fortificatorische Verstärkungen und überhaupt auf alle ergänzenden Kunstmittel Rücksicht zu nehmen."

Er schliesst mit den merkwürdigen Worten: „*La partie divine de l'art, c'est tout ce qui dérive des considérations morales du caractère, du talent, de l'intérêt de votre adversaire, de l'opinion, de l'esprit du soldat qui est fort et vainqueur, foible et battu selon qu'il croit l'être. La partie terrestre c'est les armes, les retranchements, les positions, les ordres de bataille, tout ce qui tient à la combinaison des choses matérielles.*"

Dies Alles giebt hinlänglichen Stoff zum Nachdenken, und kann nur der Beachtung des geehrten Lesers überlassen bleiben.

Neunter Feldzug, 1654.

Die Eröffnung desselben geschah durch die Belagerung von Stenay, welche dem Marschall Faber übertragen

wurde. Man beschloss französischer Seits, die Armee an den Grenzen der Champagne zu versammeln, wodurch man auf jeden vorkommenden Fall gefasst zu sein hoffte.

Allein der Feind täuschte diese Erwartung indem er sich plötzlich gegen Arras wandte, welche Festung nur schwach besetzt, obgleich an sich eines starken Widerstandes fähig war. Der Marschall Türenne versuchte darauf, eine Verstärkung von 500 Pferden in die berennte Festung zu werfen, von welchen aber nur die Hälfte durch die feindlichen Posten durchkommen konnte. Ein Ähnliches war der Kavallerie des Platzes widerfahren, welche der Gouverneur, der nicht vermuthete angegriffen zu werden, zur Deckung der benachbarten Plätze detaschirt hatte, um im Fall der Noth, sich zur Unterstützung des bedrohten Orts, in denselben zu werfen.

Der Feind war am 3. Juli mit 30,000 Mann vor Arras erschienen, und die französische Armee hatte sich hierauf nach Peronne gezogen, von wo der Marschall nicht eher weiter gegen den Feind vorgehen wollte, ehe er nicht seine Verpflegung gänzlich sicher gestellt hatte. Angreifen konnte und wollte er den überlegenen Feind nicht ohne vollwichtige Gründe, sondern nur während seiner Unternehmung in seiner Nähe bleiben, um abzuwarten ob der Verlust bei der Belagerung eine günstige Gelegenheit herbei führen möchte. Wenn er aber sich dem Feinde genähert hätte, und nachher genöthigt gewesen wäre, aus Mangel an

Subsistenz-Mitteln sich wieder zurück zu ziehen, so würde dies sowohl auf seine Armee, als auf die belagerte Festung einen sehr üblen Eindruck hervorgebracht haben. Ohne solche Berücksichtigungen würde es freilich besser gewesen sein, wenn er bald in der Nähe des Feindes hätte erscheinen können, besonders weil er alsdann die Anhäufung von Vorräthen im feindlichen Lager erschweren konnte. Allein er glaubte, dass dies das kleinste von beiden Übeln wäre und zog daher vor, mit grösserer Vorsicht zu Werke zu gehen. Dies ist der Hauptinhalt des Raisonnements, welches der Marschall in seinen eigenhändigen Memoiren uns hinterlassen hat.

Von Peronne marschirte die französische Armee, deren Stärke sich auf 15000 Mann belief, zwischen Cambray und Arras, von wo sie den 17. August nach Mouchi-le-Preux im Angesicht des Feindes ankam, welcher seine Contrevallation und Circumvallation seit einigen Tagen vollendet hatte. Durch diese Stellung setzte sie sich zwischen dem feindlichen Lager und Douay, von woher der Feind alle seine Subsistenz-Mittel zog. Ehe Türenne jedoch in das neue Lager völlig einrückte, blieb er mit der Armee verdeckt halten, da sich auf den Höhen von Mouchi einige Kavallerie gezeigt hatte, und er besorgte, der Feind könne sich hinter denselben zusammenziehen und ihn angreifen. Dies wollte er aber vermeiden, und hier war ohne Zweifel eine solche Behutsamkeit am rechten Ort. Der Marschall wartete daher bis der Abend heran kam, und rückte nun in das Lager. Alsdann liess

er sogleich an den für nöthig erachteten Verschanzungen arbeiten, und damit die ganze Nacht fortfahren.

Die neue Stellung lehnte sich mit dem rechten Flügel an die Scarpe, über welche sogleich Brücken zur Communication mit der Festung La Bassée geschlagen wurden, und auch um die Ankunft feindlicher Transporte von Douay zu verhindern. Der linke Flügel war durch den Cogeul Bach gedeckt und durch die Kavallerie wurden die Wege nach Cambrai und nach Douay beobachtet. Die Fronte war durch ein starkes Retranchement gedeckt, und das Hauptquartier befand sich in Monchi-le-preux. Sehr zweckmässig waren die Commandanten der benachbarten Festungen angewiesen worden, ihrerseits für die Erschwerung der Subsistenz des Feindes thätig mitzuwirken. Wo aber dergleichen nicht ausgeführt wurde, trat der Marschall selbst ins Mittel, wie dies bei dem, feindlicher Seits unbesetzten Ort St. Paul der Fall war, über welchen der Feind mit der Festung Aire und mit St. Omer in Verbindung geblieben war und welchen Ort der Marschall in Person wegnahm. Diese Umgebungen der feindlichen Stellung bei Arras hatten die Folge, dass gar kein Wagentransport durchkommen konnte, und der Feind darauf beschränkt blieb, Kavallerie-Detachements auszuschicken, welche die Vorräthe an die einzelnen Reiter vertheilen, und sie durch dieselben vor und hinter sich auf die Pferde mussten nehmen lassen. Solche Transporte konnten nicht immer verhindert werden. Inzwischen gab dies zu vielen kleinen Gefechten Ver-

anlassung. Der Feind war jedoch gezwungen, sogar seine Pulvertransporte auf eine ähnliche Art durchzubringen, wobei einer derselben auf eine unglückliche Weise gänzlich zu Grunde ging. Man hatte nämlich einem jeden Reiter einen Sack Pulver hinter sich auf das Pferd gegeben und auf diese Art 120 Reiter befrachtet, deren Offiziere sogar ebenfalls einen Sack Pulver mit sich führen mussten und denen ausserdem 80 Pferde, welche mit Granaten beladen waren und von Bauern geführt wurden, folgten. Unter diesen Reitern befand sich ein Betrunkener, welcher Taback rauchte, und als ein Offizier ihm die Pfeife wegnahm, sich demselben thätlich widersetzte. Der Reiter schoss sein Pistol los, und hierdurch erfolgte die Explosion des hinter ihm befindlichen Pulvers, welche sich sogleich auf alle übrige Mannschaft fortpflanzte. Das ganze Detachement, ausser drei oder vier Reitern welche von den Franzosen verstümmelt gefunden wurden, soll durch diesen Unfall umgekommen sein.

Die Thätigkeit der französischen Kavallerie, verbunden mit den Beschwerden der Belagerung, kostete dem Feinde viel, und munterte den Commandanten von Arras und seine Garnison auf, ihre Schuldigkeit zu thun. Auf diese Art verstrich die Zeit, und erst nach sieben Wochen gelangte der Feind mit seinen Tranchéen zur Contrescarpe eines Ravelins. Indess fand sich der Commandant veranlasst an den Marschall die Nachricht gelangen zu lassen, dass er der Hülfe sehr bedürftig sei. Obgleich Türenne von jedem Schritt der Belagerer genau unter-

richtet war, so wusste er doch auch dass der Feind immer etwas mehr Terrain gewönne, und dass man endlich für die Festung Einiges unternehmen müsse. Die Belagerung von Stenay dauerte noch ununterbrochen fort, und schon beschloss Türenne gemeinschaftlich mit dem Marschall La Ferté die Circumvallation anzugreifen, um so mehr da er von Hofe dazu aufgefordert wurde. Allein dies Unternehmen war keine Kleinigkeit, und die Armee hatte eine Art von Scheu dagegen. Die feindlichen Linien waren auch wirklich durch Alles was die Kunst vermag verstärkt worden, und bestanden aus einem neun Fuss breiten gut verpallisadirten Graben, einem starken Profil, und vorliegenden Wolfsgruben nebst kleinen Pfählen. Alles war jedoch zum Angriff vorbereitet, als endlich die Nachricht von der Capitulation von Stenay einlief.

Hierdurch wurden die dort bisher gebrauchten Truppen disponibel, mit welchen der Marschall Hocquincourt gegen Arras marschiren musste, und an der entgegengesetzten Seite der feindlichen Circumvallation ein Lager bezog. Türenne war ihm mit 2000 Pferden entgegen gegangen, nahm darauf nach der vorhin erwähnten Besetzung von St. Paul, eine in der Nachbarschaft der Stellung des Marschalls Hocquincourt gelegene und stark vom Feinde besetzte Abtei, und kehrte alsdann nach Mouchi-le-preux längs den feindlichen Linien, in der Entfernung eines Kartätsch-Schusses zurück. Der Feind that zwar einige Schüsse aus dem Geschütz die auch nicht ohne Wirkung blieben, und wodurch einige Leute der Escorte todt geschossen

wurden; indess konnte der Marschall die feindliche Anstalten sehr genau in Augenschein nehmen, und darnach seine Angriffsdisposition entwerfen. Bei dieser Gelegenheit erlaubten sich einige von seinen Begleitern, über diese in so grosser Nähe unternommene Recognoscirung ihre Gedanken zu äussern, worauf der Marschall erwiederte: „Wenn hier Condé stände, so würde freilich eine solche Besichtigung wegfallen müssen. Aber ich weiss, dass nicht Condé sondern die Spanier hier stehen, und dass ehe der Erzherzog eine Meldung erhält und den Prinzen davon hat benachrichtigen lassen, auch seinen Kriegs-Rath gehörig gehalten hat, ich längst in mein Lager zurückgekommen sein kann."

Nach unserer heutigen Kriegführung und der Menge von Geschützen die jetzt bei den Armeen geführt werden, möchte allerdings eine solche mit einer Kavallerie-Masse von 2000 Pferden, in der Nähe angestellte Recognoscirung, nicht gut möglich sein, ohne einen grossen Theil der Truppen zu kosten. Allein dies ist ohne Zweifel auch nicht der Standpunkt, von welchem aus diese Angelegenheit betrachtet werden muss, denn nur des Marschalls Beurtheilung seiner Gegner bleibt die Hauptsache.

Napoleon, welcher ebenfalls der vorerwähnten Äusserung Türennes gedenkt, begleitet sie mit den Worten: „*voilà qui tient à la partie divine de l'art.*"

Türenne konnte in den nächsten Tagen einen Pulvertransport, ungeachtet aller Maasregeln, nicht hindern in die feindlichen Linien zu gelangen, und be-

schloss nun um so mehr den Angriff des feindlichen Retranchements, als es der Besatzung der Festung an Munition fehlte. Er entwarf die Disposition zu demselben nach der Kenntniss, die er von der Vertheilung der verschiedenen feindlichen Corps in den Linien hatte, und beschloss denjenigen Theil anzugreifen, den die Spanier unter den Generalen Fuensaldegna und Solis besetzt hatten. Zu dem Ende marschirte er mit seinem und des Marschalls La Ferté Armee-Corps den 24. August des Abends rechts ab, passirte die Scarpe, ging um die feindlichen Linien herum, und vereinigte sich nördlich von denselben mit dem Armee-Corps des Marschalls Hocquincourt. Für jedes Corps wurde ein besonderer Angriffspunkt bestimmt, ausserdem aber wurden mehrere falsche Angriffe, auf den Umfang der Circumvallation angeordnet. Die Haupt-Idee bei dem Angriff war, nicht an von einander entfernten Punkten, sondern auf einer und derselben Seite mit der ganzen Armee, und zwar des Nachts, die Unternehmung auszuführen. Türenne wurde hierzu durch die Erfahrung veranlasst, dass wenn ein solches Retranchement von verschiedenen Seiten, und zwar des Nachts angegriffen wird, dies niemals zu gleicher Zeit geschieht, weil die eine Attaque, auch wenn es nicht sein soll, auf die andere wartet, worüber die Zeit hingeht und der Tag anbricht. Bei einem Angriffe an hellem Tage, äussert der Marschall, könne der Feind seine Truppen auf den Angriffspunkten vereinigt halten, des Nachts hingegen dürfe er nicht wagen, alle Punkte der Linien von Truppen zu entblössen.

Dies Alles ist einleuchtend und enthält zugleich die Gründe, weshalb in neuerer Zeit die Linien abgeschafft worden sind. Endlich erinnert Türenne noch, dass man bei Nachtmärschen sich leicht verirren könne, worin Napoleon in seinen Bemerkungen ihm beipflichtet. Bei Arras war die zurückzulegende Distanz jedoch nur klein, und es bedurfte daher nur weniger Maasregeln. Ist aber ein Nachtmarsch sehr lang, alsdann müssen bei jeder marschirenden Colonne besondere Vorkehrungen getroffen werden, nicht nur dass sie sich nicht verirrt, wofür sehr leicht zu sorgen ist, sondern hauptsächlich, dass alle Truppentheile vereinigt bleiben, und in der Colonne keine grosse Zwischenräume entstehen wodurch sie auseinander kommt. Dies ist schwerer, als es zu sein scheint, und wenn die Führung der Spitze einer Colonne durch tüchtige Wegweiser und durch Vorübungen des damit beauftragten einzelnen Officiers gesichert werden kann, so wird hingegen für den Zusammenhang einer nur mässig langen Colonne von 6 bis 8 Bataillons, das Zusammenwirken so vieler einzelner erfordert, dass wenn sie hierin keine Erfahrungen gemacht haben, die grössten Unannehmlichkeiten entstehen können. Man hat in neuerer Zeit bei einigen Armeen, besonders in Frankreich, unter der Benennung der *Promenades militaires* die Uebung im Marschiren auf bedeutende Entfernungen eingeführt, welche gewöhnlich des Tages Statt findet, und des Nachts, vorzüglich bei übler Witterung, nicht nur die Mannschaft fatiguiren, sondern auch die Fussbekleidung verderben würde. Allein

solche Tagesübungen wollen nicht viel bedeuten. Würden sie hingegen des Nachts, und zwar in finstern Nächten und bei üblem Wetter, wie es im Frühjahr und im Herbst eintritt, angestellt: alsdann könnte diese Uebung wichtiger werden, wiewohl immer den Ernst des Krieges nicht ersetzen, für welchen in keinen Beziehungen ein stellvertretendes Mittel aufgefunden werden kann.

Die Armee der drei Marschalle traf ohne weitere Schwierigkeit zusammen und näherte sich den Linien auf zweihundert Schritt in zwei Treffen, ohne dass dadurch Lärmen entstand. Dies geschah erst alsdann als die Infanterie nur noch hundert Schritt entfernt war, und nun ihre Lunten hervorholte, wodurch der Angriff verrathen und mit einem Lärmschuss vom Feinde begrüsst wurde.

Der Angriff des Marschalls Türenne glückte, der des Marschalls La Ferté schlug fehl. Türenne liess sogleich einen ansehnlichen Theil des Grabens und der Wolfsgruben, mit Faschinen bedecken und für die Kavallerie an Durchgängen und Oeffnungen arbeiten. Die Eroberung der Linien auf dem Angriffspunkt des Marschalls Türenne, hatte fast gar keine Umstände gemacht, und die Truppen welche sich den Angriff sehr gefährlich gedacht hatten, fanden sich zu ihrer Verwunderung getäuscht. Dies ist sehr oft bei Unternehmungen der Fall, die für schwierig gehalten werden, und zu denen nichts weiter als eine gewisse Portion Dreistigkeit gehört. Eine solche Unverzagtheit dem Soldaten, den einzelnen Bataillons, Regimen-

tern, ja, der ganzen Armee einzuflössen, ist nicht unmöglich. Dergleichen gehört zu den Fähigkeiten, die ein commandirender Offizier kleinerer oder grösserer Abtheilungen, ein General, und ganz besonders ein commandirender General, besitzen muss. Es ist dies ebenfalls eine „*partie divine de l'art*," von der Napoleon spricht. Der Marschall besass diese Kunst in einem hohen Grade. Er redete öfter mit höhern und andern Officieren, von dem Angriff auf die feindliche Linien, und verbreitete unter ihnen seine Ansichten. So setzte er auseinander, dass wenn er die Circumvallation auf einer Stelle, mit funfzehn Bataillons angriffe, nothwendiger Weise ein Theil von diesen Truppen auf einen unbesetzten Theil treffen, und dadurch den andern die nicht hätten eindringen können, den Eingang in die Linien öffnen müsste; er erwähnte des Vortheils eines nächtlichen Angriffs, bei welchem eine feindliche Abtheilung, der andern nicht zu Hülfe zu kommen wagen würde. Er zeigte ihnen ferner die Wirkung der falschen Angriffe, und äusserte seine Überzeugung, dass wenn nur der Marsch mit grösster Ordnung erfolge, und wenn die Truppen nur erst da ständen, wo er den Angriff disponirt habe, ein glücklicher Erfolg gar nicht zu bezweifeln sei.

Der Herzog von York (nachher Jacob II.) führt in seinen Memoiren mehrere Äusserungen des Marschalls vor dem Ereigniss an, und setzt nicht unrichtig hinzu, dass solche Mittheilungen einen grössern Eindruck hervorgebracht hätten, als die langen Reden welche man den Feldherren des Alterthums in den Mund zu legen pflegt, wovon er Zeuge gewesen sei.

von der Infanterie viele vereinzelte Soldaten zu Gefangenen zu machen, und dadurch einem grossen Theile der spanischen Infanterie die Gelegenheit zu verschaffen, entweder nach Cambray oder nach Douay entkommen zu können. Von der Kavallerie ging wenig verloren. An Geschützen hingegen büsste der Feind 60 Stück, theils in der Linie, theils in den Trancheen ein. Den Verlusst desselben giebt Türenne auf 2 bis 3000 Mann, Andere aber geben ihn auf 4000 Mann Todte und Gefangene, grösstentheils Infanterie, an. Ausserdem wurde die ganze Bagage erbeutet. Den Verlust der Franzosen berechnete man an Todten und Verwundeten, auf 400 Mann. Der Feind wurde nicht weiter verfolgt. Das Lager wurde geplündert.

Diese Waffenthat gab dem grossen Ruf des Marschalls Türenne einen neuen Glanz. Man bewunderte ihn in allen Ländern, und der Hof, welcher ihm seinen Dank äusserte, kam von Peronne nach Arras, woselbst derselbe sich einige Wochen aufhielt. Hierauf begab sich der König nach Paris und nahm die beiden Marschalle la Ferté und Hocquincourt mit sich, wodurch das Commando der Armee ausschliesslich dem Marschall Türenne übertragen wurde.

Der Feind hatte sich in seine festen Plätze zurückgezogen, und die französische Armee marschirte nun gegen die Schelde, welche sie zwischen Cambray und Bouchain überschritt. Von hier rückte Türenne bei Condé vorbei, und nahm le Quesnoy weg, worauf er Binches eroberte. Dort blieb die Armee 12 bis 14 Tage stehen und setzte Quesnoy in Vertheidigungs-

stand, welches, da der Prinz von Condé wieder einen Theil der spanischen Armee versammelt und sich in einer Entfernung von 2 bis 3 Stunden postirt hatte, mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, und Türenne hinderte, weiter in das feindliche Land gegen Brüssel und Brabant vorzurücken.

Im November marschirte Türenne, und zwar mit den grössten Präcautionen, in sechs Colonnen gegen Maubeuge zurück, auf welchem Marsch der Prinz von Condé versuchte, ein Arriergarden-Gefecht zu engagiren, welches jedoch nicht gelang. Indess kam die Armee bei Maubeuge an, als es schon Nacht geworden war. Hier aber verursachte die Bagage eine solche Verwirrung, dass dem Marschall nichts übrig blieb, als einige Bataillons nach der Gegend woher der Feind kommen konnte, vorzuziehen und mit ihnen unter dem Gewehr stehen zu bleiben bis es Tag geworden war. Am folgenden Morgen, den 23. November marschirte die Armee nach Bavai, alsdann bis unweit Quesnoy, und hierauf nach Cateau-Cambresis, wo sie einige Zeit stehen blieb. Während des Aufenthalts in dieser Stellung, liess der Marschall die Schlösser Anvillers und Girondelle bei Rocroy wegnehmen, auch fielen mehrere Gefechte bei Gelegenheit von grossen Fouragirungen vor. Bei einer derselben, welche nach einer Gegend unternommen werden sollte, in welcher bereits ein nachtheiliges Gefecht Statt gefunden hatte, beschloss der Marschall, in Person die Bedeckung anzuführen. Er nahm hierzu 20 Escadrons, 2 Bataillone und 4 Geschütze, und überzeugte sich da-

durch, dass eine ähnliche Expedition jedesmal eine starke Bedeckung erfordere, wozu in der Folge 1500 bis 4000 Pferde, 1000 Mann Infanterie und einige Geschütze, unter dem Befehl eines Generals verwendet wurden. Endlich bezog die Armee bei eintretendem Winter die ihr bestimmten Quartiere.

Zwei Bemerkungen drängen sich dem Beobachter bei dem Hauptereignisse dieses Feldzugs, nämlich bei der Belagerung von Arras auf, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können.

Die erste betrifft das Verhalten der spanischen Armee, die zweite ihre Linien.

Was jenes anbelangt, so scheint es unbegreiflich zu sein, warum die spanischen Generale in Beziehung auf die ihnen gegenüberstehende französische Armee, keine thätigeren Maasregeln ergriffen, sondern sich fast ganz leidend benommen haben, und zwar um so mehr, da ihre Armee doppelt so stark als die des Marschalls Türenne war, ehe ihn die von Stenay ankommenden Truppen verstärkt hatten. Schon die Idee, eine Festung im Angesicht des Feindes belagern zu wollen, ist anstössig. Denn, was kann nicht ein feindliches Corps, wenn es auch sehr schwach aber nur recht thätig ist unternehmen, um eine Belagerung zu chicaniren, wenn ihm gar nichts, als höchstens einige unbedeutende Kavallerie-Detachements entgegengesetzt wird. Der Erzherzog und der General Fuensaldegna liessen sich geduldig die Communication mit ihren Depots abschneiden, ohne dagegen thätig hervorzutreten. Sie hätten weit sicherer gethan, wenn sie,

sobald sich vom Feinde etwas in ihrer Nachbarschaft spüren liess, demselben mit dem grössten Theil ihrer Armee entgegen gegangen wären, und ihn angegriffen hätten. Die geringe Garnison von Arras, hätte unterdess mit einigen tausend Mann füglich im Zaum gehalten werden können. Allein die Generale wollten ein Gefecht nicht wagen und hofften, nach Napoleon's Aeusserung, die Festung ohne ein solches zu erobern. Es bedarf keines Beweises, dass sie diesen Irrthum sehr theuer bezahlen mussten. Es kann daher als eine Regel betrachtet werden die selten eine Ausnahme leidet, dass wenn eine Armee eine grosse Belagerung unternehmen will, der Feind zuvor entfernt sein muss. Eben so kann man annehmen, dass wenn der Feind in seinen Operationen, durch eine von ihm zu unternehmende Belagerung gehindert wird, es vortheilhaft ist, ihn während derselben anzugreifen, weil seine Kräfte getheilt sind. Diese letztere Theilung erfolgt in neuerer Zeit durch die Nothwendigkeit einer Observations-Armee. Die neuesten Beispiele von ungeheuern Heeren, welche zugleich eine Belagerung oder Berennung vornehmen und auch ihre Operationen fortsetzen können, darf nicht als Regel angenommen werden. Hätte der Gegner kein deckendes Corps, alsdann würde die Verfahrungsart des Marschalls Türenne nachgeahmt zu werden verdienen.

Die zweite Bemerkung in Betreff der Linien dient lediglich uns zu erinnern, dass eine solche Feldverschanzung höchst unzuverlässig war. Dies wird durch den Vorfall bei Arras auf das Klarste erwiesen, woraus

zugleich ersichtlich wird, dass Türenne die Fehler solcher Verschanzungen sehr gut kannte und eben deshalb die Nacht zum Angriff wählte. Napoleon macht hierbei die Bemerkung, dass wenn die Spanier eben so verfahren wären, wie der Prinz von Condé, der Ausgang des Angriffs schwerlich derselbe gewesen sein würde, welches allerdings sehr möglich ist. Allein die Linien waren einmal erstiegen und hatten wenig Widerstand geleistet, weil, nach Napoleon's eigener Behauptung, die hauptsächliche Vertheidigung derselben auf der Wirkung des Feuers beruht, die Besatzung aber unmöglich alle Theile vertheidigen kann, wodurch alsdann unbesetzte Stellen übrig bleiben müssen und von dem Angreifenden leicht überstiegen werden können. Hierin besteht also die Schwäche, oder wenn man will, die Untauglickeit der Linien, von denen Niemand mehr Gebrauch zu machen aufgelegt ist.

Desto auffallender ist es, wenn ein Feldherr von grosser Erfahrung, wenn Napoleon, die Linien in besondern Schutz nimmt, ihren Gebrauch angelegentlich empfiehlt und Gründe für denselben hervorsucht, deren Anwendbarkeit in Zweifel gezogen werden kann.

Er frägt zuerst: Soll eine Belagerungs-Armee, sich durch eine Circumvallations-Linie decken und darin den Angriff abwarten, oder soll sie sich theilen, und mit der einen Hälfte die Belagerung unternehmen, mit der andern aber sie bedecken?

Schon diese Frage greift weiter als sie sollte, denn eine Armee kann ihre Einschliessung und sich selbst durch fortificatorische Hülfsmittel verstärken, und dem-

unerachtet ein Observations-Corps zur Deckung der Belagerung ausschicken, oder auch bei Annäherung des Feindes, nur wenige Truppen vor der Festung lassen und mit den übrigen ihm entgegen gehen, wie Feuquières mit Recht anräth. Es giebt hierbei eine so grosse Menge von Möglichkeiten, dass man sie nicht alle erschöpfen, voraussehen und dagegen Mittel vorschreiben kann. Nimmt man nun aber den bestimmten Fall an, dass eine Armee sich durch Fortificationen sichern will und fragt aldann, welche Hülfsmittel die besten sind, indem vorausgesetzt wird, dass man eine freie Wahl hat: alsdann ist ohne Zweifel die Anwendung der Linien das schlechteste, was man wählen kann.

Linien nämlich sind zusammenhangende Verschanzungen, um vermittelst ihrer einen gegebenen Raum zu vertheidigen, bei welchen gar nicht auf die erforderliche Besatzung, sondern lediglich auf den zu umschliessenden Raum Rücksicht genommen wird. So sind die Weissenburger, die Lauterburger, die Stohlhofer und andere Linien, die man in Deutschland „Landwehren" nannte, zur Deckung ganzer Landstriche entstanden, bei welchen ihre Urheber zuverlässig nicht daran gedacht haben, wie viel Truppen zur Besetzung solcher Linien nothwendig sind. Von solcher Ansicht ausgehend, als ob eine Verschanzung sich schon allein vertheidigen würde, fand deren Anwendung auch in andern Fällen Statt, wobei angenommen wurde, dass die einzeln hinter der Linie vertheilten Posten hinreichen würden, zu rechter Zeit Lärm

zu machen, wo denn der Vertheidiger sich dem Angreifenden entgegen werfen könnte. Die Autorität und das Vorurtheil nahmen sie lange in Schutz, bis die Erfahrung dazwischen trat und die neuere Ingenieur-Wissenschaft sichere Mittel an die Hand gab, durch welche grosse Räume umschlossen werden können. Wenn Napoleon anführt, dass der Herzog von Parma, Spinola, der Prinz von Oranien, Condé, Türenne, Luxemburg und Eugen, sich der Linien bedient hätten, so sieht derselbe sich dennoch genöthigt hinzuzusetzen, dass damals die Armeen eine wenig zahlreiche Artillerie mit sich führten, und der Gebrauch der Haubitzen unbekannt war.

Es findet aber ein grosser Unterschied statt, zwischen den sublimen und unveränderlich wahren Conceptionen grosser Feldherren, und den Mitteln deren sie sich bedienen konnten, und man darf nicht vergessen, dass jene ewig wahr bleiben und von genialen Heerführern einst, wiewohl in ganz veränderter Form und Gestalt, wieder in das Leben gerufen werden können, während diese, die Mittel, der Veränderung bei ihrer Vervollkommnung unterworfen sind. So richtig es also ist, dass die Hülfsmittel der Verschanzungskunst, besonders in ihrer neueren Beschaffenheit, einen grossen Einfluss auf den Angriff der Festungen haben können: so folgt doch daraus keineswegs, dass wir die Methode vergangener Jahrhunderte befolgen, und zu den Linien zurückkehren müssen. Dagegen können wir, wenn es darauf ankommt, die Frage der Circumvallationen durch die Feldfortification zu lösen,

die Aufgabe anders stellen, und von dem Ingenieur verlangen, einen gegebenen Raum, wie eine Circumvallation, welcher kleiner sein muss, als wenn er durch Linien begrenzt würde, mit Berücksichtigung auf unsere Stärke, gegen einen übermächtigen Feind durch Verschanzungen sicher zu stellen. Es würde dies eine selten Statt findende Ausnahme von der vorhin erwähnten Regel sein, welche letztere keinesweges dadurch aufgehoben wird. Der Ingenieur würde nun die Auflösung wahrscheinlich durch Anlegung von einzelnen, sogenannten detaschirten Werken finden, und den Raum hinter denselben zu einer solchen Vertheidigung einzurichten suchen, bei welcher die Uebermacht von geringerem Gewicht werden muss. Soll und muss denn der Fall eintreten, dass eine Armee schlechterdings eine Belagerung im Angesicht des Feindes zu unternehmen gezwungen, aber auch genöthigt ist, wegen ihrer Schwäche vereinigt zu bleiben, alsdann könnte eine Circumvallation nöthig und auf diese Art bewerkstelligt werden. Ein solcher Fall gehört in das Gebiet der Möglichkeit, und die einzige unveränderlich Regel im Kriege bleibt unaufhörlich die, von allen erdenkbaren Hülfsmitteln, von jeder Anordnung welche die Erreichung des vorliegenden Zwecks befördern kann, Gebrauch zu machen. Aber Circumvallationen als die Regel aufzustellen, welche bei jeder Belagerung gewöhnlicher Weise befolgt werden soll, ist eben so bedenklich, als der Bau von zusammenhangenden Linien verwerflich bleibt.

Wir würden uns ganz von unserer Hauptaufgabe entfernen, wenn wir diesen Gegenstand erschöpfen, oder auch nur die Ideen Napoleon's sämmtlich weiter verfolgen wollten. Doch ist es anderer Seits auch nicht gut möglich, manche in Anregung gebrachte Gedanken ganz zu übergehen, obgleich wir uns die Kürze zur Pflicht machen müssen.

Alle Fälle vorherzusehen, ist nicht möglich. Wenn aber eine zum Entsatz anrückende Armee einmal geschlagen worden ist, alsdann möchte sie schwerlich zum zweiten Male und zwar in einigen Monaten, in welchen die Belagerung beendigt sein kann, wieder erscheinen, wie Napoleon jedoch in der Apologie seiner Circumvallations-Linien annimmt. Eben so schwerlich anwendbar möchte die Berechnung desselben sein, wie stark die Observations-Armee angenommen werden soll, welches nachzulesen dem geehrten Leser überlassen bleiben muss. Denn, nach jener um die Hälfte ermässigten Berechnung, würde die Belagerung einer grossen Festung, welche 20,000 Mann Besatzung hat, nicht weniger als eine Belagerungs-Armee von 140,000 Mann erfordern, und man demunerachtet nur 70,000 Mann als Deckungs-Corps aufstellen können. Wenn nun aber der Feind mit 100,000 Mann sich jener Belagerungs-Armee nähert; welcher General wird alsdann es vorziehen, in der Contrevallation mit 70,000 Mann zu verbleiben, und nur 70,000 Mann dem Feinde entgegen zu stellen? Wahrlich! es ist weit sicherer, die Festung einstweilen mit einem hinreichend starken Corps beobachten zu lassen, und sich dem Feinde ent-

gegen zu werfen, als im Vertrauen auf die Contrevallation, die Hälfte der Armee einem möglichen Echec auszusetzen. Dies würde jedoch aus den von Napoleon für heilsam erachteten Massregeln folgen*).

Derselbe äussert ferner, die spanische Armee habe bei Arras, die Belagerung 38 Tage in Gegenwart Türenne's fortsetzen können, weil sie Contrevallations-Linien gehabt habe, ohne welche sie nicht im Stande gewesen sein würde, 24 Stunden mit der Belagerung fortzufahren. Es bleibt indess dahin gestellt, ob Türenne, mit seiner besonders zu Anfang sehr schwachen Armee, den Erzherzog angegriffen haben würde. Und, kann man fragen, was hatte der Feind am Ende gewonnen? Würde ein grosses Gefecht ihm mehr gekostet haben, als der nachherige grosse Verlust? Es ist zu weitläuftig mehrere Beispiele anzuführen, unter denen jedoch gerade das von Napoleon erwähnte Gefecht von Denain (1712) am deutlichsten die Schwäche langer Linien erweist.

Wenn Friedrich der Grosse die Belagerung von Olmütz aufheben musste, welche Napoleon anführt, so geschah dies wahrlich nicht deshalb, weil er keine Circumvallations-Linien hatte, sondern wie bekannt,

*) Nach dem von Napoleon gegeben Ueberschlag, ist obenstehende Rechnung eigentlich viel zu gering, und es würden für eine Festung mit einer Besatzung von 20,000 Mann, welche eine Ersatz-Armee von 100,000 Mann zu erwarten hat, nicht weniger als 140,000 Mann zum Belagerungs-Corps und 100,000 Mann zur Observations-Armee, in Summa 240,000 Mann zu deren Eroberung erfordert werden, deren Minimum immer noch auf 180,000 Mann sich belaufen würde. Was aber eine noch schwächere Armee anbetrifft, so würden z. B. 120,000 Mann, ohne Observations-Armee gegen die anrückenden 100,000 Feinde bleiben, dafür aber in Linien sich begeben müssen.

weil ein Transport bei Domstädtel vernichtet wurde. Man kann allerdings nicht bestimmen, was geschehen sein würde, wenn der grosse König bei Prag 1757 sich durch eine Circumvallation gedeckt hätte und dem Feldmarschall Daun nicht entgegen marschirt wäre. Schwerlich würde jedoch die preussische Armee stark genug gewesen sein, eine Circumvallation gegen 60,000 Mann von Aussen, und zugleich die Contrevallation gegen die Garnison von Prag zu vertheidigen. Wäre aber hier ein ähnliches Unglück wie bei Collin erfolgt, so möchten die Folgen noch ungleich grösser und verderblicher gewesen sein. Es ist zwar eben so schwer als überflüssig hierüber zu entscheiden; allein der Fall bei Prag, scheint in keiner Art für die Anwendung einer Circumvallation günstig gewesen zu sein, und dadurch zu beweisen, dass dergleichen Vorschriften sich um so weniger generalisiren lassen, als sie offenbar unter die Ausnahmen gerechnet werden müssen. Napoleon führt zwar den von ihm selbst erlebten wichtigen Vorgang bei Mantua an, indess müssen wir die Zergliederung desselben für eine andere Gelegenheit ersparen, auch scheint dabei noch ein besonderer Umstand obgewaltet zu haben.

Wenn Napoleon endlich von der Circumvallation anmerkt: „*C'est un moyen supplémentaire de forces et de protection, qui n'est pas à dédaigner*" so ist hiergegen, für Reservat-Fälle, nichts einzuwenden. Alles Übrige scheint jedoch nur bedingungsweise empfehlenswerth zu sein, schwerlich aber als allgemeine Regel festgestellt werden zu können, in so fern nämlich

von der Hülfe im Allgemeinen die Rede ist, welche die Verschanzungskunst gewährt, nicht aber von zusammenhängenden, nicht gehörig zu besetzenden Linien. Alles was derselbe am Ende seiner Bemerkung über ein Ideal von einer Circumvallation sagt, eignet sich mehr für die Verchanzung mit einzelnen Werken, als für eine zusammenhängende Fortification, und die Gedanken eines berühmten Feldherrn dürfen uns nicht verleiten, sie ohne Prüfung für Axiome anzuerkennen. Höchlich beachtenswürdig sind seine Worte: „*Il faut encourager les ingénieurs à perfectioner les principes de la fortification de campagne, à porter cette partie de leur art au niveau des autres.*"

Zehnter Feldzug, 1655.

Die Armee wurde Anfangs Juni bei Guise und bei Laon zusammen gezogen; der Feind versammelte die seinige ebenfalls an zwei Orten, nämlich an der Sambre, 6 bis 7 Stunden von Landrecies unter dem Prinzen von Condé, und bei Mons unter dem Erzherzog. Beide gegen einander stehende Armeen waren fast von gleicher Stärke.

Der Marschall Türenne sah ein, dass um Quesnoi zu behaupten, man Landrecies wegnehmen müsse, welche letztere Festung hinter der erstern liegt. Indess war diese Unternehmung nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten, da der Feind in der Nähe stand und freie Hände hatte, die Belagerung zu stören. Die

feindlichen Generale konnten jedoch aus der Stellung der französischen Armee nicht sogleich die Absicht des Marschalls errathen, bis derselbe endlich seine Truppen vor Landrecies zusammengezogen hatte, eine feindliche Verstärkung der Garnison zurückwies, und seine Circumvallation in drei Tagen vollendete. Zugleich sorgte er für Herbeischaffung der nöthigen Subsistenz-Mittel auf einen Monat, und vereitelte dadurch die Absichten Condé's, welcher sich hierauf bei Vadencourt zwischen Guise und Landrecies setzte, um den Belagerern alle Zufuhren abzuschneiden. Dieser Marsch hatte lediglich die Folge, dass der König und der Hof, welche sich nach La Fère begeben hatten, nach Laon zurück zu gehen genöthigt waren.

Am achten Tage wurden die Laufgräben vor Landrecies eröffnet, und hierauf so rasche Fortschritte gemacht, dass nach zehn Tagen offener Tranchée, an beiden Bastionen der Angriffsfronte, durch Sprengung von zwei Minen eine Brèche entstanden war, worauf die Besatzung capitulirte und freien Abzug erhielt. Der Feind, hatte ausser kleinen Gefechten die bei Gelegenheit des Fouragirens vorfielen, nichts von Bedeutung unternommen, und Condé zog sich von Vadencourt nach Cambray zurück.

Der König traf nun in Guise ein, und La Capelle wurde berennt. Türenne war der Meinung man müsse in des Feindes Land vordringen und deshalb sich nicht mit Belagerung zur Seite liegender fester Plätze beschäftigen, als in einem Kriegsrath die Eroberung von Avesnes vorgeschlagen wurde, sondern längs der

Sambre vorgehen, um sich dem Feinde zu nähern und alsdann nach den Umständen zu verfahren.

Die feindliche Armee stand jetzt zwischen Condé, Valenciennes und S. Guislain, und hatte ein dermassen inondirtes Land vor ihrer Fronte, dass die französische Armee, welche bis Bavai vorgerückt war, in der dortigen Gegend keinen Übergang über die Haine finden konnte. Es wurde daher beschlossen, zwischen Bouchain und Valenciennes über die Schelde zu gehen, auf Condé zu marschiren und dort abermals die Schelde zu überschreiten, wodurch die feindliche Stellung hinter der Haine umgangen werden konnte.

Diesem Entwurf gemäss setzte sich die Armee in Bewegung, ging am 13. August bei Neuville über die Schelde, und marschirte gegen Valenciennes, während der Feind bei letzterm Ort auf das linke Scheldeufer ging und sich in einer guten Stellung zwischen dem Gehölz von St. Amand und der Festung festsetzte, in welcher derselbe durch eine alte Linie gedeckt war. Als aber am folgenden Tage Türenne dem feindlichen Corps entgegen marschirte, zog der Prinz von Condé, welcher dasselbe anführte, sich auf Condé und darauf auf Tournay zurück. Der Marschall schickte ihm ein starkes Kavallerie-Detachement nach, welches seine Arriergarde angriff und den Prinzen in grosse Verlegenheit hätte bringen können, wenn der General Castelneau, welcher dasselbe commandirte, nicht aus übel angebrachter Civilität mit einigen bekannten Officieren des Feindes, sich in eine Unterredung eingelassen

hätte, wodurch diese Zeit gewannen, ihre Truppen ein Defilé passiren zu lassen, worauf sie davon ritten.

Die Armee des Marschalls, bei welcher der junge König sich anwesend befand, bezog den 16. nahe bei Condé eine Stellung, stellte die Brücken über die Schelde her und berennte diese Festung, welche den 19. capitulirte. Die Garnison erhielt freien Abzug, um, nach Napoleon's Äusserung, dadurch die Commandanten anderer Festungen zu einer baldigen Ergebung zu vermögen, woran auch wohl nicht zu zweifeln ist. Der geringe Widerstand, den die Festung Condé leistete, wird der schlechten Befestigung des Ortes beigemessen, welcher indess 2000 Mann Besatzung hatte. Merkwürdiger ist es, dass der Feind der französischen Armee zwecklos entgegen gegangen war, und darauf ohne weiter sich ihr entgegen zu stellen, wieder sich zurückgezogen hatte, wobei die Arriergarde einigermassen ins Gedränge gekommen war. Der ganze Vorgang blieb zwar ohne entscheidende Folgen, indess gab er demungeachtet Gelegenheit, dass Condé und Türenne, welche immer in gutem Vernehmen gelebt hatten, für lange Zeit gänzlich mit einander zerfielen. Die Veranlassung hierzu war ein Brief des Marschalls Türenne an den Cardinal Mazarin, worin er ihm den Rückzug des Feindes und die Vorfälle bei der Arriergarde, so wie sie ihm gemeldet worden waren, anzeigte. Dieser Brief wurde aufgefangen und dem Prinzen von Condé überbracht, welcher über den Inhalt desselben höchlich entrüstet wurde. Er schrieb darauf einen anzüglichen Brief an den Marschall, wel-

eher indess darauf nicht antwortete, von nun an aber sein Benehmen gegen den Prinzen gänzlich änderte. Condé musste sich durch den Hergang selbst getroffen fühlen, denn er schrieb an noch mehrere Officiere der Armee, und suchte sich zu rechtfertigen. Türenne begnügte sich bloss dem Trompeter welcher den Brief gebracht hatte, sagen zu lassen, er würde ihn hart strafen, wenn er jemals wieder dergleichen Briefe brächte. Alle Verhältnisse zwischen ihm und dem Prinzen waren abgebrochen.

Nach der Übergabe von Condé wurde S. Guislain belagert, welches sich bald gegen ähnliche Bedingungen wie der letzten Festung zugestanden wurden, ergab. Die Armee blieb nun mehrere Wochen stehen, während welcher Zeit für das Ravitaillement der eroberten Plätze gesorgt wurde. Der Feind, welcher die französische Armee weit vorgedrungen und eine Menge von festen Plätzen durch dieselbe bedroht sah, sorgte nun nur für ihre Besatzungen, schwächte aber seine Armee dadurch so sehr, dass ihm fast nichts übrig blieb um damit im Felde zu erscheinen. Er besorgte vielleicht mehr, als der Gegner auszuführen im Stande war, und vergrösserte die Gefahr über die Gebühr; wenigstens verhielt er sich in seinen Lagern bei Condé, Tournay, Ath und Mons ruhig. Gegen Ende Novembers gingen beide Theile in die Winterquartiere.

So wenig dieser Feldzug grosse Ereignisse darbietet, so entwickelt sich dennoch immer mehr die Methode des Marschalls Türenne, da wir ihn in allen

seinen Campagnen gegen seinen Feind auf eine Art manoeuvriren sehen, bei welcher er niemals der offenbaren Gewalt überlässt, was durch Märsche auf eine wohlfeilere Art erreicht werden kann. Dies zeigte er als der Feind in einer festen Stellung hinter der Haine stand, welche Mazarin zu forciren vorschlug, wodurch nach seiner Meinung, die französische Armee einen besondern Waffenruhm erwerben könnte. Dieser Ansicht widersetzte sich der Marschall, und schlug dagegen die Umgehung durch ein zweimaliges Passiren der Schelde vor. Hätte er weniger Ansehn gehabt, so würde er schwerlich durchgedrungen sein, weil die beschränktesten Köpfe immer am meisten für ihre Meinungen eingenommen sind, und besonders wenn sie in einer hohen Stellung stehen, sich nicht einmal die Zeit nehmen einen Vorschlag gehörig zu würdigen. Türenne's Ruf war aber längst gegründet, sie überliessen ihm daher den Ausspruch, den sie sich sonst ganz allein vorbehalten haben würden.

Diese Bewegung beweist zugleich, dass eine noch so starke Stellung, wenn sie nicht wenigstens zwischen zwei Meeren liegt, umgangen werden kann, und keinen andern Vortheil hat, als den Feind zu einer solchen Umgehung zu zwingen, und dadurch Zeit zu andern Schritten zu gewinnen. Von dem letztern machte der Gegner Türenne's aber keinen Gebrauch, weil er kam, und ohne etwas auszurichten zurückging. Der Vortheil ging also verloren.

Hieraus leitet nun Napoleon, und mit Recht, den Grundsatz ab, dass man niemals den Feind in einer

Stellung in der Fronte angreifen müsse, wenn man sie durch Umgehung bezwingen kann. Es muss aber auch selbst dieser Ausspruch eines Meisters vielen Ausnahmen und Beschränkungen, dem Anschein nach unterworfen sein, da er selbst in sehr wichtigen Fällen und noch in seiner letzten Schlacht, eine solche Ausnahme für zweckmässiger als einen Flügel-Angriff angesehen hat.

Sehr preiswürdig ist dagegen sein zweiter Grundsatz, dass ein General niemals thun müsse was der Feind wünscht. Wenn daher im Gegentheil eine Disposition sich mit der des Gegners auf eine vortheilhafte Art durchkreuzt und geradezu ihr entgegensezt ist: alsdann ist es sehr wahrscheinlich, dass wenn die Ausführung nicht verfehlt wird, daraus sehr vortheilhafte Resultate hervorgehen müssen. Eben so wenig lässt sich endlich der letzte Ausspruch bestreiten, dass man die mit grossem Fleiss vom Feinde ausgewählten oder gar mit Sorgfalt verschanzten Schlachtfelder vermeiden müsse, welches von Niemand bezweifelt werden kann. . . . .

Gedruckt bei L. W. Krause in Berlin.

Inhalt.

Gustav Adolph.

Türenne.